NY PUBLIC LIBRARY THE BRANCH LIBRARIES
3 3333 08101 9222

G-398 Bechstein
Neues Deutsches Märchen-
buch
6761 f.90

PICTURE BOOK

Neues deutsches Märchenbuch.

Pracht-Ausgabe.

Neues Deutsches Märchenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.

Zweiundachtzigste Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Mit 16 Farbendruckbildern und 60 Holzschnitten.

Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
(Übersetzungsrecht vorbehalten.)

PUBLIC LIBRARY
ASTOR
TILDEN
C

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

C G 398
B

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Aschenpüster mit der Wünschelgerte	1
2.	Das Natterkrönlein	11
3.	Das klagende Lied	16
4.	Schneider Hänschen und die wissenden Thiere	24
5.	Sonnenkringel	39
6.	Der starke Gottlieb	41
7.	Gevatterin Kröte	54
8.	Seelenlos	56
9.	Das Hellerlein	64
10.	Der schwarze Graf	66
11.	Das winzige, winzige Männlein	73
12.	Die schlimme Nachtwache	79
13.	Die scharfe Schere	80
14.	Das tapfere Bettelmännlein	92
15.	Zwergenmützchen	98
16.	Der Wandergeselle	108
17.	Marien-Ritter	126
18.	Vom Knaben, der das Hexen lernen wollte	128
19.	Die drei Wünsche	135
20.	Die Kuhhirten	146
21.	Das Unentbehrlichste	149
22.	Der Fischkönig	154
23.	Die Schlange mit dem goldnen Schlüssel	157
24.	Die goldene Schäferei	159
25.	Die verwünschte Stadt	169
26.	Schab' den Rüssel	173

Seite

27. Der redende Esel 180
28. Der fromme Ritter 188
29. Der wandernde Stab 190
30. Die Wünschdinger 200
31. Das blaue Flämmchen 214
32. Undank ist der Welt Lohn 218
33. Der fette Lollus und der magere Lollus 228
34. Die Adler und die Raben 234
35. Vom Hasen und dem Elephantenkönige 240
36. Von einem Hasen und einem Vogel 247
37. Vom Einsiedel und den drei Gaunern 253
38. Der listige Rabe 256
39. Der Dieb und der Teufel 259
40. Die verwandelte Maus 264
41. Der Raben Arglist und Rache 268
42. Die beiden Brüder 270
43. Schlange Hausfreund 274

Neues deutsches Märchenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.

1.

Aschenpüster mit der Wünschelgerte.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine einzige Tochter, welche er über alle Maßen liebte. Seine Frau war gestorben. Die Tochter war außerordentlich schön, und was sie nur immer wünschte, das gab ihr der Vater, weil er kein größeres Glück kannte, als sein Mägdlein zu erfreuen, vielleicht auch, weil sie ein Wünschmädchen war, dem jeder Wunsch ausgieng. — »Schenke mir ein Kleid, Vater, das von Silber steht, ich will Dir auch einen Kuss dafür geben!« sprach eines Tages die Tochter zum Vater, und sie empfieng bald das Kleid.

»Schenke mir ein Kleid, lieber Vater, das von Golde steht!« sprach die Tochter bald darauf, »und ich will Dir zwei Küsse geben.«

Auch diesen Wunsch erfüllte der Vater dem Mädchen

»Schenke mir ein Kleid, das von Diamanten steht, liebster Vater, und ich will Dir drei Küsse geben!« bat wiederum die Tochter, und der Vater sagte ihr: »Du sollst es haben, aber Du machst mich arm.«

Der Vater schaffte das Kleid, und die Tochter fiel ihm dankend um den Hals, küsste ihn dreimal und rief:

»Nun, herzgoldener, herzallerliebster Vater, schenke mir eine Glücksruthe oder Wünschelgerte, so will ich stets Dein Goldkind sein, und alles thun, was ich Dir an den Augen absehen kann!«

»Mein Kind,« sprach der Vater, »eine solche Gerte habe ich nicht, auch wird sie schwerlich zu bekommen sein. Doch will ich mein Heil versuchen, auf dass ich Dich ganz glücklich mache.«

Da verreisete der Vater und nahm sein letztes Vermögen mit und forschte nach einer Wünschelgerte, aber kein Kaufmann hatte dergleichen feil. So kam der Mann weit in ein fernes Land, da fand er von ohngefähr einen alten Zauberer und hörte, dass dieser eine Wünschelgerte besitze. Diesen Zauberer suchte der nur zu gute Vater auf und trug ihm sein Anliegen vor und fragte, was die Gerte kosten solle.

Der alte Zauberer sprach: »Wenn die Menschen Wünschelgerten mit Gelde kaufen könnten, so würde es auf Erden bald keinen Wald mehr geben, und wenn auch jedes Bäumelein und jedes Zweigelein eine solche Ruthe wäre. Wer eine solche Gerte empfängt, opfert seine Seele und stirbt drei Tage nachher, wenn er sie aus der Hand gegeben, es wäre denn, er gäbe sie jemand, der auch seine Seele dafür zu opfern gelobt und bereit ist. Dann geht die Seele des Besitzers frei aus.«

»Gut,« sprach der Vater. »Meinem Kinde zuliebe scheue ich das verlangte Opfer nicht. Gib mir die Gerte!« — Der alte Zauberer ließ den Mann seinen Namen in ein Buch schreiben und erfüllte sein Verlangen. Die weite Reise nach der Gerte zehrte den letzten Rest des Vermögens des reichen Mannes auf. Aber es war ihm einerlei, denn sein einziger Wunsch und Gedanke war, der Tochter alle ihre Wünsche zu erfüllen und sie glücklich zu sehen. Es ist

gut, dachte er, wenn ich sterbe; denn sie würde doch noch mehr wünschen, und wenn ich ihr keinen Wunsch mehr erfüllen könnte, würde ich selbst sehr unglücklich sein.

Mit größter Freude empfieng die Tochter aus ihres Vaters Hand, den sie mit Sehnsucht zurückerwartet hatte, die Wünschelgerte, und wusste nicht, wie sie ihm danken sollte.

Aber nach drei Tagen hatte die Tochter einen neuen Wunsch. Sie hatte von einem überaus schönen Prinzen gehört, der in einem fernen Lande wohne und aller Liebe

würdig sei. Den wollte sie gern zum Gemahl haben. Der Vater aber sprach: »Meine geliebte Tochter, ich gab Dir alles, was ich besitze, und für Deine Wünschelgerte gab ich Leib und Leben, ja meine Seele dahin. Ich scheide von Dir; schaffe Du Dir den Prinzen selbst, den Du Dir wünschest, lebe glücklich und denke mein in Liebe.« Mit diesen Worten neigte der Vater sein Haupt und verschied. Seine Tochter beweinte ihn aufrichtig und schmerzlich und sprach: »Einen besseren Vater hat es nie gegeben!« — Und darin hatte sie allerdings recht.

Als nun der Vater zur Erde bestattet war, blieben der Tochter nicht Verwandte, nicht Geld und Gut. Da

that sie ein Alltagskleid an, das war ein Krähenpelz, nahm ihr Silberkleid, ihr Goldkleid und ihr Diamantkleid, und hängte alle drei über ihre Schulter. Dann nahm sie die Wünschelgerte in die Hand und schwang sie und wünschte sich in die Nähe des Schlosses, darin der gerühmte Prinz wohnte. Da war es, als ob ein Wind sie sanft erhebe, und sie schwebte, von der Luft getragen, eilend zur Ferne und war bald in einem Parkwalde, in dessen Nähe sie das Prinzenschloss zwischen den dicken Eichbaumstämmen schimmern sah. Sie schlug mit der Gerte an die dickste dieser Eichen und wünschte, dass da drinnen ein Schrein wäre, in dem sie ihre Kleider aufhängen könne, und ein Stübchen, sich darin umzukleiden, und das geschah auch gleich alles. Sie verstellte nun ihre Gestalt in die eines Knaben und trat, mit dem Krähenpelze angethan, in das Prinzenschloss. Der Geruch feiner Speisen führte sie der Küche zu; dort bot sie dem Koch ihre Dienste an, als ein eltern- und heimatloser Knabe.

»Wohlan,« sprach der Koch, »Du sollst mein Aschenpüster werden, sollst früh die Feuer anschüren und am Tage unterhalten und sorgen, dass keine Asche umher falle; dafür sollst Du Dich alle Tage satt essen. Musst aber auch des gnädigsten Herrn Röcke ausbürsten und seine Stiefeln putzen und glänzend machen.« — Das Mädchen wartete als Knabe ihres Amtes und sah nach einigen Tagen den Prinzen, der von der Jagd kam, den Küchengang entlang schritt und einen Vogel, den er geschossen, in die Küche warf, damit derselbe gebraten werde. Der Prinz war schön und herrlich von Gestalt und Ansehen, und Aschenpüster fühlte alsbald eine heftige Liebe zu ihm. Gar zu gerne wäre sie ihm genaht, doch wollte sich das nicht schicken. Da hörte sie, drüben auf einem Nachbarschlosse werde eine fürstliche Hochzeit gehalten, die dauere drei Tage lang, und

Aschenpüster mit der Wünschelgerte.

da sei der Prinz der vornehmste Gast und fahre täglich hinüber zum Tanze. Alles Volk, und wer vom Schlossgesinde nur immer konnte, lief hinüber, die Pracht der Festlichkeiten mit anzusehen. Da bat Aschenpüster den Koch, ihr doch auch zu erlauben, hinüber zu gehen und dem Tanze zuzusehen, denn die Küche sei in Ordnung, jedes Feuer gelöscht, jedes Fünklein todt, und die Asche wohl verwahrt. Der Koch erlaubte seinem Diener, sich das erbetene Vergnügen zu gewähren. Aschenpüster eilte nach ihrer Eiche, kleidete sich in das silberne Kleid und verwandelte ihre Knabengestalt in die eigene; dann schlug sie an einen Stein mit ihrer Wünschelgerte, da wurde ein Galawagen daraus, und rührte an ein Paar Rosskäfer, daraus wurden stattliche, pechschwarze Rosse, und ein Grasfrosch wurde zum Kutscher und ein grüner Laubfrosch zum Livreejäger. In den Wagen setzte sich Aschenpüster, und heidi! gieng es fort, als flögen sie davon. In den Tanzsaal trat die stattliche Jungfrau, und von ihrer Schönheit war alles geblendet. Der Prinz gewann sie gleich lieb und bat sie zum Tanze; sie tanzte entzückend und war sehr glücklich, aber nach einigen Reigen schwand sie aus dem Saale, bestieg ihren draußen harrenden Wagen, schwang ihre Gerte und rief:

»Hinter mir dunkel und vor mir klar,
Dass niemand sehe, wohin ich fahr'!«

Es sah es auch niemand, wohin sie fuhr; aber der Prinz war über das schnelle Verschwinden seiner schönen Tänzerin sehr unruhig. Doch auf alle seine Fragen, wer sie gewesen, und woher sie sei, konnte niemand Auskunft geben, und so verbrachte er die Nacht in großer Unruhe, die sich am Morgen in einen schrecklichen Missmuth und in üble Stimmung verwandelte.

Der Koch brachte des Prinzen Stiefel in die Küche und klagte über dessen Misslaune, indem er die Stiefel

Aschenpüster zum Putzen und Wichsen übergab. Sie übernahm diese Arbeit und wichste die Stiefel so schön, dass der Kater sich mit Wohlgefallen darin spiegelte und seinem Ebenbilde im Spiegel einen Kuss gab; davon verschwand an der Stelle, wo er sich geküsst, der Glanz.

Als Aschenpüster nun in ihrer Knabengestalt und im Krähenpelze in des Prinzen Zimmer trat und die Stiefel hineinstellte, sah der Prinz gleich den matten Fleck, nahm den Stiefel, warf ihn nach ihr und schrie: »Du Schlingel

von Aschenpüster! Wirst Du wohl besser Stiefel putzen lernen?«

Aschenpüster hob den Stiefel auf und machte ihn wieder durchweg glänzend und schwieg.

Abends fuhr der Prinz abermals zum Tanze, und Aschenpüster erbat sich noch einmal Urlaub. Da Aschenpüster am vorigen Abende bald wieder gekommen und nicht über die Zeit ausgeblieben war, so gewährte der Koch wiederum die Bitte; und nun gieng Aschenpüster wiederum zu ihrem Schrein und Kämmerlein in der Eiche und that das goldene Kleid an, schuf sich mit der Wünschelgerte einen neuen Wagen, neue Rosse, neue Bedienung, und fuhr zum Schlosse

hinüber. Dort war bereits der Prinz; aber er war missmuthig und verstimmt, denn er sah sich vergeblich nach jener schönen, wunderbaren Jungfrau um.

Da trat sie ein, strahlend wie eine Königin. Er eilte voller Freude auf sie zu und führte sie zum Tanze. O wie glücklich machte ihn ihr holdes Lächeln, ihr sinniges Gespräch, ihre heitere, schelmische Neckelust! Viel hatte er zu fragen, unter andern, wo sie her sei. Lachend antwortete Aschenpüster: »Aus Stiefelschmeiß.«

Eine kurze Stunde weilte Aschenpüster beim Tanze; — mit einemmale war sie aus dem Saale verschwunden, rasch saß sie wieder in ihrem Wagen und sprach ihr Zauberwort:

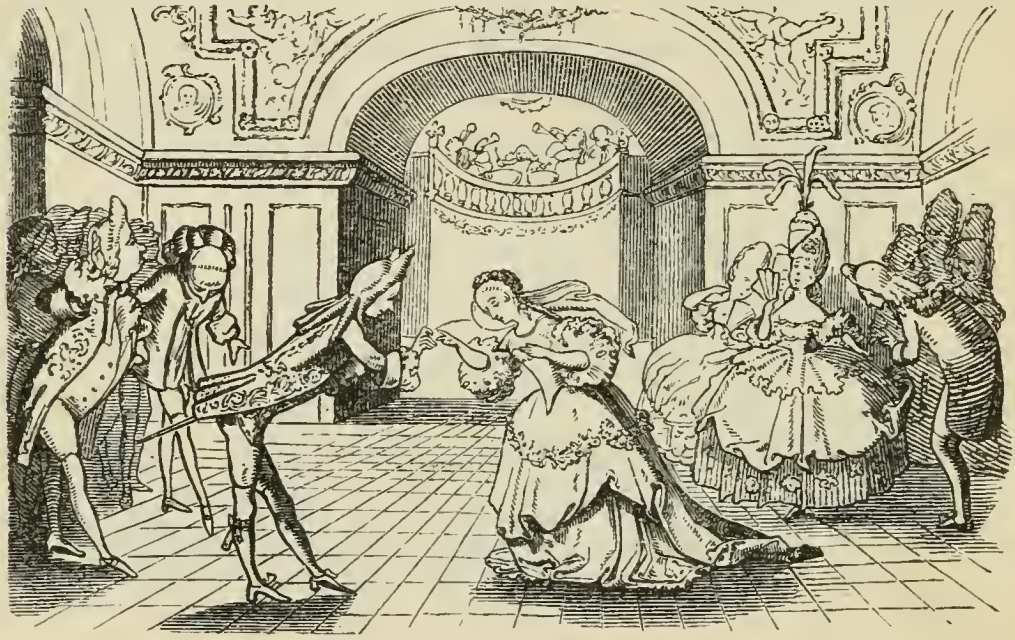
»Hinter mir dunkel und vor mir klar,
Dass niemand sehe, wohin ich fahr'!«

Des Prinzen Blick suchte vergebens die schöne Unbekannte. Nach ihr fragend, wandte er sich an diesen und jenen der Hochzeitgäste; niemand kannte sie. Er fragte seinen Geheimen Rath, der mit ihm als sein Begleiter gekommen war: »Sagen Sie mir doch, mein lieber Geheimrath, wo liegt der Ort oder das Schloss Stiefelschmeiß?« —

Der Geheimrath machte eine tiefe Verbeugung und antwortete: »Durchlauchtiger Prinz! Höchstdieselben geruhen? Stiefelschmeiß — o ja, das liegt — das liegt — in — in — fatal, nun fällt es mir im Augenblicke nicht ein, wo es liegt. Sollte es wirklich einen Ort oder ein Schloss dieses seltsamen Namens geben? Wo sollte selbiges liegen, Eure Durchlaucht?«

Der Prinz drehte dem Sprecher den Rücken zu und murmelte ärgerlich durch die Zähne: »Ich lasse diesem Geheimrath jährlich tausend Goldstücke Gehalt auszahlen, und nun weiß er nicht einmal, wo Stiefelschmeiß liegt! — Es ist schauderhaft!« —

Daraus erklärte sich von selbst, dass, als die Morgenröthe des nächsten Tages rosig emporstieg, die Laune des Prinzen dennoch keine rosenfarbene war. Er hatte keine Ruhe, wollte früh schon ausgehen, zog seinen Rock an, den Aschenpüster rein gebürstet hatte, entdeckte darauf einige Stäubchen, rief nach einer Bürste und stampfte mit dem Fuße. Eilend lief Aschenpüster im Krähenpelze mit der Bürste herbei; der Prinz war aber so schrecklich böse, dass



er ihr die Bürste aus der Hand riss, sie ihr an den Kopf warf und ihr zuschrie, sie solle ein anderes Mal gleich besser bürsten.

Am letzten Abende des Hochzeitsfestes lief wieder alles hinüber zum Nachbarschlosse, und auch der Prinz fuhr wieder hin. Da bat Aschenpüster zum drittenmal um Erlaubnis, auch zusehen zu dürfen. Darüber schüttelte der Koch sehr den Kopf, dass der Junge so neugierig sei, doch dachte er: Jugend hat nicht Tugend, und sagte: »Es ist heute das letzte Mal; lauf hin!«

Aschenpüster lief geschwinde in den Park in die Eiche, zog das Demantkleid an, zauberte sich wieder Rosse und

Wagen, Kutscher und Lakaien und erschien wie ein lebendiger Schönheitsstrahl beim Feste. Der Prinz tanzte vor allem mit ihr und fragte sie zärtlich, wie sie denn heiße. Aschenpüster lächelte schelmisch und antwortete: »Cineroſa Bürſtankopf.«

Den Vornamen fand der Prinz, zumal er kein Latein verstand, sehr schön, den Zunamen aber gar sonderbar. Er hatte diese gewiss reiche und angesehene Familie noch nie nennen hören. Doch sprach er, indem er ihr seinen Ring an den Finger schob: »Wer Du auch sein magst, schöne Cineroſa! Mit diesem Ringe verlobe ich mich Dir!« — Mit holder Schamröthe auf den Wangen blickte Aschenpüster zur Erde und zitterte. Gleich darauf entfernte sie sich, als der Prinz nur einen Augenblick seine Augen anderswohin wandte. Schnell saß sie im Wagen, aber der Prinz hatte Befehl gegeben, seinen Wagen dicht hinter dem ihren aufzufahren, damit er ihr folgen könne. Aschenpüster schwang ihre Wünschelgerte und sprach:

»Hinter mir dunkel und vor mir klar,
Dass niemand sehe, wohin ich fahr'!«

Und da rollte sie hin. — Rasch saß jetzt auch der Prinz in seinem Wagen und rollte ihr nach, aber da war ihr Wagen nicht mehr zu sehen; gleichwohl hörte man dessen Räder rollen, und so folgte der Wagenlenker des Prinzen diesem Schall. Der Tanz hatte diesesmal am längsten gedauert, schon zog der frühe Morgen dämmernd heran; die Stunde war bereits da, in der die Küchenarbeit begann, Aschenpüster zauberte schnell ihren Wagen und ihre Bedienung fort und hatte nicht Zeit, sich erst umzukleiden; sie verbarg daher eiligst ihr Demantkleid unter dem Krähenpelze und eilte in die Küche. Der Prinz aber, welcher dem Wagen des herrlichen Mädchens nachgefahren war, sah sich mit Verwunderung dicht vor seinem eigenen

Schlosse und wusste nicht, wie ihm geschah. Er war daher wieder sehr missmuthig und vor Verdruss beinahe krank.

»Unser Prinz ist gar nicht wohl auf!« sagte zu Aschenpüster der Koch. »Er muss ein Kraftsüpplein haben — zünde rasch Feuer an.« — Der Morgenimbiss wurde schnell bereitet, Aschenpüster warf des Prinzen Ring hinein, der Koch trug die Tasse auf. Der Prinz trank und fand am Boden mit Erstaunen seinen Ring und fragte hastig: »Wer war so früh schon in der Küche?«

»Euer Durchlaucht, niemand als ich und der Aschenpüster« — antwortete der Koch.

»Schicke mir diesen Burschen gleich einmal herein!« gebot der Prinz, und als Aschenpüster kam, sah ihn der Prinz ganz scharf an, aber der Krähenpelz verhüllte alle Schönheit.

»Komm her, tritt näher, Aschenpüster!« gebot der Prinz. »Komm, kämme mich, mein Friseur liegt noch in den Federn!«

Aschenpüster gehorchte; sie trat ganz nahe an den Prinzen heran und strählte ihm mit elfenbeinernem Kamme das volle weiche Haar. Der Prinz befühlte den Krähenpelz; derselbe war an einigen Stellen abgetragen, daher etwas mürb und fadenscheinig, und durch die abgeschabten Fäden blitzte es so funkelklar wie Morgenthau; das war der Demantglanz des Prachtgewandes, das Aschenpüster noch unter ihrem Krähenpelze trug.

»Jetzt kenne ich Dich, o Liebe!« rief voll unaussprechlicher Freude der Prinz. »Jetzt bist Du mein, jetzt bin ich Dein!« Und er schloss die Braut in die Arme und küsste sie.

Kurz vor der Hochzeit bat die schöne Braut sich von ihrem geliebten Bräutigam noch eine Gnade aus. Der gute Koch, der Aschenpüster so wohlwollend aufgenommen und so freundlich und gütig sie behandelt hatte, empfieng von dem Prinzen den Ritterschlag und wurde zum Erbtruchsess erhoben. Das war ihm recht, da brauchte er das

Essen nicht mehr zu kochen, wie sonst, sondern konnte es an der fürstlichen Tafel in aller Ruhe selbst mit verzehren helfen, und als die Hochzeit prachtvoll gefeiert wurde, da trug er im vollen Glanze seiner neuen Würde, geschmückt mit Stern und Orden, dem prinzlichen Paare mit eigener Hand die Speisen auf.

2.

Das Natterkrönlein.

Alte Großväter und Großmütter haben schon oft ihren Enkeln und Urenkeln erzählt von schönen Schlangen, die goldene Krönlein auf ihrem Haupte tragen; diese nannten die Alten mit mancherlei Namen, als Otterkönig,

Krönleinnatter, Schlangenkönigin und dergleichen, und sie haben gesagt, der Besitz eines solchen Krönleins bringe großes Glück.

Bei einem geizigen Bauer diente eine fromme, mildherzige Magd, und in dessen Kuhstalle wohnte auch eine Krönleinnatter, die man zuweilen des Nachts gar wunderschön singen hörte, denn diese Nattern haben die Gabe, schöner zu singen als das beste Vögelein. Wenn nun die treue Magd in den Stall kam und die Kühe molk, oder sie fütterte und ihnen streute — was sie mit großer Sorgfalt that, denn ihres Herrn Vieh gieng ihr über alles, — da kroch manchmal das Schlänglein, welches so weiß war, wie ein weißes Mäuschen, aus der Mauerspalte, darin es wohnte, und sah mit klugen Augen die geschäftige Dirne an, und dieser kam es immer vor, als wolle die Schlange etwas von ihr haben. Und da gewöhnte sie sich, in ein kleines Untertäßchen etwas kuhwarme Milch zu lassen, um dem Schlänglein dieses hinzustellen, und das trank die Milch mit gar großem Wohlbehagen und wendete dabei sein Köpfchen, und da glitzerte das Krönlein wie ein Demant oder ein Karfunkelstein und leuchtete ordentlich in dem dunkeln Stalle.

Die gute Dirne freute sich über die weiße Schlange gar sehr und nahm auch wahr, dass, seit sie dieselbe mit Milch tränkte, ihres Herrn Kühe sichtbarlich gediehen, viel mehr Milch gaben, stets gesund waren und sehr schöne Kälbchen brachten, worüber sie die größte Freude hatte.

Da traf sich's einmal, dass der Bauer in den Stall trat, als just die Krönleinnatter ihr Tröpfchen Milch schleckte, das ihr die gute Dirne hingestellt, und weil er geizig und habsüchtig über alle Maßen war, so fuhr er gleich so zornig auf, als ob die arme Magd die Milch eimerweise weggeschenkt hätte.

»Du nichtsnutze Dirn', die Du bist!« schrie der böse Bauer. »So gehst Du also um mit Hab und Gut Deines Herrn? Schämst Du Dich nicht der Sünde, einen solchen giftigen Wurm, der ohnedies den Kühen zur Nacht die Milch aus den Eutern zieht, auch noch zu füttern und in den Stall zu gewöhnen? Hat man je so etwas erlebt? Schier glaub ich, dass Du eine böse Hexe bist und Dein Satanswesen treibst mit dem Teufelswurm!«

Die arme Dirne konnte diesem Strome harter Vorwürfe nur mit reichlich geweinten Thränen begegnen; aber der Bauer kehrte sich nicht im mindesten daran, dass sie weinte, sondern er schrie und zankte sich immer mehr und mehr in den vollen Zorn hinein, vergaß alle Treue und allen Fleiß der Magd und fuhr fort zu wettern und zu toben: »Aus dem Hause, sag' ich, aus dem Hause! Und auf der Stelle! Ich brauche keine Schlangen als Kostgänger! Ich brauche keine Milchdiebinnen und Hexendirnen! Gleich schnürst Du Dein Bündel, aber gleich! Und machst, dass Du aus dem Dorfe fort kommst, und lässt Dich nimmer wieder hier blicken, sonst zeig' ich Dich an beim Amt, da wirst Du eingesteckt und kriegst den Staupbesen, Du Hexendirne!«

Laut weinend entwich die so hart gescholtene Magd aus dem Stalle, gieng hinauf in ihre Kammer, packte ihre Kleider zusammen und schnürte ihr Bündlein, und dann trat sie aus dem Hause und gieng über den Hof. Da wurde ihr weh ums Herz, im Stalle blökte ihre Lieblingskuh. — Der Bauer war weiter gegangen; sie trat noch einmal in den Stall, um gleichsam im stillen und unter Thränen Abschied von ihrem lieben Vieh zu nehmen; denn frommem Hausgesinde wird das Vieh seiner Herrschaft so lieb, als wäre es sein eigen. Daher pflegt man auch zu sagen, im ersten Dienstjahre spricht die Magd: meines Herrn

Kuh, im zweiten: unsere Kuh, und im dritten und in allen folgenden: meine Kuh.

Und da stand nun die Dirn' im Stalle und weinte sich aus und streichelte noch einmal jede Kuh, und ihr Liebling leckte ihr noch einmal die Hand — und da kam die Schlange mit dem Krönlein auch gekrochen.

»Leb' wohl, Du armer Wurm, Dich wird nun auch niemand mehr füttern.« Da hob sich das Schlänglein empor, als wollte es ihr seinen Kopf in ihre Hand legen, und plötzlich fiel das Natterkrönlein in des Mädchens Hand, und die Schlange glitt aus dem Stalle, was sie nie gethan. Das war ein Zeichen, dass auch sie aus dem Hause scheide, wo man ihr fürder nicht mehr ein Tröpflein Milch gönnen wollte.

Jetzt gieng die arme Dirne ihres Weges und wusste nicht, wie reich sie war. Sie kannte des Natterkrönleins große Tugend nicht. Wer es besitzt und bei sich trägt, dem schlägt alles zum Glücke aus, der ist allen Menschen angenehm, dem wird eitel Ehre und Freude zutheil.

Draußen vor dem Dorfe begegnete der scheidenden Magd der reiche Schulzensohn, dessen Vater vor kurzem gestorben war, der schönste junge Bursche des Dorfes; der gewann gleich die Dirne lieb, und er grüßte sie und fragte sie, wohin sie gehe, und warum sie aus dem Dienst scheide. Da sie nun ihm ihr Leid klagte, hieß er sie zu seiner Mutter gehen, und sie solle dieser nur sagen, er sende sie. Wie nun die Dirne zu der alten Frau Schulzin kam und ausrichtete, was der Schulzensohn ihr aufgetragen, da fasste die Frau gleich zu ihr ein großes Vertrauen und behielt sie im Hause, und als am Abende die Knechte und die Mägde des reichen Bauern zum Essen kamen, da musste die Neuaufgenommene das Tischgebet sprechen, und da deuchte allen, als flössen des Gebetes Worte von den

Lippen eines heiligen Engels, und wurden alle von einer wundersamen Andacht bewegt und gewannen zu der Dirne eine große Liebe Und als abgegessen war und die fromme Dirne wieder das Gebet und den Abendsegen gesprochen hatte und das Gesinde die Stube verlassen, da fasste der reiche Schulzensohn die Hand der ganz armen Dirne und trat mit ihr vor seine Mutter und sagte: »Frau Mutter segnet mich und Die — denn Die nehm' ich zur Frau oder keine. Sie hat mir's einmal angethan!«

»Sie hat's uns allen angethan,« antwortete die alte Frau Schulzin. »Sie ist so fromm, als sie schön ist und so demüthig, als sie makellos ist. Im Namen Gottes segne ich Dich und sie und nehme sie vom Herzen gerne zur Tochter.«

So wurde die arme Magd zu des Dorfes reichster Frau und zu einer ganz glücklichen noch dazu.

Mit jenem geizigen Bauer aber, der um die paar Tröpflein Milch sich so erzürnt und die treueste Magd aus dem Hause getrieben, gieng es baldigst den Krebsgang. Mit

der Krönleinmatter war all sein Glück hinweg, er musste erst sein Vieh verkaufen, dann seine Äcker, und alles kaufte der reiche Schulzensohn, und seine Frau führte die lieben Kühe, die nun ihre eigenen waren, mit grünen Kränzen geschmückt in ihren Stall und streichelte sie und ließ sich wieder die Hände von ihnen lecken und molk und fütterte sie mit eigener Hand. Auf einmal sah sie bei diesem Geschäfte die weiße Schlange wieder. Da zog sie schnell das Krönlein hervor und sagte: »Das ist schön von Dir, dass Du zu mir kommst. Nun sollst Du auch alle Tage frische Milch haben, soviel Du willst, und da hast Du auch Dein Krönlein wieder, mit tausend Dank, dass Du mir damit so wohl geholfen hast. Ich brauch' es nun nicht mehr, denn ich bin reich und glücklich durch Liebe, durch Treue und durch Fleiß.«

Da nahm die weiße Schlange ihr Krönlein wieder und wohnte in dem Stalle der jungen Frau, und auf deren ganzen Gute blieb Friede, Glück und Gottes Segen ruhen.

3.

Das klagende Lied.

Es war einmal ein König, der starb und hinterließ seine Frau, die Königin, und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter aber war um ein Jahr älter als der Sohn. Und eines Tages stritten die beiden Königskinder mit einander, welches von ihnen beiden König werden sollte, denn der Bruder sagte: »Ich bin ein Prinz, und wenn Prinzen da sind, kommen die Prinzessinnen nicht zur Regierung;« die Tochter aber sprach dagegen: »Ich bin die erstgeborene und älteste, mir gebürt der Vor-

rang.« Beides, was die Kinder da sagten, sagten sie in aller Unschuld und hatten die Worte nur so aufgeschnappt von dem Hofgesinde, ohne den Sinn so recht eigentlich zu verstehen. Da sie nun über ihren Streit nicht einig wurden, so giengen sie mit einander zur Mutter und fragten diese: »Sage, liebe Mutter, welches von uns beiden wird dereinst König werden?« — Diese Frage betrübte die Mutter, denn es blickte der Keim der Herrschsucht durch dieselbe, die nicht wurzeln soll im Gemüthe eines Kindes, und sie antwortete: »Liebe Kinder! Seht einmal hier das schöne Blümlein recht genau an, und dann gehet in den Wald und suchet. Wer von Euch beiden dieses Blümchen zuerst findet, der wird dereinst König werden.« — Die Kinder sahen sich voll Aufmerksamkeit das Blümchen an; sein Stengel war gespalten wie ein Scepterlein und endete in eine halbaufgeschlossene Lilie. Und die Kinder giengen ganz harmlos zusammen in den Wald und begannen zu suchen, und wie sie so suchten, so kamen sie bald auseinander, dass eins das andere aus den Augen verlor. — Und da fand die kleine Prinzessin zuerst das Blümchen und freute sich darüber und sah sich nach dem Bruder um, der war aber nicht da. Und da dachte das Kind: »Er wird wohl bald kommen, ich will hier auf ihn warten,« und legte sich auf den weichen Rasen und in den kühlen Baumschatten, und es war so still im Walde, Käfer und Blumen summten bloß, und eine nahe Quelle murmelte leise, und der Himmel blickte tiefblau durch die grünen Baumwipfel herab auf den grünen Waldesrasen. Die kleine Prinzessin hatte ihr Blümchen in die Hand genommen, und weil es so still und sie ein wenig müde war, so entschlummerte sie in Gottes Namen.

Es dauerte nur eine kleine Weile, so kam der Bruder an die Waldstelle, wo seine Schwester schlief; er hatte aber das Blümchen, welches er suchte, nicht gefunden; und da

sah er die Schwester am Boden liegend, süß schlummernd, und die hatte das Blümchen in ihrer Hand.

Da trat ein böser, finsterer Geist aus dem Dunkel des Waldes und flüsterte dem Prinzen zu: »Wie soll Deine Schwester über das Reich gebieten? Du musst König werden. Nimm die Blume aus ihrer Hand und sieh, dass ihr Schlaf zum Todesschlaf werde.«

Und in des Prinzen Seele stiegen schwarze Gedanken auf, und er gab den Lockungen des Bösen Gehör. »Ich muss König werden, ich!« dachte er, »und die Schwester soll es nicht werden. Lieber will ich sie tödten und will die Blume mir nehmen und damit heim gehen, und dann werde ich König.«

Ach da hieß es wie im Spruche: Gedacht und gethan. Der Prinz ermordete sein unschuldiges Schwesterlein im Schlafe und verscharrte es im Walde und deckte Erde darauf und Rasen auf die Erde, und kein Mensch erfuhr etwas von dieser bösen That; denn wie der Prinz nach Hause kam, so sagte er, seine Schwester sei im Walde von ihm hinweg und ihren eigenen Weg gegangen. Wie er die Blume gefunden, habe er den Rückweg nach Hause angetreten und geglaubt, sie sei auch schon nach Hause.

Und da sind viele Jahre hingegangen, und die alte Königin hat fort und fort getrauert über die verlorene

Das klagende Lied.

Tochter, die sie im ganzen Walde vergebens suchen ließ, und hat sich den Tod gewünscht, weil sie selbst es war, welche die geliebte Tochter fortgeschickt hatte. Als nun ihr Sohn die Jahre seiner Mündigkeit erreicht hatte, so ward er König.

Und nach manchem, manchem Jahre kam ein Hirtenknabe in jenen Wald, der hütete dort seine Herde und stocherte zum Zeitvertreib und aus langer Weile mit seiner Schippe in dem Rasen herum. Da grub er von ohngefähr ein Todtenbeinlein aus von der getödteten Prinzessin, das war so rein und weiß wie Schnee. Und der Hirtenknabe machte ein Paar Löchlein in das Beinlein, so wurde daraus eine kleine Flöte, und diese setzte der Hirtenknabe an seine Lippen und blies. Da quollen klagende Töne aus dem Todtenbeine, ach, so unendlich traurig, und es war ordentlich, als finge in demselben eine weinende Kindesstimme, dass der Hirtenknabe selbst weinen musste, und konnte doch nicht aufhören zu blasen. Es lautete aber das klagende Lied also:

O Hirte mein, o Hirte mein,
Du flötest auf meinem Todtenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine.
Nahm aus meiner Hand
Die Blum', die ich fand,
Und sagte, sie sei die seine.
Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart —
Hat ein Grab gewühlt, hat mich hier verscharrt —
Mein Bruder — in jungen Tagen.
Nun durch Deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menschen klagen.

Und immer war nur das eine und immer das eine Lied aus der beinernen Flöte zu bringen, und immer blies

es der junge Hirte wieder, während ihm jedesmal die hellen Thränen über die Wangen herabrollten.

Wenn das klagende Lied im Walde erklang, da wurden alle Vöglein stumm und traurig, hiengen Köpflein und Flügel und schwiegen; auch die Käfer und Bienen summten nicht mehr, und selbst das Murmeln der plätschernden, geschwätzigen Quelle war nicht mehr zu hören — es wurde so still, so recht todtenstill.

Schallte das klagende Lied über eine Trift, so hiengen die Thiere der Weide wehmüthig die Häupter, und keines gab einen Laut; auch der Hund bellte nicht mehr und sprang nicht, wie sonst, fröhlich umher, vielmehr duckte er sich und winselte ganz leise; denn es war für alle Geschöpfe etwas Herzzerreißendes in dem klagenden Liede. Aber der Hirtenknabe konnte nicht müde werden, dieses Lied zu flöten, bis einst ein Rittersmann am Hag vorüberkam, der hörte auch das Lied und fühlte, dass seine Augen tropften, und hielt und ließ nicht nach, bis der Hirtenknabe ihm, dem Ritter, die kleine Flöte verkaufte. Und nun zog der Ritter im ganzen Lande herum und blies das Lied und brachte mit demselben alle Welt zu Thränen.

So kam er auch an den Hof, wo der junge König auf dem Throne saß, von dem das Lied sang und klagte, und die alte Königin-Mutter lebte auch noch, und es wurde ihr Kunde gebracht von dem ritterlichen Spielmanne, der ein Lied flöte, von dessen Melodei alle Herzen erzitterten und alle Seelen mit tiefer Trauer erfüllt würden.

Die alte Königin aber, die stets traurig war, sprach: »Was könnte es in der Welt geben, das trauriger wäre, als meine Trauer? Ich wüsste nichts, mich wird das klagende Lied des Spielmannes nicht trauriger machen, als ich ohnehin bin. Lasset ihn immerhin kommen.« —

Der ritterliche Spielmann kam und blies:

O Ritter mein, o Ritter mein,
Du flötest auf meinem Todtenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine.

Kaum hatte die alte Königin diese wenigen Worte vernommen, so schoss schon ein Thränenstrom aus ihren Augen — aber als es weiter tönte:

Nahm aus meiner Hand
Die Blum', die ich fand,
Und sagte, sie wäre die seine —

da stieß die Königin einen gellenden Schrei aus und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Der Spielmann erschrak darüber und wollte absetzen, aber das konnte er nicht — das Lied wollte jedesmal, wenn es begonnen war, zu Ende gespielt sein — und als der letzte Ton mit tiefer Klage verzitterte, da erwachte die Königin aus ihrer Ohnmacht und rief: »Mir, mir die Flöte! Um alle meine Schätze — mir diese Flöte!«

Und der ritterliche Spielmann ließ der Königin die beinerne Flöte und sagte, er begehre keine Schätze — und nahm nichts an und zog weiter.

Und die Königin schloss sich ganz allein in ihre tiefsten Gemächer und blies das Lied und weinte so lange, bis sie fast keine Thränen mehr hatte.

Der König aber war ein mächtiger, berühmter Herr geworden, doch konnte er in aller seiner Herrlichkeit der bösen That nicht vergessen, wie er sein armes Schwesterlein im Walde so treulos getödtet hatte. Da feierte er denn gerne rauschende Feste mit Sang und Klang, um auf die böse Stimme in seinem Herzen zu vergessen.

Einst geschah es, dass er auch ein Fest zu feiern beschlossen hatte, und waren zahlreiche Sänger und Spielleute bestellt und zahlreiche Gäste eingeladen worden. Der Sitte gemäß hatte der junge König nie unterlassen, seine

Mutter auch jedesmal einzuladen zu seinen Festen, aber sie hatte niemals theilgenommen, weil sie, wie sie dem Sohne dankend sagen ließ, zu viele Trauer im Herzen habe. Als aber diesesmal die Einladung wiederum an sie gelangte, da ließ sie sagen, sie werde theilnehmen. Dies wunderte den König und befremdete ihn, und er wusste nicht, ob er sich darüber freuen solle.

Da nun alle Gäste in bunter Pracht versammelt waren, und alle Sänger und Spielleute bereit, und der Hof eintrat in den herrlich geschmückten Königssaal, darin das Fest stattfand, so erregte es fast eine bange Verwunderung, die alte Königin zu sehen im langen, schleppenden schwarzen Trauergewande und im Witwenschleier. Der Jubel der Instrumente, der Harfen und Pauken, Flöten und Cymbeln aber brach los, und die Chöre der Sänger begannen in erhabenen Weisen ein Loblied zum Preise des Königes.

Was aber thut die alte Königin? Sie setzt sich nicht, sie steht starr, wie ein Marmorbild. Was hält sie denn für ein seltsames kleines Scepter in der Hand? Das ist ja kein Scepter, das ist ein Todtenbein. Und warum hebt sie denn dies Todtenbein zum Munde? Warum hält sie es so, wie die Spielleute ihre Flöten halten?

Horch! Ein Ton — und es verstummen alle Pauken und Harfen und Cymbeln — noch ein Ton, und jeder Sängermund wird stumm.

Dort aber sitzt der König und blickt entsetzt, von ungeheuerem Grauen durchrieselt, auf seine Mutter, und alle, alle blicken auf die alte Königin.

Die alte Königin spielt auf der wunderbaren Flöte:

O Mutter mein, o Mutter mein —
Du flötest auf meinem Todtenbein —

Da erbeben, erzittern schon alle Herzen, da bleibt schon kein Auge trocken, Hofstaat und Gäste, Sänger und Spielleute, alle weinen.

Mein Bruder erschlug mich im Haine. —

»Ha!« schreit der König, und das Scepter entsinkt seiner Hand, und er fasst mit beiden Händen nach seiner Krone.

Nahm aus meiner Hand
Die Blum', die ich fand,
Und sagte, sie sei die seine.

Da rollte die Krone von des Königs Haupte herab, fiel auf den Marmorboden und zerschellte. Es klang, als ob ein Todtenschädel auf dem Marmor rassele.

Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart —
Hat ein Grab gewühlt, mich im Walde verscharrt —

Da stürzte der König selbst vom Throne herab und fiel auf seinen Nacken und stöhnte und wimmerte.

Mein Bruder — in jungen Tagen.

Der König wand sich im Todeskampfe und schrie. »Ende! Mutter — ende!«

Aber die alte Königin konnte nicht von selbst das klagende Lied beendigen, es tönte fort:

Nun durch Deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menschen klagen.

Da flohen, während diese Worte, entsetzlich und zermalmend, und doch gar nicht laut, vernommen wurden, alle Gäste, Spielleute, Sänger und Hofdienerschaft zu allen Thüren des Saales hinaus — über Instrumente und Sessel hinweg, wobei viele zerbrachen, und die Kerzen löschten aus, bis auf zwei — und als das Lied zu Ende geklungen war, war niemand mehr im weiten Saale, als die alte Königin im Trauergewande, und ihr sterbender

Sohn in seinem bunten Flitterstaate. Und sie kniete neben dem am Boden liegenden Sohne nieder und hielt sein Haupt in ihren Händen und weinte heiße Thränen darauf. Da löschte langsam die eine der beiden noch brennenden Kerzen aus.

Die alte Königin aber weinte und betete noch bis Mitternacht — dann verlöschte sie selbst die letzte Kerze und zerbrach die Flöte, auf daſs niemand mehr das klagende Lied vernehme.

4.

Schneider Hänschen und die wissenden Thiere.

Ein Schuhmacher und ein Schneider sind einmal miteinander auf die Wanderschaft gegangen. Der Schuster hatte Geld, der Schneider aber war ein armer Schwartenhans. Beide hatten ein und dasselbe Mädchen lieb, welches Lieschen hieß, und jeder gedachte es zu heiraten, wenn er sich ein gutes Stück Geld verdient habe und Meister geworden sei. Der Schuster, Peter genannt, war aller Tücke voll und hatte ein schwarzes Herz, das Schneiderlein war gutmüthig und leichtgläubig, und sein Name war Hänschen. Erst hatte Hänschen nicht mit dem Peter zusammen wandern wollen, weil es kein Geld hatte; aber Peter, der auf eitel Bosheit gegen das Schneiderlein sann, weil Lieschen das Hänschen gern sah und nicht den Peter, sann auf des Schneiderleins Verderben und sprach: »Komm nur mit mir, ich habe Geld genug, ich halte Dich frei, auch wenn wir keine Arbeit bekommen. Alle Tage wollen wir uns

dreimal tüchtig satt essen und satt trinken. Ist Dir das nicht recht?«

»Von satt essen und satt trinken bin ich ja ein Freund!« antwortete Hänschen, und beide schnürten ihre Ränzel und traten ihre Wanderschaft an. Neun Tage lang giengen sie und fanden nirgend Arbeit, zumal Peter keine finden mochte. Und wenn auch Hänschen Arbeit hätte haben können, verlockte er diesen immer, sie nicht anzunehmen, sondern mit ihm zu wandern. Nun aber, nach den neun Tagen sprach Peter: »Hänschen, mein Geld nimmt ab, soll es noch eine Weile reichen, so dürfen wir von jetzt an des Tages nur zweimal essen und trinken.«

»O weh!« seufzte Hänschen; »wird schon jetzt Schmalhans unser Wandergeselle? Wär' ich doch nicht mit Dir gegangen! Hungern konnt' ich auch daheim!«

Peter, der während des Weitermarsches stets die Speisen kaufte, aß sich heimlich dicksatt, denn er hatte Geld genug dazu; aber Hänschen gab er täglich nur zweimal und hatte seine Freude daran, wenn seinem Gefährten der Magen murrte und knurrte.

So giengen abermals neun Tage hin, und noch immer fand sich keine Arbeit; da sprach Peter: »Liebes Hänschen, mit meinem Gelde wird es bald zu Ende sein; es langt wahrlich nimmer zu, zu vier Mahlzeiten täglich, zwei für Dich, zwei für mich. Mein Geldbeutel hat die Schwindsucht. Schau' her, er ist so dünn wie ein Spulwurm. Wir können von jetzt an uns nur einmal täglich sättigen.«

»Ach, ach, Peterlein!« klagte Hänschen, »in welches Unglück hast Du mich gebracht! Das halt' ich ja nicht aus! Sieh mich nur an, ich bin ja schon so dünne und durchsichtig, dass ich schier kaum noch einen Schatten werfe. Wo soll denn das zuletzt hinaus?«

»Schnalle einen Schmachtriemen um!« lachte Peter. »Übe Dich in der Tugend der Enthaltsamkeit!«

»Ich mein', ich hätte mich schon genug darin geübt,« jammerte das Schneiderlein.

Was half aber nun alles, es musste gut thun, wohl oder übel; Hänschen hungerte tapfer; dass er aber nicht zunahm an Leibesfülle, kann sich jeder denken. Er wurde rasseldürr, und sein Angesicht bekam eine Farbe wie der blasse Tod. Und immer gab es keine Arbeit, und nun zumal erst recht nicht, denn die Meister sprachen: »Reise mit Gott, Bruder Mondschein! Wie kann so ein Kerlchen etwas Dauerbares nähen, dem sein ganzes eigenes Gestelle aus der Naht reißt? Schneider dürfen von Natur dünn sein, aber nur was recht ist — so dünn, dass man sie statt Nähgarn einfädeln kann, dürfen sie doch nicht sein!«

Hänslein weinte heiße Thränen, wenn er solche lose Reden zu hören bekam, und der schlechte Peter frohlockte heimlich und innerlich darüber,. und als wiederum neun Tage vergangen waren und Hänschen vor Hunger fast am Wege liegen blieb, da sprach der falsche Peter: »Bruderherz — es thut mir leid und schneidet mir in die Seele, dass ich's sagen muss, aber meine Geldquelle ist ganz versiegt — mit essen und trinken bei Bäcker und Wirt ist es nun ganz und gar vorbei.«

»Dass Gott erbarm'!« schrie Hänschen. »Gar nicht mehr essen und trinken? Da steht mir der Verstand stille! Wer kann das aushalten! O wehe, wehe mir! Dass ich Dir folgte! Wehe Dir, dass Du mich so verlockt hast!«

»Mein Himmel, wie Du gleich außer Dir gerathen kannst, Hänschen!« rief Peter. »Als ob es nicht zu trinken vollauf gäbe!«

»Wo? Wo?« rief Hänschen mit lechzender Zunge.

»Überall! Wasser, Bruderherz! Wasser!« lachte Peter. »Wasser ist sehr gesund, es verdünnt das Blut, es heilt die meisten Krankheiten, es stärkt die Glieder. Siehst Du, ich muss ja auch Wasser trinken.«

»Aber Wasser ist kein Essen!« klagte Hänschen. »Von Luft kann ich nicht leben; also schaffe mir zu essen, oder ich muss ins Gras beißen und Erde kauen. Etwas muss ich zu kauen haben.«

»Nun, ich will zum Bäcker gehen und für das letzte Geld ein Brötchen kaufen, das will ich redlich mit Dir theilen!« sagte der falsche Peter, hieß Hänschen auf einen Stein sitzen und gieng zu einem Bäcker. Dort kaufte er vier Brötchen, aß drei davon gleich auf und trank einen Schnaps dazu — dann kam er wieder zu Hänschen.

»Aber Peter!« sprach das hungrige Schneiderlein, »Du bleibst sehr lange aus. Gib mir zu essen, die Ohnmacht wandelt mich an.«

»Ich habe erst warten müssen, bis das Brot sich abgekühlt hatte,« vertheidigte sich Peter. »Warmes Brot ist nicht gut in einen leeren Magen. Hier hast Du Deine Hälfte.« — »Peter, Du riechst nach Schnaps!« sprach Hänschen. »So?« fragte Peter; »kann schon sein, drinnen trank einer; der stieß an mich und schüttete mir aus Ungeschick ein paar Tropfen auf mein Gewand.«

Hänschen verschlang sein halbes Brötchen mit Wolfshunger, stillte mit Wasser seinen Durst und wanderte weiter mit seinem treulosen Gefährten. Beide sprachen fast nichts mehr mit einander.

Als es bald Abend wurde und beide wieder durch ein Dorf kamen, gieng Peter wieder zu einem Bäcker, aß sich satt und kam mit einem Brötchen aus dem Laden. — Hans dachte, jener werde das Brötchen mit ihm theilen, aber Peter schob es in die Tasche.

Nach einer Weile sprach Hänschen, als sie das Dorf im Rücken hatten und in einen Wald gelangt waren: »Nun, Peter! Rücke heraus mit Deinem Brötchen! Mich hungert ungemein.«

»Mich nicht,« antwortete Peter ganz kurz.

»Nicht?« schrie Hänschen erschrocken und blieb stehen, und seine Beine zitterten. »Unmensch, der Du bist!«

»Vielfraß, der Du bist!« höhnte Peter. »Das Brötchen, das ich noch bei mir trage, ist, wie Du sehr richtig bemerktest, mein Brötchen, und Du bekommst nicht eine Krume davon, weil Du mich Unmensch genannt hast.«

»So muss ich ja Hungers sterben!« schrie Hänschen in heller Verzweiflung.

»Es wird wenig schade um Dich sein,« antwortete Peter.

»Aber ich bitte Dich um Gotteswillen!« jammerte Hänschen.

»Um was?« fragte Peter lauernd.

»Um die Hälfte Deines Brötchens!« stammelte Hänschen.

»Umsonst ist der Tod — es hat mich mein allerletztes Geld gekostet. Wie vieles Geld könnte ich noch haben, hätte ich mich nicht mit Dir geschleppt und Dich gefüttert!« sprach Peter aufs neue.

»Aber Du selbst hast mich ja beredet, mit Dir zu gehen!« warf Hänschen ein, doch machten Ärger und Hunger ihm schon schwer, die Worte hervorzuwürgen. Seine Zunge klebte am Gaumen.

»Gibst Du mir, so geb' ich Dir,« nahm Peter wieder das Wort. »Mir ist mein Brötchen so lieb wie meine Augäpfel, folglich ist es zwei Augäpfel wert. Gib mir einen Deiner Augäpfel für die Hälfte.«

»Gott im Himmel! Wie strafst Du mich, dass ich diesem folgte!« wimmerte Hänschen, denn schreien konnte

Die wissenden Tiere.

das arme Schneiderlein schon vor Schwäche nicht mehr — doch streckte er die Hand nach dem halben Brötchen aus, und sättigte sich, und dann nahm ihm Peter den einen Augapfel weg.

Am andern Tage wiederholte sich alles Traurige des vorigen Tages bei den zwei Wandergesellen. Peter kaufte wieder ein Brötchen und gab Hänschen nichts davon, und wollte das andere Auge Hänschens für dessen Hälfte haben.

»Aber dann bin ich ja stockblind,« jammerte das Schneiderlein. »Dann kann ich ja nicht mehr arbeiten!«

»Wer blind ist,« tröstete der hart- und schwarzherzige Peter mit heimlichem Hohne, »der hat es gut. Er sieht nicht mehr, wie böse, falsch und treulos die Welt ist; er braucht nicht mehr zu arbeiten, denn er hat eine gute Entschuldigung, und einem armen Blinden gibt auch der Geizigste zur Noth noch eine Gabe.«

Hänschen vermochte auf diese teuflische Rede gar nichts mehr zu erwidern; er ließ alles mit sich geschehen und gab, um nur nicht Hungers zu sterben, dem treulosen Gefährten auch den zweiten Augapfel preis. Und als das geschehen war, und Hänschen hoffte, dass der Peter ihn nun leiten und führen werde, sprach dieser: »Nun gehabe Dich recht wohl, mein gutes, dummes Hänschen! Hier habe ich Dich haben wollen. Hier ist Bettelmanns Umkehr. Jetzt wandre ich wieder heim und heirate mein Lieschen. Siehe Du zu, wohin Du kommst! « —

Fort gieng Peter, und Hänschen schwanden vor Körper- und Seelenschmerz eine Zeitlang völlig die Sinne, so dass er umsank und wie todt am Wege lag.

Da kamen drei Wanderer des Weges daher, aber keine zweibeinigen, sondern vierbeinige, das waren ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Sie berochen den Ohnmächtigen

und der Bär brummte: »Dieses Mannthier ist todt! Mögt ihr ihn? Ich mag ihn nicht! «

»Ich habe vor einer Stunde erst ein frisches Schaf verspeist, habe just jetzt keinen Hunger, auch ist ja das Männchen so dürr und so hart wie ein Baumast!« sprach der Wolf! »Da wäre mir leid um meine Zähne.«

»Dieser Held muss ein Schneider gewesen sein! « spöttelte der Fuchs. »Mir ist eine fette Gans lieber als ein dürrer Schneider. Wäre er ein Kürschner gewesen, so würde ich ihm etwas anthun, so aber liegt er mir gut. Er ist ja blind gewesen, der hat gewiss nie einen Fuchs geschossen.«

Das arme Schneiderlein kam wieder zu sich, merkte seine Gesellschaft und hielt den Odem an sich, so gut es gieng, während die drei Thiere sich gar nicht weit von ihm behaglich ins Grüne lagerten.

»Blind zu sein ist ein großes Unglück,« sprach der Fuchs, »sowohl für uns edle Thiere, als für die schlechten zweibeinigen Thiere, die sich Menschen nennen, und sich so klug dünken und so dumm sind, dass sie gar nichts wissen. Wüssten sie, was ich weiß, so gäb' es keine Blinden mehr.«

»Oho!« rief der Wolf. »Ich weiß auch, was ich weiß. Wüssten das die Mannthiere in der nahen Königsstadt, so litten sie nicht den brennenden Durst, den sie leiden, und kauften nicht ein Schnapsgläschen voll Wasser um einen Ducaten.«

»Hm hm!« brummte der Bär. »Unser einer ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Auch mir ist ein Geheimnis kund. Sagt ihr mir das eure, sage ich euch das meine, aber bei Leib und Leben darf keiner von uns den andern verrathen.«

»Nein, das dürfen und wollen wir nicht thun!« gelobte der Fuchs.

»Es muſs einer dem andern feierlich die rechte Pfote darauf geben!« bekräftigte der Wolf.

»Topp, es gilt!« ſprach Petz und hielt ſeine haarige Tatze hin, und wie die andern einſchlugen, ſo drückte und ſchüttelte der Bär zum Spaß ihre Pfoten ſo, daſs ſie vor

Schmerz laut aufheulten, davon dem blinden Schneiderlein angst und bange wurde.

»Ich weiß,« begann der Fuchs, als ihn der Bär ob seiner Empfindlichkeit ausgelacht und wieder begütigt hatte, »dass heute eine besonders heilige Nacht ist; in dieser fällt Himmelsthau auf Gras und Kraut. Wer blind ist, darf nur mit dem Thau seine Augen salben, so wird er wieder sehend, und selbst wenn er keine Augäpfel mehr hat, bekommt er wieder neue.«

»Das ist ein schönes Geheimnis,« sprach der Wolf; »meins ist aber auch nicht zu verachten. In der Königsstadt ist das Wasser ausgeblieben, und die Leute dort leben jetzt fast nur vom Geist, wenigstens sagen sie so; wenn es aber noch ein Weilchen so fort geht, so werden sie ihren Geist ganz aufgeben müssen. Gleichwohl haben sie Wasser die Fülle unter sich und wissen's nur nicht. Auf dem Markte mitten im Pflaster liegt ein Grauwackenstein; wenn der aufgehoben wird, so wird ein Wasserstrahl thurmhoch aus dem Boden springen. Ach wie froh würden die Stadtleute sein, und wie heilsam wär' es ihnen, wenn sie wieder Wasser hätten. Dass aber keiner von euch es ihnen sagt, sonst beiße ich jedem die Zunge im Maule ab!«

»Nichts wird gesagt, Bruder Isegrimm!« sprach Herr Braun und brummte: »Was ich weiß, ist dieses: Seit sieben Jahren kränkelt des Königs einzige Tochter, und kein Doctor kann ihr helfen, weil keiner weiß, was ihr fehlt, wie wunderklug sich auch alle dünken. Die Krankheit der Königstochter ist so gestiegen, dass der König verheißen hat, sie dem zur Gemahlin zu geben, der ihr hilft, um sie nur am Leben erhalten zu sehen; es kann aber keiner helfen, der das nicht weiß, was ich weiß.«

»Du machst uns neugierig, hochgnädiger Herr König Braun«! sprach der Wolf, und Petz brummte: »Nur Ge-

duld, es kommt schon noch. Ihr werdet doch ein wenig warten gelernt haben?« — Darauf schnaufte der Bär erst einmal gehörig und fuhr dann fort: »Die Prinzessin Königstochter sollte in der Kirche ein Goldstück in den Opferstock werfen; sie war aber noch sehr jung und befangen und ängstlich und schämte sich vor den vielen Leuten in der Kirche und warf das Goldstück etwas ungeschickt, dass es daneben und in eine Spalte fiel. Darauf wurde sie von ihrer Krankheit befallen, die nicht früher enden wird, bis man das Goldstück hervorzieht und in die Ritze des Opferstockes einwirft. Solche Cur ist kinderleicht, es dürfte nur einer hingehen und das Goldstück suchen.«

Als die Thiere sich einander so ihre Geheimnisse mitgetheilt hatten, erhoben sie sich aus ihrer Ruhe und giengen weiter; Hänschen aber war heilfroh über das, was er gehört hatte. Er bestrich sich eilend mit dem bereits fallenden Himmelsthau die Augen; da wuchsen ihm neue klare Augäpfel, und er sah die goldenen Sterne am Himmel blinken und die dunkeln Wipfel der Waldesbäume. Bald brach der Morgen an, und Hänschen sah nun Weg und Steg und wanderte neu gestärkt der Straße entlang. In einigen Dörfern, durch die er kam, erbat er so viel, dass er seinen neuerwachten Hunger und Durst stillen konnte, und endlich kam er in die Stadt, in welcher der Wassermangel so groß war, dass alle Leute Wein und viele Schnaps tranken, welchen sie Liqueur nannten.

Hänschen hatte kein Geld zu Liqueuren; er trat zu einer Wirtin und bat, ihm ein großes Glas Wasser zu reichen. Die Wirtin sah ihn dafür sehr groß an und schalt: »Seh' mir einer den Schlecker! Hat nicht einmal Geld, einen Liqueur zu bezahlen, und will Wasser zechen! Meint der Mosjö, Herr von Fadenschein, das Wasser quelle nur so für nichts und wieder nichts? Es koste kein Geld? O, weit gefehlt.

Wisch' Er sich den Mund von wegen dem Wasser; Wein oder Liqueur kann er haben, mit Wasser kann ich nicht dienen, zumal in so großer Menge nicht.«

»Ist denn hier wirklich eine solche Noth um das Wasser, wie ich draußen vernommen?« fragte Hänschen. »Diesem Mangel wollte ich bald abgeholfen haben; ich bin ein Brunnenarzt.«

Diese Worte vernahmen einige junge Rathsherren, welche bei der Wirtin theils auch Liqueure, theils Champagnerwein tranken; sie thaten dies nur aus Ermanglung des Wassers, sonst würden sie es gewiss nicht gethan haben; denn sie nannten den Champagner Gift, und ohne die äußerste Noth wird sicherlich niemand Gift zu sich nehmen. Diese jungen Herren umringten Hänschen und fragten hastig, wie er es anstellen wolle, dem Mangel abzuhelfen?

»Meine hochverehrtesten Herren,« sprach Hänschen, »wenn ich solchen Mangel allhier abstellen soll, so ist vor allem nöthig, dass ich erst angestellt werde. Soll ich euch geheimen Rath ertheilen, so würde eine mir zugetheilte kleine Geheimrathsbesoldung — so vier- bis sechstausend Thälerchen alljährlich — mich zu Dank vergnügt machen. Dann solltet Ihr Herren aber auch sehen, dass ich etwas Tüchtiges zu leisten verstehe.«

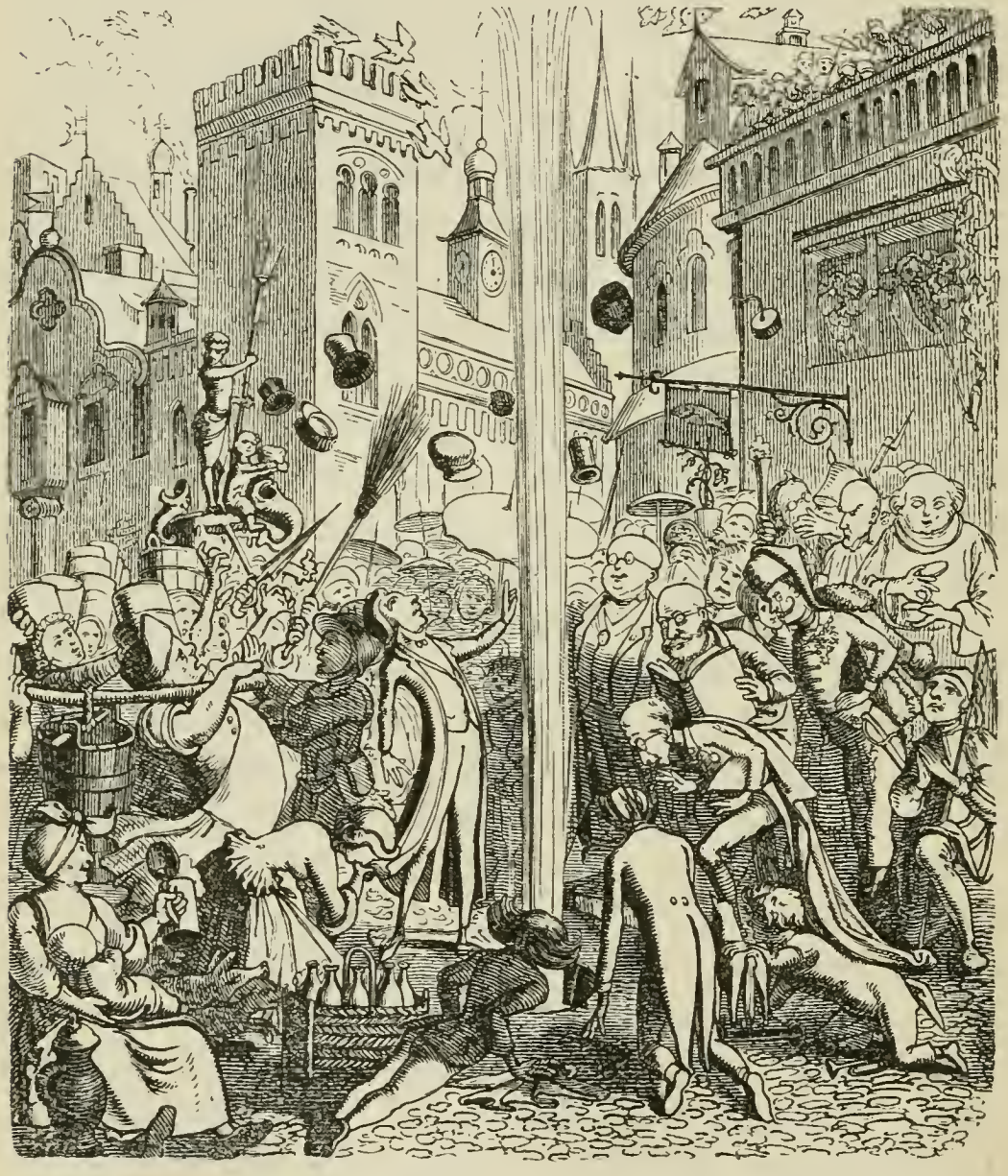
Die Sache wurde nun im Gemeinderathe und vom Magistrate reiflich erwogen, und alle Stimmen einigten sich in dem Rufe: Wasser um jeden Preis — ehe wir im Sande allzumal vertrocknen!

Der Magistrat stellte hierauf die Noth der Stadt dem Könige vor und auch das Mittel zu deren Abhilfe, und bat Seine Majestät in Gnaden zu geruhen, für den fremden Brunnenarzt ein Geheimrathsdecret ausfertigen zu lassen, die Besoldung solle aus städtischen Mitteln gern bestritten werden. Der König willfahrte mit väterlicher Huld

diesem Gesuche und ließ das Decret ausfertigen, jedoch mit dem Vorbehalte, dass selbes nicht eher in Kraft trete, bis hinlängliches Wasser geschafft sei; außerdem solle es nichts gelten. Hänschen begab sich nun in Begleitung einer schnell ernannten Wassercommission auf den Markt, sah schon von weitem den grauen Quaderstein und sprach zu den Technikern der Commission: »Diesen Stein lasset ausbrechen, Ihr Herren!« — und als dies geschah, so rauschte plötzlich der Strahl eines Springbrunnens stark und mächtig und thurmhoch in die Luft, und quoll so viel Wasser aus, dass auf der Stelle in allen Kaufläden der Residenz die Preise der wasserdichten Zeuge um das doppelte in die Höhe giengen.

Laut erscholl durch die ganze Stadt das Lob des Wasserdoctors. Noch desselben Tages wurde der neue Herr Geheimrath, der sich indessen mit Staatskleidern, Staatswagen und Dienerschaft versehen hatte, an den Hof gerufen und fuhr stolz in den Palast. Der König sagte ihm vieles Freundliche und schenkte ihm in Anerkennung seines Verdienstes um die Haupt- und Residenzstadt einen schönen Orden, am gewässerten Bande zu tragen. Sehr bald lenkte sich das Gespräch auf die Krankheit der Königstochter, und der König fragte den neuen Geheimrath, ob er als geschickter Wasserdoctor vielleicht für die Prinzessin eine Brunnencur heilsam finde? — »Nein, Euer Majestät,« erwiderte der Geheimrath. »Einmal mit Wasser mich befasst, und nicht wieder. Lassen mich Eure Majestät der Gnade theilhaft werden, Allerhöchstdero Tochter, die Prinzessin zu sehen, so hoffe ich zuversichtlich, den Sitz ihrer Krankheit zu ergründen.« — Darüber war der König über alle Maßen froh und führte den Doctor selbst zu der kranken Prinzessin. Der fühlte ihr den Puls, und sah, dass sie sehr schön war. Dann sprach er: »Großmächtigster König, wenn die aller-

durchlauchtigste Prinzessin genesen soll, so kann dies nicht durch irdische Medicin geschehen, sondern durch göttliche Hilfe; gestatten Allerhöchstdieselben, dass wir die Kranke in die Hofkirche tragen lassen; dort wird sie wohl genesen.«



Dieser Vorschlag ward vom Könige alsbald gut geheißen; denn er war sehr fromm, und freute sich, einen so frommen neuen Geheimrath gewonnen zu haben. In der Kirche ließ sich der Heilkünstler von der Prinzessin den

Opferstock zeigen, suchte nach und fand in einer Ritze das Goldstück. Dieses gab er der erlauchten Kranken in die Hand und ersuchte sie, dasselbe nun richtig in den Stock zu werfen. Das that die Prinzessin, und alsbald wurde sie völlig gesund und begann wie eine Rose aufzublühen. So führte sie nun der Geheimrath zu dem Könige. Was da für eine große Freude war, ist gar nicht zu schildern. Aus dem Geheimrath wurde alsbald rasch nach einander ein Reichsrath, ein Standesherr, ein Graf, ein Fürst — und aus diesem ein Bräutigam der genesenen Prinzessin. Nach der Hochzeit fuhren die Neuvermählten auf einer Rundreise durch das Land; da kamen sie auch durch das Dorf, aus welchem der Fürst jüngst als Hänschen gewandert war. Da stand am Wirtshaus ein Scherenschleifer und schliff, und seine Frau drehte ihm das Rad — und da war's der Peter und das Lieschen, die den Peter erst durchaus nicht haben wollte, ihn aber am Ende doch nahm, weil er ihr zuschwur, Hänschen werde sie nie wieder sehen. Hänschen kannte gleich den Peter am falschen Gesicht, rief dem Kutscher zu: »Halt!« und jenem rief er zu: »Peter!«

Peter horchte hoch auf und fragte, was der Herr befehle?

»Nichts befehlen will ich, Peter,« sprach Hans, »als dass Du das Hänschen in mir wiedererkennen sollst, dem Du zu so hohem Glücke verholfen hast. Dort im Walde fand ich armer Augenloser das blinde Glück, wie manche blinde Taube ihre Erbse. Dort unter einem Baume, an dem ich lag, suchte mich es heim. Hier hast Du vieles Geld vom blinden Bettler, der wieder sehend und reich geworden ist! Leb' wohl, und fahr' zu, Kutscher!«

Peter stand wie aus den Wolken gefallen; lange starrte er dem Prachtwagen nach, dann gab er seiner Frau das Geld aufzuheben und sagte: »Dorthin muss ich auch —

muſs auch das blinde Glück finden.« Und alsbald rüſtete ſich Peter und wanderte, ſo raſch er wandern konnte, an jenen Ort, wo er am armen Hänschen die letzte treuloſe That begangen hatte. Ein Fuchs lief ſchon lange vor ihm her — an jenem Orte ſtand der Fuchs. Da kam von weitem ein Wolf entgegengeſprungen. Raſch wandte Peter ſich um, da trabte ein Bär des Weges daher. Voll Entſetzen klomm jetzt Peter am Baume empor, unter dem er Hänschen den letzten Augapfel ausgeſtochen hatte.

»Verräther! Verräther! Verräther, die ihr ſeid!« bellte der Fuchs, heulte der Wolf, brummte der Bär, und jeder beſchuldigte den andern, das Geheimnis verplaudert zu haben, auf deſſen Behütung ſie einander doch alle drei die Pfote gegeben hatten; ſie waren ſehr biſſig gegen einander und gaben einander ſchlechte Titel. Endlich nahmen Bär und Fuchs gegen den Wolf Partei, der ſollte zunächſt der Verräther ſein und dafür gehenkt werden; und alsbald drehte der Fuchs ein Seil und eine Schlinge aus Tannenreiſig, der Bär hielt den Wolf feſt, der Fuchs warf letzterem die Schlinge um den Hals und zog den Zappelnden in die Höhe. Der Wolf ſtarrte ſtieren Auges empor, da ſah er Peter im Gezweige des Baumes ſitzen und heulte: »O falſche ungerechte Welt! Da droben ſitzt er, der unſer Geheimnis verrathen hat!«

Jetzt ſahen die anderen beiden Thiere auch in die Höhe, ließen den Wolf fallen, und der Bär kletterte auf den Baum und holte den Peter herunter. Drunten empfieng ihn der Fuchs, der ſo wild war, daſs er ihm gleich beide Augen auskratzte. Dann würgte ihn der Wolf, und der Bär drückte ihn mauſetodt, darauf haben ſie ihn zu Dritt aufgefreſſen, daſs kein Knöchelchen von ihm übrig geblieben iſt.

5.

Sonnenkringel.

Es war ein Mann auf der Wanderschaft, der war aller Zehrung bar und allen Zehrgeldes, und wusste nicht, wovon er in der nächsten Herberge die Zeche zahlen sollte. Und da kamen ihm böse Gedanken in den Sinn — wenn einer käme, der am Gelde etwas zu schwer trüge, so wollte er ihm wohl seine Last erleichtern. Und wo der Wald recht tief war, sah dieser Mann einen anderen Wanderer vor sich hergehen, beeilte seine Schritte und holte jenen bald ein — und sah, dass der, den er einholte, ein Jude war. Da dachte er gleich: Dieser hat gewiss Geld — und schrie ihn an: »Jud'! Gib mir auf der Stelle Dein Geld, oder Du musst sterben.«

»Soll mir Gott helfen!« sprach der Jude. »Hab' ich doch nicht mehr Geld, als acht armselige Heller! Was thut Ihr damit? Wollt Ihr vor Gott die große Sünde begehen, und einen Menschen todtschlagen um acht Heller?«

»Du lügst! Ohne Geld reist kein Jude. Heraus mit dem Gelde — oder —!«

»Wehe mir! Wehe geschrien!« rief voll Angst der Jude. »Habe ich doch nicht mehr, als ich Euch sage!« — Aber jener hörte schon nicht mehr in seiner tollen Raubsucht und schlug den armen Juden nieder, und dieser rief im Sinken: »Wehe über Dich, Du Mörder! Die klare Sonne soll an den Tag bringen Deine Missethat, das allsehende Auge des Himmels!«

Mit diesen Worten verschied der Jude, und nun suchte sein Mörder ihm alle Taschen aus; er fand aber nur ein kleines schlaffes Lederbeutelchen, und darin in der That

nicht mehr und nicht minder, als acht rothe Heller. Da war es ihm angst und bange, dass er den schnöden Mord verübt — und als er in die Sonne sah, erschrak er, denn sie stand ganz blutroth — und er rannte eilend von dannen — im Walde aber sammelten sich die Rothkehlchen und trugen Blumen herbei und legten sie sanft auf das Angesicht des Erschlagenen, damit das Schrecknis der Menschheit nicht des Waldes heiligen Frieden störe. Der Mörder aber wanderte, so weit er nur vermochte, von jener Stelle fort und konnte nicht mehr in die Sonne sehen. Am andern Morgen war es ihm wie ein böser, böser Traum; aber der Traum verfolgte ihn lange, und die Sonne erinnerte ihn fort und fort an den Todesruf des erschlagenen Juden. Endlich ward er ruhiger in seinem Gemüthe, arbeitete fleißig und gewann, da er sonst ein leidlicher Geselle war und sich sehr still und zurückhaltend hielt, die Neigung einer Meisterstochter, mit der er eine Zeitlang in glücklicher Ehe lebte. Nicht häufig dachte er mehr an seine Unthat, nur vor der Sonne hatte er eine gewisse Scheu; doch fragte er sich endlich selbst: Wie soll sie's denn anfangen, die liebe Sonne, es an den Tag zu bringen? Der Jude ist längst vergessen, ich bin viele Meilen fern von jenem Lande — reden kann die Sonne nicht, schreiben kann sie auch nicht. Ich habe mich für nichts so lange vor ihr gefürchtet und geängstigt.

Eines Morgens brachte die Frau ihrem Manne seine Tasse Kaffee; er goss einen Theil derselben aus der Obertasse in die Untertasse, und zufällig schien die Sonne hell hinein; da bildeten sich von der bewegten Flüssigkeit schräg über an der Stubendecke bewegte, zitternde Lichtkringel in Folge der Abspiegelung, und des Mannes Blicke fielen zur Decke empor. Er glaubte, er sei allein, und sprach vor sich hin: »Meinst du, Sonne, du könnest es an Tag bringen, weil du dort hinauf die zitternden Kringel zeichnest?«

»Was soll die Sonne an den Tag bringen wollen, Mann?« fragte laut die Frau — und der Mann erschrak heftig. Lebhaft drang sie in ihn, es ihr zu sagen, als er stockte und nichts bekennen wollte. Aber die Frau ruhte nicht eher, bis er, nachdem sie das tiefste Schweigen ihm angelobt, ihr erzählte, dass er einst einen Juden im Walde erschlagen habe, der habe im Sterben gerufen: Die klare Sonne soll an den Tag bringen Deine Missethat, das allsehende Auge des Firmamentes! und nun habe die Sonne doch nichts an den Tag gebracht; sie könne nichts als leuchten und wärmen und Kringel an der Wand oder an der Decke machen.

Die Frau hörte das, schauderte und schwieg; aber das unselige Geheimnis drückte ihr fast das Herz ab, beunruhigte sie Tag und Nacht, und stets aufs neue erinnerte sie die Sonne daran. Sie konnte es nimmermehr auf dem Herzen behalten, sie erzählte es unter dem heiligsten Siegel der Verschwiegenheit ihrer liebsten Freundin. Diese schwätzte es weiter; bald vernahmen es die Richter. Da wurde der Mörder festgenommen und gestand alsbald alles; er war recht froh, als es heraus war, und empfieng, als er zum Schwerte verurtheilt war, mit Fassung den Todesstreich. In derselben Stunde aber fiel seine schwatzhafte Frau daheim todt auf den Boden nieder.

6.

Der starke Gottlieb.

Es war einmal ein reicher Rittergutsbesitzer, dem dienten viele Knechte, und einer von diesen wollte sich verheiraten. Wie nun derselbe seinen Herrn um die Heiratserlaubnis

bat, so sagte dieser: »Heirate nur zu in Gottes Namen! Ich wünsche Dir einen recht starken Sohn, und wenn Du einen solchen hast, so will ich ihn Dir zu Liebe gern auch in meinen Dienst nehmen.« Also heiratete der Knecht und wurde Vater eines kräftigen Sohnes, dem er den Namen Gottlieb gab. Dem Vater blieb das Versprechen seines Herrn unvergessen, und er war darauf bedacht, Sorge zu tragen, den Jungen recht stark werden zu lassen. Zu diesem Zwecke dünkte dem Vater nothwendig, dass sein Kleiner sieben Jahre lang Muttermilch trinke. Das geschah denn auch, und der Knabe wurde groß und stark. Nach Verlauf der sieben Jahre nahm der Knecht seinen Gottlieb mit zum Gutsherrn und sagte: »Schaut, Herr, den prächtigen Jungen! Er kann schon etwas thun für sein Alter.« Da stand im Garten, wo Vater und Sohn den Gutsbesitzer angetroffen hatten, ein junger Baum, und da sprach der Herr: »Reiß' dies Bäumchen heraus, Gottlieb!«

Der Knabe versuchte seine Kraft an dem Bäumchen, aber er vermochte nicht, dasselbe auszureißen, und der Herr sprach: »Der Kleine ist noch zu jung und zu schwach. Es wäre auch zu viel von ihm verlangt, jetzt schon schwere Arbeit zu thun.«

Da gieng der Knecht mit seinem Gottlieb hinweg und ließ ihn noch sieben Jahre Milch trinken, und als die sieben Jahre um waren, führte der Vater seinen Sohn wieder zum Rittergutsbesitzer, dem Gottlieb nun groß und stark genug schien, dass er ihn in seine Dienste nehme; er sollte daher einen Tag zur Probe dienen. Der Gottlieb war aber von Natur und durch die Muttermilch schreckbar stark geworden und riss gleich als Probestück einen ziemlich dicken Baum mit dem kleinen Finger heraus, so dass alles erschrak, absonderlich die Gutsherrin, und ihm gleich abgeneigt wurde. Nun gieng es an die Arbeit, die Gottlieb nur ein Spiel

war; dann kam die Essenszeit; die Magd trug eine Schüssel voll Kartoffel nebst Buttermilch auf und gieng, die übrigen Knechte zu rufen; Gottlieb, der zuerst mit seiner Arbeit fertig geworden, war schon da und begann einstweilen allein zu speisen. Er zeigte, dass er nicht nur tüchtig arbeiten, sondern auch tüchtig essen könne; denn es dauerte nicht

lange, da war nichts mehr auf der Schüssel zu sehen. Als die übrigen Knechte kamen und essen wollten und murrten, dass das Essen noch nicht aufgetragen sei, trat Gottlieb hinter dem Ofen hervor, allwo er sich ausgeruht, kratzte sich hinter den Ohren und sagte: »Es war etwas da, aber nicht viel; ich hab' gemeint, es sei für mich, und hab's derweil gegessen.« — Da kam die andern ein Grauen an vor Gottliebs Appetit, und sie verwünschten einen Mitgenossen, der nicht mit ihnen, sondern der alles allein genoss.

Nach dem Essen gieng es an das Dreschen. Als neuem Ankömmling schenkte der Gutsherr dem Gottlieb einen neuen Dreschflegel, der war in Gottliebs Hand wie eine Feder; er warf ihn in die Luft und fieng ihn wieder, wie Knaben mit leichten Stöcken thun, und dann warf er ihn gar weg, riss sich einen Baum aus und drosch drauf los, dass die Körner gleich zu Mehl wurden und das Stroh klein wie Häckerling, und schlug alles in Grund und Boden hinein. Das war dem Gutsherrn doch zu bunt; er erschrak vor dem gefährlichen Knechte und sann darauf, denselben mit einer guten Manier wieder los zu werden. Er fragte daher den Gottlieb, welchen Lohn er begehre, wenn er wirklich in den Dienst trete? Gottlieb trat nahe zu dem Herrn heran und sagte ihm etwas ins Ohr. Darauf wurde der Herr roth und sagte: »Es ist gut, aber stille davon!« — und nahm Gottlieb zum Knechte an, darob sich die anderen Knechte nicht in entferntesten freuten.

Als der Gutsherr mit seiner Frau allein war, verlangte diese zu wissen, welchen Lohn Gottlieb sich ausbedungen habe; der Herr wurde wieder roth und wollte es erst nicht sagen, weshalb seine Frau umso mehr in ihn drang, mit der Sprache herauszurücken. Der Rittergutsbesitzer war sehr geizig, gab gar zu gern so wenig Lohn als nur möglich, und das hatte Gottlieb erwogen, dem gar nichts daran gelegen war, dass er hatte so stark werden müssen, um für andere sich zu plagen und zu arbeiten. So sagte jetzt der Gutsherr etwas verlegen zu seiner Frau:

»Siehe, mein Schatz, es hat damit seine eigene Bewandtnis. So billig bekomme ich nie einen so kräftigen Arbeiter. Der Gottlieb verlangt gar keinen Lohn.«

»Gar keinen Lohn? Das ist nicht menschenmöglich!« rief ganz erstaunt die Gutsherrin. »Dahinter steckt etwas! Mann, Du sagst nicht die Wahrheit!«

»Nun, beruhige Dich nur, liebe Frau,« besänftigte der Gutsherr; »etwas verlangt er schon, und ich hab's ihm zugestanden, in Betracht, dass es uns nichts kostet — doch bleibt das geheim, unter uns.«

»Unter uns!« erwiderte die Frau. »Das heißt, ich muss darum wissen!«

»Der Gottlieb will mir etwas geben, wenn das Jahr herum ist,« stammelte der Gutsherr.

»Dir? Das wäre! Was kann der Sohn Deines Knechtes Dir geben?« fragte die Frau.

»Eine Feige,« antwortete der Mann, »will er mir geben.«

»Eine Feige? Mann, Du bist nicht recht bei Sinnen!« schrie die Frau und wurde zornig. »Wo sollen denn auf unserem Gute Feigen herkommen?«

»Oh,« versetzte der Gutsherr, »die gibts, es regnet bisweilen dergleichen — der Gottlieb meint eine Ohrfeige.«

Starrer Schreck lähmte einige Minuten lang der Edelfrau den Mund — bis sie endlich ausrief: »O Du Tropf! Das ist wieder ein Stückchen Deines Geizes! Du willst Dich lieber entehren lassen, als einem Knechte Lohn zahlen. Todtschlagen wird Dich der Gottlieb, denn soviel habe ich gemerkt, wo der hinschlägt, da wächst kein Gras! Nein, einen solchen Vertrag einzugehen, ist himmelschreiend. Doch, lass mich nur machen, ich wende das Unglück von Dir — er muss fort — ich duld' ihn nicht!«

»Wenn Du ihn fortbringen kannst, liebe Frau,« versetzte kleinmüthig der Gutsherr, »so habe ich nichts dagegen.«

Die Gutsfrau machte sich gleich ein Plänchen. Auf dem Gute befand sich eine Mühle, in der es furchtbar spukte. Vielen war in derselben von dem Spukgeiste der

Hals umgedreht worden. I — dachte sie, der kann dem Gottlieb den Hals auch umdrehen; da sind wir ihn los.

»Gottlieb! Heute trägst Du ein halbes Malter Korn in die Mühle und mahlst es!«

»Zu Befehl, gnädige Frau!« antwortete Gottlieb, holte einen großen Maltersack, fasste ein oder zwei Malter Korn hinein und warf sich ihn über die Schulter, gieng und pfiff das Lied:

Da droben auf dem Berge,
Da steht ein Mühlenrad.

Als er an die Mühle kam, war deren Thüre verschlossen. Gottlieb klopfte höflich an, einmal, zweimal, dreimal. Da noch immer niemand aufthat, so that er einen sanften Tritt an die Thüre, dass sie aufsprang und nebenbei entzwei krachte. Mitten im Wege zum Werke lagen eine Menge Mühlsteine; Gottlieb schob sie sanft mit den Füßen nach rechts und links und gelangte nun an das Werk. Bevor er aufschüttete und das Werk anließ, schürte er sich ein Feuerlein und kochte sich eine Morgensuppe, in die er einen kleinen Schinken steckte, dass sie besser geschmalzt sei. Da kam eine große Katze mit feurigen Augen, die riss ihr Maul auf, starrte den starken Gottlieb an und schrie: Miau! — »Hui Katz'!« schrie Gottlieb und gab ihr einen Tritt, dass sie eilend kehrt machte. Jetzt schüttete er auf, setzte das Mühlwerk in Gang und verzehrte sein Frühstück. Gleich war die Katze wieder da, pfauchte und schrie abermals: Mian! — »Hui Katz'!« schrie Gottlieb und warf ihr den Schinkenknochen auf den Kopf, dass sie um und um wirbelte und verschwand. Plötzlich stand ein schrecklicher Riese vor dem starken Gottlieb und brüllte: »Mehlwurm! Wer heißt Dich hier mahlen?« Gottlieb, nicht faul, nahm einen Mühlstein, warf damit den Riesen an die Stirne und schrie: »Mühlwurm, wer heißt Dich hier prahlen?« — Da

stürzte der Riese hinterrücks nieder und stieß ein Gebrülle aus, dass das ganze Werk wackelte. Gottlieb aber sackte das Mehl ein und in einem mitgebrachten zweiten Sacke die Kleie, nahm die Säcke auf beide Schultern und gieng nach Hause.

»Hilf' Himmel!« jammerte die Gutsherrin. »Der Lümmel lebt und kommt wieder!« — Und bald darauf sann sie auf neue Tücke.

»Der Ziehbrunnen muss gefegt werden!« ordnete die Frau am andern Tage an. »Das Wasser schmeckt ganz schlecht und schlammig. Gottlieb kann hinuntersteigen.« — Und zu den anderen Knechten sagte sie heimlich: »Wenn er drunten ist — nehmt euch ja in acht, dass dem Fresser, der euch alles wegisst, kein Stein vom Brunnenrande von ungefähr auf den Kopf fällt!« — Die verstanden den bösen Wink und lasen ihn aus dem höhnischen Lächeln der Gutsfrau. Und wie Gottlieb drunten im Brunnen war, schoben sie, indem sie sich über den Rand bogen, die oberen Steine hinunter. Gottliebs Vater war nicht dabei, der war vor kurzem gestorben. Die Steine polterten und plumpten in den tiefen Brunnen und fielen auf den starken Gottlieb; der aber schrie herauf: »Dummheit da droben! Wer schüttet denn Streusand in das Tintenfass? Wartet, wenn ich hinauf komme, will ich es euch weisen!« — Da liefen die Knechte erschrocken vom Brunnenrande hinweg und versteckten sich, und Gottlieb stieg heraus, wie ein Schornsteinfeger aus dem Schlot, nur weniger trocken, aber mit eben so vielem Durst. —

Kaum wusste nun die Edelfrau, was sie anfangen sollte mit dem starken Gottlieb, oder vielmehr, wie sie es anfangen sollte, ihn vom Hofe zu bringen. Da fiel ihr ein, dass ja in der Nähe sich ein verwünschtes Schloss befinde, das auf dem Berge, an dessen Fuße das neue Schloss des Rittergutsbesitzers stand, in Trümmern lag. In diesem ver-

wünschten Schlosse war es gar nicht geheuer; es gieng darin um, und es spukte in ihm der Geist eines alten Riesen, der vor urgrauen Zeiten darin gehaust und schlimme Thaten genug verübt hatte, weshalb er denn auch da hinauf verwünscht und gebannt war. Eine der schlechten und schlimmen Thaten des alten Riesen war die gewesen, dass er die Vorfahren des jetzigen Rittergutsbesitzers, denen er das Gut verkaufte, um eine große Summe Geldes betrogen hatte, und das war zugleich auch wieder mit ein Grund, weshalb der Riese im alten Schlosse so gräulich spuken musste.

Die Edelfrau ließ Gottlieb zu sich rufen, verstellte sich, verbarg ihre Abneigung gegen den Knecht und sprach zu ihm: »Höre, mein guter Gottlieb! Unser Herr wird Dir nächstens eine ganz besondere Belohnung dafür geben, dass Du so fleißig bist und so viel schaffst, dabei vertraut er Dir auch ganz allein. Droben auf dem alten Schlosse, weißt Du, da wohnt der alte Rittergutsbesitzer, dem mein Mann das Gut abgekauft hat; das ist ein geiziger Filz; er ist uns noch vieles Geld schuldig, zahlt aber im guten nicht aus. So gehe Du einmal hinauf, Gottlieb, und sprich im unguten mit dem alten Spuk, denn Du bist stark und herzhaft; alle andern sind Hasenfüße und Hasenherzen und fürchten sich. Wenn Du uns das Geld bringst, so sollst Du auch ein gutes Theil davon haben und Dir etwas rechts dafür zugute thun.«

»Die Sache wird sich machen, gnädige Frau!« antwortete Gottlieb. »Ich will gleich gehen, und wenn Geld da droben zu holen ist, so bringe ich's, darauf verlasst Euch.« —

Bald war Gottlieb droben auf dem Berggipfel und wunderte sich. »Hm, hm!« machte er. »Immer haben sie drunten gesagt, da oben stände ein altes, verfallenes Schloss, hab' deswegen mir auch noch nie die Mühe genommen,

hier herauf zu klettern, und nun sehe ich ein nagelneues, schönes Haus, viel schöner, als das untere Schloss. Da gibt es ganz sicher Geld genug.«

Gottlieb kam an die Eingangspforte des prächtigen Gebäudes, und da kein Klingelzug daran war, so klopfte er; aber die Thüre blieb, gleich jener der Mühle, fest verschlossen. — »Dumm!« brummte Gottlieb, »da muss ich schon wieder der Schlosser sein und meinen Dietrich gebrauchen.« Trat daher ein wenig an die Pforte; doch schütterte davon das ganze Thorgewände, und die Thüre sprang mit Donnerkrachen auf. Aber wie Gottlieb in den innern Raum trat, umschwebten ihn gleich eine Schar Geister, und an ihrer Spitze stand der gräuliche Riese, welchem Gottlieb in der Mühle den Mühlstein an den Kopf geworfen hatte.

»Aha! Ein alter Bekannter!« rief Gottlieb. »Bist Du vielleicht der Herr von Zahlungern, der anderen Leuten ihr Geld aufhebt? Dann rücke heraus! Mein Herr braucht's, und meine Frau, das heißt, meines Herrn Frau, will's haben!«

»Menschenwurm!« brüllte der Riese und schnitt ein entsetzliches Gesicht. »Was wagst Du zu sagen? Wer ist so frech, von dem Besitzer eines alten Schlosses Geld zu verlangen? Was geht mich Geld an? Hab' acht, wie ich mit Dir umspringen werde, Du Knirps!«

»Holla, hoh! da werd' ich auch dabei sein!« rief Gottlieb, riss einen Thürflügel ab, und warf ihn dem Riesen an die Stirne, wo man noch die Schramme vom Mühlsteine sah, dann schickte er den zweiten Flügel nach — und da machte sich der alte Riese eilends aus dem Staube und warf mit einem Sacke voll Geld nach Gottlieb, den dieser sogleich aufraffte und sich auf die Schulter lud.

So kam er im untern Schlosse wieder an, und wenn der Edelfrau auch Gottliebs Kommen nicht recht war, so war doch dem Edelmanne das Kommen des Geldes äußerst recht, und er lobte den Gottlieb und sagte: »Einen so braven Knecht findet man selten.« Heimlich aber wünschte er doch den Gottlieb zum Kuckuck, denn bei dessen Kraft graute ihm furchtbar vor der unvermeidlichen Ohrfeige. Er nahm daher Rücksprache mit seinem Schäfer und traf ein Übereinkommen mit diesem, dass der gegen ein gutes Stück Geld die bewusste Ohrfeige in Empfang nehmen wollte; dann rief er seine Knechte zusammen, ohne den Gottlieb, und sagte ihnen, er werde sie morgen in den Wald schicken, Holz zu holen; da möchten sie Sorge tragen, dass sie zeitig wieder herein kämen, denn wer zuletzt komme, der komme vom Dienste. Und er werde es nicht ungern sehen, wenn Gottlieb der letzte sei. Solches geschah, alles eilte nach dem Holze, und niemand weckte Gottlieb; und als er endlich noch ziemlich schlaftrunken erschien und sich die Augen rieb, schrie ihn sein Herr an: »Ei Du fauler Geselle! Alles ist schon zu Holze, und wer zuletzt nach Hause kommt, kommt vom Dienste.«

»Ah!« rief Gottlieb und streckte die Arme hoch in die Höhe, und dehnte sich und gähnte und sagte: »Das ist mir etwas ganz Neues.«

»Schönen Dank, dass Du mich nicht verschlungen hast, wie Du Deinen Mund aufrissest!« spottete der Gutsherr. »Neu oder nicht, es bleibt dabei.«

»Wohl, hin!« sagte Gottlieb, nahm sein Beil und gieng nach dem Walde zu. Da waren seine Mitgesellen schon mit der Arbeit fertig, und er sah sie von weitem sich entgegen kommen. Da gieng er nach einem neuen großen Teiche, über dessen Abfluss ein Steg führte, über den einzig und allein der Weg vom Walde nach dem Gute führte,

riſs die Schleuſen auf, daſs die volle Flut ſich in den breiten Abfluſscanal ergoſs, trat mit dem Fuße den Steg in Stücken und ließ die Balken vom Waſſer fortfluten; dann gieng er ſeinen Mitknechten gemachſam entgegen, die ihn tüchtig auslachten und froh waren, ihn heute noch aus dem Dienſte gejagt zu ſehen.

Er aber rief: »Eilet nicht zu ſehr, wartet ein wenig auf mich, ich komme bald wieder!« und gieng nach dem Walde — jene aber eilten, was ſie eilen konnten, nach dem Schloſſe zu kommen. Da kamen ſie an die rauſchend vorbeiſchießende Waſſerflut ohne Steg und Brücke, und hätten ſie den Teich umgehen wollen, hätten ſie Stunden gebraucht. Sie muſsten alſo warten, bis Gottlieb wieder kam, der ſein Tagwerk leicht und ſchnell im Verlaufe einer kleinen Stunde vollbracht hatte. Und wie er nun kam, brachte er einen Heubaum mit, den ſtemmte er in den Fluſs, wie einen Turnerſpringſtock und ſchwang ſich an das andere Ufer hinüber; dann warf er den Heubaum wieder über den Fluſs und ſchrie ſeinen Kameraden zu: »Macht's wie ich!« Aber von dieſen hatten an dem Heubaume zwei zu heben, und ſie muſsten ſitzen bleiben, bis der Teich alles ſein Waſſer vorübergeſchickt hatte, welches mehr als einen Tag dauerte.

Immer lebhafter wurde der Wunsch der Gutsherrschaft, den starken Gottlieb los zu sein, und daher machte ihm der Rittergutsbesitzer den Vorschlag, ihm seinen Lohn zu gewähren; er habe einen Ersatzmann als Ohrfeigenempfänger, der solle die Zahlung erhalten, und dann solle Gottlieb gehen, wohin er Lust habe, und bleiben, wo er wolle.

Gottlieb sagte: »Es kommt auf eine Probe an; ich habe ja auch proben müssen.«

Jetzt stellte sich der Schäfer als Ersatzmann. Gottlieb sah ihn mit mitleidigem und spöttischem Blicke an, und sagte: »Du? Wahrlich Du dauerst mich!« — nahm ihn, hob ihn leicht, wie einen Nussknacker in die Höhe und schlug ihm eine so derbe Ohrfeige ins Gesicht, dass der Schäfer in die Luft flog, wie der Spielball eines Knaben, aber gar nicht wieder herunter kam. Der Gutsherr und seine Frau bekreuzigten und segneten sich und waren froh, dass er nicht diese Ohrfeige bekommen hatte, und sagten: »So, nun kannst Du gehen.«

»Nein,« sagte Gottlieb. »Gehen? Nein — das kann ich nicht. Es war nicht der rechte; mit Euch, gnädiger Herr, hab' ich gedingt. Ich liebe nicht Cichorien oder Runkelrüben statt Kaffee, ich bin kein Freund von Ersatzmannschaften. Ihr habt gesagt: ich solle gehen, wohin ich Lust habe, und bleiben, wo ich wolle. Habt Ihr nicht so gesagt?«

»Ja, allerdings, ich sagte so,« antwortete verdrießlich der Gutsherr.

»Nun,« versetzte Gottlieb, »so gehe ich in mein Bett und bleibe hier auf dem Gute.«

Da wurde der Gutsherr sehr böse, und rief: »Bleibe in des Kuckucks Namen, Du Kobold! So gehe ich! Mit Dir will ich nicht leben und zuletzt noch wie der arme Schäfer als Luftballon oder als Sternschnuppe am Himmel

herumfahren. Nimm alles, und helfe Dir der böse Feind hausen und wirtschaften!«

»Nun, wenn Ihr denn nicht anders wollt, gnädiger Herr,« sprach Gottlieb sehr sanftmüthig; »so bedank' ich mich fein recht schön und wünsche Euch und der gnädigen Frau recht viel Liebes und Gutes! Ihr könnt auch Eure Sachen mitnehmen, und ich will Euch bis in die nächste Stadt in meiner Kutsche und mit meinen Pferden fahren lassen.« —

»Fahre Du selbst zur Hölle!« schrien außer sich der gewesene Gutsherr und seine Ehehälfte und enteilten. Gottlieb aber nahm die Knechte und Mägde in seinen Dienst, ließ seine alte Mutter in das Schloss ziehen und gab ihr ein goldenes Bette und seidene Kissen und Bettdecken und alle Tage den besten Wein zu trinken und alles Gute zu essen.

Ein Jahr danach — es war just Heuerntezeit, und die Knechte und Mägde waren auf der Wiese mit Heumachen beschäftigt — kam etwas aus der Luft heruntergefallen, das war der Schäfer; der hatte so lange oben herumgezwirbelt und war über alle Wasser und Welttheile weggeflogen; er lebte noch und blieb auch am Leben, denn er fiel auf einen großen Heuhaufen, und das war sehr gut für ihn, sonst hätte das alte Lied auf ihn gepasst, welches anhebt:

Kuckuck hat sich zutod gefallen.

7.

Gevatterin Kröte.

Ein feines Bauerndirnlein gieng einst an einem Weiher vorüber; da sah es am Rande eine große dicke Kröte sitzen, die guckte so recht starr und häßlich. »Na — bei Dir möcht' ich auch Gevatter stehen!« rief voll Abscheu das Mädchen. Da hob die Kröte

den rechten Vorderfuß in die Höhe, als wenn sie einen Handschlag geben wollte. Dem Mägdlein gruselte, und es eilte weiter.

Als abends die Jungfer in ihre Kammer trat, saß die Kröte krötenbreit mitten auf der Diele. Das Mädchen schrie. »Schrei nicht!« sprach die Kröte. »Hast Du mir nicht versprochen, bei mir Gevatter zu stehen? Ich nehme Dich beim Worte! Folge mir, oder Du erlebst nicht den morgenden Tag!« —

In Todesangst folgte der voranhüpfenden Kröte das junge Mädchen durchs Dorf, durch die Nacht, an den Weiher; dort war im Schilf eine Öffnung, eine Treppe führte hinunter. Die Kröte hüpfte voran, das Mädchen folgte. Drunten verwandelte sich die Kröte in eine schöne Frau und zeigte dem erstaunten Mädchen sein Pathchen, ein nettes, niedliches Nixenkind. »Der Dienst soll Dich nicht reuen!« sprach sie. Und dann begann ein großes, herrliches Fest in den Räumen der unterirdischen Wasserwelt, und die junge Dirne wurde hoch geehrt und bedient von den schönsten Nixen und herumgeführt in allen Grotten, die wie eitel Eis und Silber glänzten, und empfieng endlich von ihrer Gevatterin Kröte noch drei wunderbare Gaben, deren Besitz sie lebenslänglich glücklich machte. — Sie wurde wohlbehalten wieder zurückgeführt, und hätte sie nicht morgens beim Erwachen die Gaben vorgefunden, so hätte sie geglaubt, es sei ihr alles nur im Traume begegnet. In ihre Erinnerung aber mischte sich zu dem Entzücken doch auch ein geheimes Grauen, und nie in ihrem Leben vermochte sie es über sich, wieder an jenem Weiher vorüberzugehen.

8.

Seelenlos.

Es war einmal ein Menschenfresser, der verspeiste nichts lieber als junge Mädchen und war so gewaltig und gefürchtet im Lande, dass niemand es wagte, ihn zu bekämpfen und ihm diesen Appetit zu vertreiben, vielmehr

musste ihm, sobald er ein Mägdlein verspeist hatte, ein anderes geliefert werden, und um bei der Wahl unparteiisch

zu verfahren, mussten alle Mädchen des Landes bis zu einem gewissen Alter das Los ziehen, ohne Unterschied des Ranges und Standes ihrer Eltern; denn Seelenlos — so war der Name jenes mädchenfressenden Ungeheuers — duldete es nicht, dass man einen Unterschied mache.

Nun geschah es, dass eines Tages abermals das Los gezogen wurde, und dass das traurige Los die Tochter des Königs traf. Zwar suchte der König durch Anerbieten vieler Schätze von seiner Tochter das Schicksal, welches ihr drohte, abzuwenden, aber Seelenlos sprach:

»Nein! Was einem recht ist, ist dem andern billig.«

Da indessen nicht alsbald gleich nach gezogenem Lose die Königstochter ausgeliefert zu werden brauchte, so ließ der König bekannt machen, dass, wer seine Tochter von dem schrecklichen, ihr drohenden Lose erlöse, diese zur Gemalin und sein halbes Reich als Mitgift erhalten sollte. Allein es meldete sich niemand; denn mit Leuten, welche Seelenlos heißen oder sind, ist schlecht umzugehen, und niemand mag sich mit ihnen befassen, sollten sie auch nicht just ausschließlich Menschenfresser sein. Da hörte ein junger Soldat von des Königs Aufruf und dachte in seinem Sinn: »Hm! Mir ist in meinem Dienste schon soviel Seelenloses vorgekommen, und ich habe dafür so viele Herzhaftigkeit mir erworben, dass ich's wohl mit Herrn von Seelenlos aufzunehmen mir getraue.« Gieng also zum Könige und bat sich die Gnade aus, sein Leben gegen Seelenlos für ihn und die Prinzessin in die Schanze schlagen zu dürfen. Darauf gab ihm der König ein schönes Handgeld und schenkte ihm ein scharfes Vorlegmesser, um wo möglich den Riesen damit in Stücke zu zerschneiden.

Der muthige Soldat machte sich auf den Weg und kam über einen Anger; auf dem lag ein todter Esel und streckte alle vier Beine von sich, und um den Esel herum

saßen ein Löwe, ein Bär und ein Adler, auf der Nase aber saß eine große blaue Schmeißfliege; jedes wollte seinen Theil vom Esel haben, und alle vier konnten über die Theilung sich nicht einigen und riefen den Soldaten an, als Unparteiischer das Theilungsgeschäft vorzunehmen.

»Ja!« sagte der Soldat, »ich will nach Recht und Überzeugung theilen, und nach dem schönen Spruche: Jedem das seine!«

Er zog sein Vorlegemesser, strich es hübsch auf seinem Säbelriemen ab, wie ein Barbier mit seinem Schermesser auf dem Streichriemen thut, und fieng an, den Esel nach Herzenslust zu zerlegen.

»Dir, dem Löwen,« sprach der einsichtsvolle Soldat, »gebürt vor allem der Löwentheil, der Eselskopf, mit dem schönen Gehirn, weil Du selbst der Thiere Haupt und König bist, dann die breite, kräftige Eselsbrust, nebst einem Rückenstück und zwei Schinken. — Dir, dem beherzten heißblutigen Adler, dem Könige der Vögel gebürt des Esels Herz sammt allem edlen Eingeweide, absonderlich der starken Lunge, sowie Leber und Nieren, und ein Schinken, vom Fleische ebenfalls ein Rückenstück und ein Lendenbraten. — Dir, Meister Petz, kühner Nordlandsrecke, großer Brummer, gebürt das dritte Rippenstück, der zweite Lendenbraten und der vierte Schinken, und was Du sonst magst. — Und Dir endlich, blau angelaufene Fliege, kleiner Brummer, gebürt des Esels Schwanz, die Beine, und alles, was die drei andern nicht mögen und etwa übrig lassen zu wollen in Gnaden geruhen dürften. Du wirst Dich damit um so freudiger bescheiden, da Du ja viel zu zart bist, um schnödes Eselsfleisch zu essen, vielmehr Dich vom Thau und Dufte der Blumen sättigest, und nur für Deine Eier und künftige Larvenbrut ein wenig faulen Fleisches bedarfst.«

Die vier Thiere waren mit dieser Theilung außerordentlich zufrieden und zollten dem klugen Soldaten den Tribut ihres Dankes. Die Brummfliege setzte sich ihm auf die Hand, küsste diese mit ihrem Rüssel und sprach: »So oft Du diese Stelle mit Deinem Finger berührst, kannst Du Deine unförmliche und ungeschlachte Menschengestalt in eine eben so schöne, zarte und bewunderungswürdige, auch mit reizendem Musiktalent begabte Brumm-Fliege verwandeln, wie ich eine bin.« Der Adler zog sich mit seinem Schnabel eine Schwungfeder aus dem rechten Flügel, reichte sie dem Soldaten dar und sagte: »Mittelst dieser Feder kannst Du Dich, so oft Du sie drehst, in einen Adler verwandeln und als solcher große Dinge thun; auch kannst Du sie schneiden, und was Du mit ihr unterschreibst und verbriefst oder verbriefen lässt, das hält und dauert drei Tage länger, als die aschgraue Ewigkeit.«

»Biederer Mensch,« sprach der Löwe, »ich muss Dir eine Pfote geben, das wird Dich stärken und großmächtig machen in der Welt!« Der Bär endlich sprach: »Edelster der Edeln! Komm an mein Herz, ich muss Dich umarmen und Dir einen Kuss geben!«

Aber der Soldat entgegnete: »Ich dank' euch zwei beiden schönstens! Ihr seid gar zu gütig! Ich habe schon genug!« Denn er fürchtete die scharfen Klauennägel der Löwentatze, wie des Bären Umarmung und die Nähe von dessen Zähnen an seiner Nase. Er drehte daher sehr schnell die Feder und wurde zum Adler, als welcher er sich rasch in die Lüfte erhob, von wo aus er nach dem Hause des Herrn Seelenlos umherspähete und dasselbe mit seinem Adlerblicke auch sehr bald entdeckte. Das war schon ein großer Gewinn für den braven Soldaten: doch musste er nun auch auf Mittel sinnen, wie dem Seelenlos beizukommen sei. Diesem war mittlerweile die Königstochter aus-

geliefert worden, doch hielt er dieselbe noch eine Zeitlang gefangen. Nun verwandelte sich der Soldat erst wieder in einen Menschen, drückte mit dem Finger auf das kleine Denkmal der Fliege auf seiner Hand, verwandelte sich dann in eine solche und schlüpfte durch das Fenster des Gemaches, in welchem die Königstochter gefangen saß. Dort verwandelte er sich in seine menschliche Gestalt und theilte der Prinzessin die Absicht mit, sie zu erlösen; nur möge sie ihm sagen, auf welche Weise er dies möglich machen könne, indem er es für eine große Kunst und schwere Aufgabe halte, jemanden zu entseelen, der Seelenlos sei und heiße. Jedenfalls müsse des Herrn Seelenlos Seele doch irgendwo sich befinden, und dieses wo? müsse ausfindig gemacht werden.

Die Königstochter war sehr erfreut über das Vorhaben des tapferen Soldaten, sie zu befreien und verhieß ihm, Erkundigungen einzuziehen. Hierauf nahm der Soldat seine Verwandlung vor und entfernte sich. Zu der Königstochter aber kam Seelenlos, der Menschenfresser, und brachte ihr treffliche Speisen und Getränke, damit sie sich gut nähre, bis er die Zeit ersehen würde, sie zu verspeisen. Sie fragte ihn gleich, wo denn seine Seele sei? Er aber antwortete ihr: »Dir das zu sagen, werde ich wohl bleiben lassen, denn wenn schon ich seelenlos bin, so bin ich doch nicht hirnlos, und es könnte mir, wenn nicht an der Seele, so doch am Leibe schaden, wenn ich mein größtes Geheimnis Dir, einem schwatzhaften Weibe, anvertrauen wollte.«

Aber die Königstochter ließ mit Bitten nicht nach, bis Seelenlos ihr dennoch sein Geheimnis anvertraute und ihr sagte, seine Seele sei in einer kleinen goldenen Truhe verschlossen, diese Truhe stehe auf einem gläsernen Felsen, und der Felsen stehe mitten im rothen Meere. Ein böser

Zauberer habe alles so angerichtet, ihn seelenlos und zu einem Menschenfresser gemacht; er könne nichts dafür; wenn er seine Seele wieder bekomme, so werde er wieder ein guter Mensch werden.

Das alles sagte die gefangene Königstochter dem Soldaten wieder, als er sie abermals besuchte. Alsbald verwandelte derselbe sich in einen Adler und flog nach dem Schlosse der vier Winde. Diese selbst waren ausgeflogen, aber ihre Mutter war zu Hause, und er bat letztere um Herberge in ihrem luftigen Palaste und erzählte ihr seine Geschichte, worauf die Windmutter gleich bereit war, ihm durch ihre Söhne Beistand zu leisten. Gegen Abend kamen der Südwind und der Ostwind nach Hause; diesen beiden stellte die Windmutter den tapferen Krieger vor und beschenkte letzteren mit einem Wünschelflughütchen, das ihm die Kraft verlieh, so schnell wie der Wind zu fliegen. Am anderen Morgen, als die Winde ausgeruht hatten, erhoben sie sich aufs neue, und der Soldat flog in Adlergestalt mit ihnen und eben so rasch wie sie, und kam an die Küste des rothen Meeres; unterwegs hatte er den Winden erzählt, was er wünsche, und die Winde fuhren nicht über das Meer, damit es ruhig bleibe. Dann geboten sie den Fischen, das Kästchen zu suchen, in dem sich die Seele des Herrn Seelenlos befand. Das thaten auch die Fische, und sie fanden wohl den gläsernen Felsen, darauf die kleine Truhe stand, konnten aber nicht hinauf. Endlich kam ein Weißling, der schnellte sich in die Höhe, und ergatterte das Trühlein mit einem Satze, fasste es in sein Maul und brachte es dem Adler. Dieser schlug mächtig mit seinen Schwingen, wackelte mit dem Schwanze und tanzte vor Freude, worüber die Winde sehr lachen mussten, denn sie hatten noch keinen Adler so possierliche Sprünge machen sehen, soviel sie auch schon gesehen hatten. Hierauf drückte der Adler erst

den Winden, dann dem Weißling seinen verbindlichsten Dank aus und flog, immer noch das Wünschelflughütlein auf dem Kopfe, nach der Heimat zurück und geradewegs nach dem Schlosse des Herrn Seelenlos, auf welchem er sich wieder in einen Menschen verwandelte. Er ließ sich sofort anmelden als ein Handelsmann aus dem Morgenlande, der ein Kleinod anzubieten habe. Seelenlos war sehr ungnädig über solchen zudringlichen Besuch und ließ den Angemeldeten nur deshalb eintreten, um ihn mit Grobheiten zu bekösti gen, die jedermann anzuthun er sich zu jeder Zeit gleich berechtigt glaubte, fuhr ihn auch alsbald trutziglich an, denn ein Mensch ohne Seele kann nicht anders sein als ungeschliffen und patzig.

Der Soldat und verstellte Handelsmann kehrte sich indessen nicht an des Herrn Seelenlos grimmiges Gesicht und an sein Anschnauzen, sondern war um so höflicher, je gröber jener war, der sich nicht anders geberdete, als wolle er ihn ebenfalls fressen.

»Ich habe einen Schatz, der für Euer Gnaden von unschätzbarem Werte ist,« sprach der Fremde, »und biete denselben Ihnen zum Tausche an.«

»Wird ein rechter Bettel sein, sein Schatz!« murrte Seelenlos. »Was kann so ein Lump mir bieten? Bildet Er sich ein, ich könne ihn nicht mit barem Gelde bezahlen, dass Er sich erfrecht vom Tausche zu reden? Was hätte ich, das Ihm ansteht? Gleich will ich's wissen!«

»Eure Gnaden halten gnädigst zu Gnaden!« antwortete der Fremde. »Hochdieselben halten ein Juwel in Verwahrung, das ist die schöne Königstochter, und der Bettel, nach Hochdero eigener Schätzung, den ich gegen dieses Kleinod anzubieten mich unterfange, ist Euer Gnaden — gnädige Seele.«

»Meine Seele!« rief Seelenlos mit namenlosem Erstaunen. »Meine Seele hast Du? Bei meiner armen, leider verlorenen Seele schwöre ich Dir, dass Du, wenn ich hundert Königstöchter gefangen hielte, alle hundert bekommen solltest, wenn ich nur meine Seele wieder hätte.«

»Ich bescheide mich mit der Einen,« erwiderte der Handelsmann, »hundert dürften mir zu viele werden. Aber schließen wir den Vertrag schriftlich ab!« Mit diesen Worten zog der Soldat ein beschriebenes Blatt Papier hervor, darauf schon alles kurz und bündig stand, und reichte Seelenlos die Adlerfeder dar, mit ihr zu unterzeichnen, welches Seelenlos auch that; dann ließ er auf der Stelle seine schöne Gefangene herbeiführen, die eine große Freude hatte, den Soldaten bei dem Menschenfresser zu finden, welcher bereits den Fremden sich auf das Ruhebett hatte niedersetzen lassen, indem schon die Nähe seiner Seele begann, ihn menschlicher zu stimmen.

Jetzt nahm der Soldat das kleine goldene Trühelein aus seiner Tasche, welches mit einer Schraube verschlossen war, und gab es in Seelenlos' Hand. Dieser öffnete geschwind die Schraube, hielt die Öffnung an seinen Mund und sog mit Wohlgefühl seine Seele in sich ein. Da war mit einemmale der schlimme Zauber gelöst. Die Königstochter war nicht mehr gefangen, und Seelenlos war nicht mehr seelenlos, sondern vielmehr ganz selig; er umarmte den Soldaten unter einem Strome von Freudenthränen, und hätte gern auch die Königstochter umarmt, aber eine ehrfurchtsvolle Scheu hielt ihn davon zurück, der beste Beweis, dass er wieder eine Seele gewonnen hatte; doch bat er beide um ihre Freundschaft. Hierauf zog der Soldat mit der Königstochter von hinnen, ward vom Könige, ihrem Vater, in den Prinzenstand erhoben und heiratete als

neuer Prinz die junge Prinzessin. Der gewesene Seelenlos aber verspeiste keine jungen Mädchen mehr, ward vielmehr der artigste Cavalier von der Welt.

9.

Das Hellerlein.

Ein Wandergast trat in ein Bauernhaus, und fand allda die Familie, den Vater mit Frau und Kindern, in trüber Stimmung und in Trauerkleidern, denn ihnen war vor wenigen Wochen ein liebes und schönes Kind, ein Mädchen, gestorben. Die Leute ließen den Wanderer, der ihnen verwandt war, an ihrem Mittagsmahle Antheil nehmen. Man setzte sich nach gesprochenem Gebete zu Tische, da schlug es zwölf Uhr. Und mit dem letzten Schlage der Uhr gieng ganz leise die Stubenthür auf, und es trat ein bleiches Kind herein in die Stube, grüßte niemand, sah sich nicht um, sprach kein Wort, sondern gieng schwebenden Ganges in die Kammer. Niemand sprach ein Wort, und auch der Fremde fragte nicht, aber es überlief ihn ein Schauer.

Geschäfte hielten den Verwandten noch einen und den andern Tag im Orte und bei den Leuten, die ihn aufgenommen, fest, sonst wäre er lieber gegangen, denn am zweiten Tage zeigte sich dieselbe Erscheinung; das bleiche Kind kam zur Stubenthüre herein und gieng schweigend in die Kammer, ohne dass die Leute es nur zu gewahren schienen. Dasselbe geschah am dritten Tage. Da hielt der Fremde nicht länger an sich, sondern fragte: »Ei saget doch, was ist das für ein Kind, das jeden Mittag, Glock zwölf, so still durch die Stube und in die Kammer geht?«

»Ich weiß von keinem solchen Kinde, ich sah noch keins,« antwortete der Vater, die Mutter aber begann zu weinen. Jetzt gieng der Fremde zu der Kammerthüre, öffnete sie ein wenig und blickte in die Kammer. Da gewahrte er das Kind. Es saß an der Erde und grub mit den

Fingern in einer Ritze zwischen zwei Dielen gar emsiglich und wühlte und seufzete leise: »Ach das Hellerlein! Ach das Hellerlein!« Als aber die Kammerthüre ein wenig knarrte, fuhr das Kind erschrocken zusammen und verschwand. Nun sagte der Gast den Leuten an, was er gesehen, und beschrieb des Kindes Gestalt; da rief die Mutter schluchzend aus: »Ach Gott, ach Gott! das war unser Kind, das wir

vor vier Wochen begraben haben! Warum nur hat es keine Ruhe im Grabe?« Nun gab der Gast den Rath, die Diele aufzubrechen; und als das geschah, so fand sich darunter ein armseliges Hellerlein, das hatte das Kind in der Kirche in den Klingelbeutel legen sollen, hatte es aber behalten, bis es noch eines zweiten habhaft würde, dann hatte es sich wollen eine Pfennigsemmel kaufen. Zu Hause aber hatte das Kind das Hellerlein fallen lassen, und es war zwischen den Dielen in die Ritze gefallen. Deshalb hatte das Kind keine Ruhe im Grabe. Am Tage darauf warf des Kindes Mutter das Hellerlein in den Klingelbeutel, und von nun an kam das Kind nicht wieder.

10.

Der schwarze Graf.

Einst zog ein Ritter durch den Wald, sein Knappe folgte ihm; es wurde Nacht, doch der Ritter kannte keine Furcht. Verrufen war die Gegend, gemieden der Weg durch den wilden Wald, den der Ritter mit seinem Knappen ritt. Der Weg führte beide vorüber am Schlosse eines befreundeten Ritters, dessen Tochter gerade Hochzeit hielt, und er sprach als Gast dort eine kurze Zeit zu. Die Freunde wollten ihn länger halten, er sollte mit seinem Knappen im Hochzeitshause übernachten; aber den Ritter trieb Eile, er lehnte alle freundlichen Einladungen zu bleiben ab. Man warnte ihn, man sagte ihm, im Walde, den er noch zu durchreisen habe, hause der »schwarze Graf«, ein gespenstiger Ritter, der allen, auf welche er stieße, namenlose Schrecknisse bereite. Selbst die Braut verschwendete ihre Bitten

an den Freund ihres Vaters; sie führte ihm das Sprichwort zu Gemüthe: »die Nacht ist keines Menschen Freund«. Der Gast schützte ein unaufschiebbares Geschäft vor und ritt davon. Weg und Wald waren sehr finster. Der Ritter und der Knappe ritten schon drei Stunden lang, noch war ihnen nichts begegnet; der Ritter ritt getrost, denn sein Muth und sein gutes Gewissen schützten ihn gegen den Angriff feindlicher unterirdischer Mächte, gegen Feindesangriff irdischer Art schirmte ihn die eiserne Rüstung, die starke Faust, das blanke Schwert.

Jetzt drängte plötzlich der Knappe sein Ross vor, neben das seines Herrn, und flüsterte ängstlich: »Herr! Es reitet Einer hinter uns — hohl klingt der Hufschlag seines Rosses — und schaut Euch um, Herr — seht, wie Feuerschaum dem Rosse vom Gebisse träuft, seht, wie seine Nüstern Funken sprühen!«

Schnell war der schwarze Reiter, der ihnen folgte, an den beiden. »Hollah! Gesellschaft! Wackere Kumpane!« rief eine tiefe, hohle Stimme.

»Gott zum Gruß!« antwortete der Ritter, und der Rappe des Fremden stieg bäumend in die Höhe, und schnaubte Ströme Feuers aus den Nüstern, von dessen Schein des schwarzen Ritters Eisenrüstung roth erglühte.

»Für solchen Gruß dank' euch der Teufel, nicht ich!« versetzte wild der riesige Nachtgesell und hieb zornig auf den sich bäumenden Rappen. »Doch wisst, Ihr seid verirrt! Kommt mit mir auf mein Schloss, ganz nahe liegt's, dort seht Ihr schon die Fenster schimmern.«

»Ich danke, ich hab' nicht Zeit zur Einkehr!« antwortete der Ritter. — Doch jener rief gebietend: »Zeit wird sich finden!« und lachte, dass es weit im Walde gellte. Eine lange schwarze Mauer zog hier quer über den Weg, in der Mauer war ein halbverfallenes Thor; der

Weg führte gerade hinein, und im Ring der Mauer lag das Schloss, ein gewaltiger vielgethürmter Bau. Droben im Gewirre der Thürme und Thürmchen kreischten Eulen. Am Thore des Hauses ringelten sich steinerne dickleibige Drachen mit weit vorgestreckten dünnen Hälsen um die Säulen. Nur wenige Fenster waren erhellt; — — schwarz ragte der ganze übrige Bau empor zum dunklen Himmel.

Der schwarze Graf schwang sich vom Ross, und dieses Ross sank hinter ihm in die Erde.

»Folget mir hinein!« rief der schwarze Graf seinen gezwungenen Gästen zu.

»Nicht hinein! Um des Himmels Willen nicht hinein!« flüsterte der treue Knappe seinem Herrn ins Ohr.

»Schweige, Knecht!« schrie der schwarze Graf diesem gebieterisch zu. »Hier herrscht nicht des Himmels Wille, sondern mein Wille! Bleibe in Blendung!«

Da schwand vor des Knappen Augen das Schloss, er stand auf öder einsamer Heide, neben einem alten Gemäuer, drei Thürme ragten daraus empor — das war nicht mehr des schwarzen Grafen Schloss, das war ein anderes Haus.

Der Ritter folgte seinem Führer voll Muth die Stufen einer Wendeltreppe hinan. Von Zeit zu Zeit streckte sich eine Greifenklaue aus der Wand, die hielt eine brennende Kerze. Die Kerzen waren schwarz und weiß, die Wände kohlschwarz. Des schwarzen Grafen Rüstung war auch ganz schwarz und ganz nach uralter Art, ein Kettenpanzer umkleidete ihn völlig, nur auf dem Haupte trug er einen Helm seltsamer Form; der Kamm dieses Helms war nicht gegossen oder geschmiedet, er war lebendig und war gebildet von einem kleinen salamandergleichen Drachen, der seine Klauen fest an den Helm geklemmt hielt, den Kopf bisweilen drehte, und dessen schwarze Funkelaugen wie Demantspitzen blitzten.

Lang hieng des Drachen Schwanz vom Helme abwärts bis in den Nacken und schlenkerte bald hinüber, bald herüber. Droben stand am Ende der Treppe der schwarze Graf und wandte sich seinem Gaste zu. Bleich war sein Antlitz, bleich und abgezehrt; seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und blickten Mord, sie waren ohne Wimpern und über ihnen wölbten sich keine Brauen. Der schwarze Graf keuchte schwer, und sein Athem glühte wie der Hauch der afrikanischen Wüste, feuerheiß.

»Nun folge mir, und schaue, was ich that und wie ich leide!« sprach zu dem Ritter der schwarze Graf. »Einem jeden, der Mitternachts meinen Weg reitet, muss ich zeigen meine Missethat. Brauchst nicht für mich zu beten, Mann! Meine That sühnt nicht Reue, nicht Fürbitte, nicht Gebet.«

Die Thüre des Saales, mit phantastischem Bildwerke verziert, sprang donnernd auf — kalter Eishauch, wie von einem Gletscher, wehte aus dem Saale entgegen. Der große weite Saal war auch ganz schwarz und war leer — nur in der Mitte — da stand etwas, beleuchtet von einer matten, trüben Ampel, die darüber von der Decke niederhieng. Und was dort stand, das war ein Sarg, und in dem Sarge lag eine Leiche, die Leiche einer alten kleinen Frau, ganz weiß gekleidet, die Hände an einander gelegt wie zum Gebete — über den Händen aber, aus der Brust, ragte der schwarze Griff eines Dolches.

»Hier, meine Mutter!« rief der schwarze Graf. »Hier ihr Mörder!« rief er noch einmal, dass es schaurig im Saale hallte, und brach am Sarge in die Knie. Da hob sich plötzlich die Leiche im Sarge empor und wuchs und wuchs, so riesengroß — so ungeheuer, ein grauser Spuk, und deckte sich über den schwarzen Grafen und füllte mehr und mehr den Raum, und der Ritter wich zurück, bis die Wand ihn hemmte — immer grausiger wurde die

entsetzliche Gestalt, immer höher — ihr weißes Antlitz war schon so groß wie der Vollmond im Aufgehen, und ihr Gewand wallete wie Nebel — ihre Hände aber gruben in

der Brust des schwarzen Grafen und gruben ihm das Herz aus der Brust.

Dem Ritter flirrte es vor den Sinnen, wie Nachtflöre einer Ohnmacht! Er zog sein Schwert und schrie: »Unholde! Weicht im Namen des Gekreuzigten!« — Da gellte ein entsetzlicher Schrei, da krachte das Gebälk, wankte

das Haus, sank Sarg und Wand, sank Graf und Gräfin, sank der Boden sammt dem Ritter tief, tief hinab in undurchdringliche Nacht. Aus einer Betäubung erwachte der

Ritter. Sein treues Schwert hielt er noch in der Hand, Schwarze Nacht war rings um ihn her, sein Fuß trat auf Moorgrund, seine Hand ertappte Mauerwerk und feuchtes Gras, Nachtluft umwehte ihn kühl und schauernd.

»Was war das? Und wo bin ich?« fragte sich der Ritter, und unruhevoll klopfte ihm sein sonst so muthiges Herz. Er rief laut den Namen seines Knappen. Horch! Ein Antwortruf, aber aus weiter Entfernung. Der Ritter rief wieder — der Knappe kam näher — er führte noch die beiden Rosse an den Zügeln.

»Herr, wo seid Ihr?« rief von weitem der sich nähernde Knappe.

»Hier! Hier im Moor und unter Trümmern,« rief der Ritter.

Mit Mühe half durch Zusammenknüpfen von Riemen und Strängen der Knappe seinem Herrn aus dem Sumpfe. Darüber begann der Morgen zu dämmern, — und nun sahen Herr und Diener allmählich, wo sie waren. — Auf sumpfiger Heide, neben einem ganz verfallenen Bau, am Ende eines Waldes — und eine Strecke davon im Nebeldämmer jenes Gebäu, an dem der Knappe gerastet — ein Galgenrundbau; was drei Thürme geschienen, waren drei hohe Steinpfeiler, die verbindenden Balken waren längst verfault und herabgefallen.

Kühl wehte es vom Osten her — feucht schlug der Nebel sich nieder. Still ritten der Ritter und sein Knappe ihres Weges weiter. Nie vergaß der Ritter sein gespenstiges Abenteuer und das Schloss des schwarzen Grafen.

11.

Das winzige, winzige Männlein.

Es waren einmal drei lustige Gesellen, ein Schmied, ein Schneider und ein Jäger, die waren gute Freunde zu einander, kamen öfters zusammen und besprachen sich miteinander in die Fremde zu gehen, weil es ihnen in der Heimat nicht mehr so recht gefallen wollte. Wie sie nun ihren Entschluss ausführten und wanderten, führte sie ihr Weg in einen tiefen Wald, aber heraus führte er sie nicht; sie verirrten sich und liefen im Walde umher, bis die Nacht einbrach und sie weder Weg noch Steg sehen konnten. Endlich stieg der Schmied auf einen Baum und erblickte in einiger Entfernung ein Licht, merkte sich die Richtung, stieg vom Baume herab und gieng nun mit seinen Gefährten auf das Licht zu. Sie kamen alle drei an ein Haus, welches offen stand, aber leer war; wenigstens ließ sich niemand blicken, aber das Licht stand darin und schien.

»Wer hier wohnt, wird es uns nicht so sehr übel nehmen, wenn wir hier die Nacht verbringen, wir können nun einmal doch nicht weiter!« sprachen die drei einer zum andern und legten sich nieder, wo sich just für jeden ein geeignetes Plätzchen fand. Ohne alle Störung schliefen die drei Gesellen die ganze Nacht und erwachten, als der Morgen da war, fröhlich und wohlgemuth.

»Es ist hübsch in diesem Häuschen,« sprach der Schmied. »Ich dächte, wir verließen es nicht so schnell, damit wir dem Bewohner danken für die Gastfreundschaft, die wir uns angeeignet.«

»Vielleicht kann ich ihm etwas flicken,« meinte der Schneider.

»Ich bin auch nicht dagegen, hier zu rasten,« sprach der Jäger; »aber wenn wir das wollen, so müssen wir nun etwas zu
meister z
hier, uni
etwas, d
»I
springt ei
ein Feue
nach eine

Der Schmied und der Jäger giengen und der Schneider blieb im Häuschen, entzündete ein Feuer, stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd und setzte sich neben das Feuer. Da erschien mit einemmale ein winzig, winzig kleines Männchen und sagte:

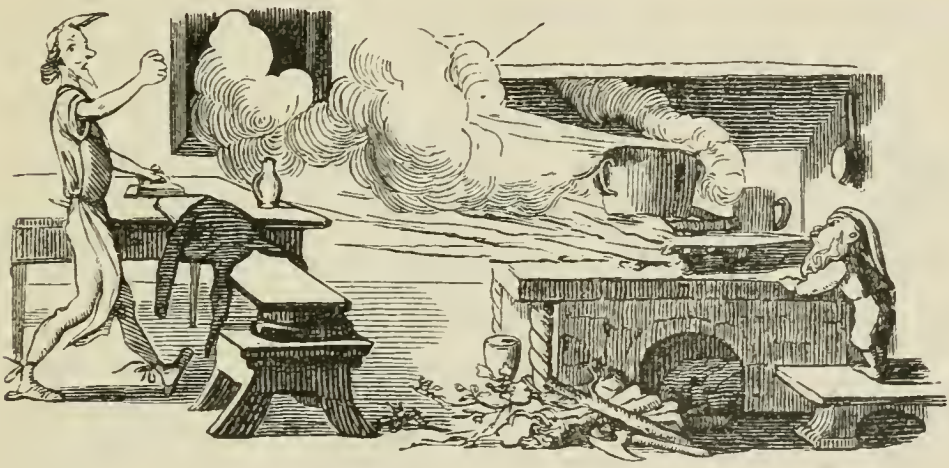
»Schneider, Schneider, Schneiderlein,
Ich blas' Dir aus Dein Feuerlein.«

»Ja, unterstehʼ Dich!« rief der Schneider voller Muth, weil das Männlein so winzig war; aber das machte »ft«, und da war das Feuer aus und das Männlein verschwunden.

Das winzige Männlein.

Bald kamen der Jäger und der Schmied und brachten ein Stück Wild und gute Wurzeln; der Schneider erzählte, was ihm begegnet sei, und nun mussten sie von neuem Feuer anzünden und Wasser beisetzen.

Als das Wild verzehrt war, giengen der Schmied und der Schneider in den Wald, und der Jäger hütete das Haus und machte ein schönes Feuer an, stellte den Wassertopf dazu und setzte sich daneben. Da kam abermals das winzige, winzige Männchen und wisperte:



»Jäger, Jäger, Jägerlein!
Ich lösch' Dir aus Dein Feuerlein.«

»Probier' es nur! Ich drehe Dir den Hals um!« rief der Jäger, aber — »ft!« — und das Feuer erlosch, und das Männlein verschwand.

Wie die Kameraden kamen, hatten sie kein Wild und kein Feuer; zwar rühmte sich der Schneider, dem der Jäger sein Gewehr geliehen, er habe bald einen Bock geschossen, aber nur beinahe; das Gewehr habe einen Fehler, die Kugel sei ein klein wenig links gegangen.

»Nun probiere ich's einmal!« rief der starke Schmied. »Habt acht, ich zahle den Knirps aus.« Nun blieb er

zu Hause, und der Jäger gieng mit dem Schneider auf die Jagd.

Der Schmied saß noch gar nicht lange bei dem Feuer, das er angezündet, nachdem er einen Schraubstock hergerichtet, als das winzige, winzige Männlein zum drittenmale erschien, und wisperte:

»Schmied, Schmied, Schmiedelein!
Ich lösch' Dir aus Dein Feuerlein.«

Aber anstatt zu antworten, griff der Schmied dem Männlein an den Kragen, schüttelte es tüchtig und klemmte es an den Schraubstock fest, dass es erbärmlich zappelte und heulte. Das half ihm aber nicht, denn der Schmied bearbeitete es auch noch äußerst handgreiflich, und wie nun der Jäger und der Schneider kamen, so putzte der erstere das winzige Männchen auch noch aus, und der Schneider freute sich und flickte es ebenfalls gehörig durch.

Das Zaubermännchen im Schraubstock that aber gar erbärmlich und sagte: »Lasst mich los, und gehe einer mit mir! Einen kann und will ich glücklich machen. Schneiderlein, geh Du mit mir!«

»Männlein, ich geh' nicht mit Dir!« antwortete der Schneider. — »Jäger, so geh Du mit mir!« bat das winzige, winzige Männlein. — »Ei, der Kuckuck geh' mit Dir!« antwortete der Jäger. — »Schmied, Schmied, geh' Du mit mir!« bat gar zu kläglich das Männlein. Da sagte der Schmied: »Gut, ich will mit Dir gehen, aber denke nicht, dass ich Dich loslasse, denn Du würdest mich sonst schön führen. Und die andern zwei müssen ein Stück hinter uns drein gehen.«

»Meinetwegen, ich bin alles zufrieden!« winselte das winzige, winzige Männlein. »Macht mich nur aus dem Schraubstock los!«

Das that denn der Schmied, hielt aber das Männlein fest am Kragen, und nun gieng es durch eine Thüre in der Stube und durch einen Kellergang in ein großes matt erhelltes Gewölbe. In diesem Gewölbe saß auf einem elfenbeinernen Stuhle der Menschenfresser, und hinter ihm stand seine Frau und kämmte ihm mit einem beinernen Kamme das lange zottelige Wirrhaar.

Jetzt sprach der Menschenfresser: »Hup, hup! Es riecht nach Menschenfleisch! Hup, hup — Menschenfleisch« und schnappte behaglich.

»Ach,« antwortete die Frau, »wer weiß, was Du riechst!«

Doppelt fest hielt der Schmied das winzige Männlein am Kragen, denn hätte er es losgelassen, so hätte dasselbe ihn und seine Gesellen dem Menschenfresser überliefert; aber so führte es den Schmied in einen Seitengang, und die andern folgten, und da kamen sie an ein Bergloch, davor lag ein großer Stein, und da sagte das Männlein: »Wälze diesen Stein hinweg, krieche dann durch die Offnung hinaus, und rufe: Vivat! Ich bin erlöst!«

»Zum Steinwälzen brauch' ich aber zwei Arme,« sagte der Schmied; er gab dem Jäger das zappelnde Männlein am Kragen fest zu halten, denn dem Schneider mocht' er's nicht anvertrauen, der dünkte ihm nicht stark genug. Gleichwohl half auch der Schneider halten, er hielt das Männlein an beiden Beinchen fest. Jetzt wälzte der Schmied den Stein; da entstand im Gewölbe ein Poltern und Krachen, als wenn alles zusammenbräche; vor ihnen aber strahlte blendender Schimmer, Tageshelle, und vor aller Augen lag ein stattliches Schloss. Geschwinde krochen alle drei, eigentlich vier, heraus. Erst der Schmied, dann der Jäger mit dem Männlein, zuletzt der Schneider, der des

winzigen Männleins Beine hielt, und jeder schrie: »Vivat«, ich bin erlöst!«

Und siehe das winzige Männchen schrie auch mit und verschwand jenen unter den Händen. Aus dem Schlosse aber trat ein prächtig gekleidetes Musikkorps und spielte einen wunderschönen Tanz; dann kamen drei herrliche

Prinzessinnen, die tanzten dem Schmied, dem Jäger und dem Schneider entgegen; dann ein kleiner Mann, aber angethan wie ein König, mit Krone und Scepter, in einem mit Hermelin verbrämten Purpurmantel, und seine Züge waren die des winzigen Männleins. »Dank Euch, die ihr uns erlöset habt!« sprach der kleine König mit gravitätischer Würde. »Dank und Lohn!«

Hierauf erhob der König die drei munteren Gesellen in den Prinzenstand, jeder durfte eine von den drei wunder-

schönen Prinzessinnen heiraten, alle lebten glücklich beisammen in dem schönen Schlosse, bedient von zahlreichem Hofgesinde, und keinem wurde wieder sein Feuerlein ausgeblasen.

12.

Die schlimme Nachtwache.

Es war einmal eine Gastwirtin, die taugte sehr wenig; sie wog falsch, sie maß falsch, sie log und trog. Wer in ihr Haus kam, kam nicht ungerupft wieder heraus. Nach Geld stand all ihr Sinn, um Geld hätte sie dem Bösen ihre Seele verkauft, wenn dieser sie gemocht.

In dem Hause dieser Wirtin geschah manche Unthat, die nicht an den Tag kam. Endlich war das Maß ihrer Sünden voll.

Ein vornehmer Herr kam zugereist, der über Nacht bleiben wollte. Er aß und trank und sagte vor dem Schlafengehen zur Kellnerin: »Es muss jemand vor meiner Thüre wachen; ich zahle dafür hundert Gulden und mehr. Magst Du die verdienen, Kellnerin?«

»Nein!« antwortete die Kellnerin. »Zur Nacht schlaf' ich, am Tage wach' ich, und abends bin ich müde genug. Ich will's aber meiner Frau sagen, dass die dem Herrn jemand zur Nachtwache anschafft.«

»Denket Euch, Frau!« sprach zur Wirtin die Kellnerin, »der fremde Herr will hundert Gulden und mehr zahlen, wenn jemand vor seiner Thüre wacht. Ich hab' mich dafür bedankt.«

»So?« sagte die Wirtin. »Nun, so gehe Du schlafen, ich will schon jemand anschaffen.«

Die Wirtin gönnte aber selbiges Wachtgeld niemand als sich selbst. Sie gieng zum Fremden, und sagte ihm:

»Es ist niemand da, der Euch wachen will; ich muss es schon selbst thun, Ihr müsst aber noch was drauf legen.«

»Schon recht, Frau Wirtin! Ich lege noch etwas darauf. Wachet nur fein.« — Dann verschloss er sein Zimmer, und die Wirtin blieb draußen auf der Flur und wachte und zählte in Gedanken schon das leicht verdiente viele Geld.

Um Mitternacht war es der Kellnerin, als höre sie ein winselndes Gestöhne auf dem Vorsaal, aber es gruselte sie darob, und sie blieb hübsch unter ihrer Bettdecke.

Als es Tag war, saß die Frau Wirtin vor des Fremden Thüre und hatte einen Beutel voll Geld in der Hand; sie sah aber jämmerlich aus, und mit Entsetzen sah das Gesinde, dass nur die Kleider und die Haut der Wirtin noch da waren. Das andere hatte der Teufel mitgenommen.

13.

Die scharfe Schere.

In einem kleinen Städtchen war einmal ein frommes Schneiderlein, das wartete gar fleißig seiner Arbeit und rührte sich von Morgen bis zum Abend mit Nähnadel und Fingerhut, Schere und Bügeleisen, brachte es aber gar nicht

weit damit und kam zu nichts Rechtem. Alles, was man von seinem Glücke sagen konnte, war, dass das Schneiderlein sich leidlich und ehrlich durchflicke. Die Familie bestand aus Frau und mehreren Kindern, welche erhalten sein wollten; schwere Zeiten und viele Sorgen erpressten dem Schneiderlein manchen Seufzer. Hätte es gerne etwas besser gehabt, wusste aber nicht, wie dies anfangen; hätte gerne noch mehr gearbeitet, konnte aber doch nicht mehr thun, als zu thun ihm aufgetragen wurde, und konnte keine Kundschaft herbeizaubern, so sehr er dies auch manchesmal wünschte.

Aber die Zeiten wurden immer schlechter, und es kam dahin, dass das arme Schneiderlein keinen einzigen Gesellen mehr halten konnte, und als sein letzter Lehrling losgesprochen war, das Ränzel geschnürt hatte und in die Fremde gewandert war, so meldete sich kein anderer Knabe zum Lehrling; denn die Leute sagten dem Schneiderlein nach, es sei weiter nichts als ein Flickschneider, welches Wort nicht viel mehr sagen will, als ein armer Wicht.

Da klopfte eines Tages schon gegen die Abenddämmerung endlich einmal wieder ein Schneidergeselle an, grüßte das Handwerk und bat um Arbeit. Dem klagte das arme Meisterlein gleich seine Noth und sprach, es wollte ihm von Herzen gerne Arbeit geben, so es deren nur hätte. Der Schneidergeselle aber antwortete, der Meister solle ihn nur annehmen; wo er arbeite, da sei das Glück, da gebe es genug zu schaffen.

»Nun wohl! Wir wollen es auf acht Tage versuchen,« sagte der Schneider, der leicht Hoffnung schöpfte, und wäre es auch nur ein Fingerhut voll gewesen. Einiges fand sich noch zu flicken vor, und am anderen Morgen begann die Arbeit; Meister und Geselle saßen einander gegenüber, und dem ersten stand die Nadel still, als er

sah, wie flink und fertig der neue Geselle nähete. Dessen Nadel flog nur so, man sah kaum die arbeitende Hand.

Nun betrachtete sich der Meister seinen neuen Gesellen auch weiter und verwunderte sich über dessen Gestalt. Derselbe war schier so dünn wie ein Zwirnsfaden; das nichts weniger als wohlbeleibte Schneiderlein war gegen jenen, was ein starker Stamm ist gegen eine dünne Gerte; das Gesicht des Gesellen war dem Meister nicht angenehm, es ähnelte aufs Haar dem eines Ziegenbockes, und nebenbei hieng der Geselle an alles, was er sprach, ein seltsam kicherndes Gelächter, das geradeso wie Meckern klang.

Kaum hatte die Arbeit begonnen, als es an die Thüre klopfte und ein fremder Herr eintrat, welcher ein neues Gewand bestellte und das Geld für das Tuch gleich auf den Arbeitstisch legte. Zitternd vor Freude hüpfte das Schneiderlein um dem Fremden herum und nahm das Maß. Ach, es hatte so lange nicht das wonnige Gefühl empfunden, ein Maß zu einem nagelneuen Gewande zu nehmen. Der Fremde empfahl Eile und gieng, und die Frau Meisterin sollte geschwind in den Tuchladen gehen das Tuch zu holen, und konnte sich nicht schnell genug anziehen.

»Sieht der Meister, dass ich recht hatte?« fragte der Geselle. »Mit mir kommt das Glück ins Haus, mähähähä!«

»Freut mich, freut mich sehr!« antwortete schmunzelnd das Schneiderlein.

»Zehn Thaler hat der Herr zum Tuch da gelassen?« fragte der Geselle weiter. »Da schickt man achte in den Tuchladen, und zwei behält man — mähähähä!«

»Gott soll mich behüten und bewahren!« rief erschrocken das Schneiderlein! »Nein, das wäre eine Sünde, das wäre unrechtes Gut, das bringt kein Gedeihen!«

»Lasse mich der Meister aus mit der Sünde — solche Worte kenn' ich nicht — mähähähä!« erwiderte mit einem ungemein spöttischen Gesichte der Geselle, immerfort fleißig arbeitend. »Man riecht dem Meister recht das kleine Stadtnest an, darin wir sitzen. Da sollte einmal der Meister in einer großen Stadt leben, und ein Kunde sollte so dumm sein, wie der unsrige, das Geld zum Tuche voraus zu bezahlen! Dort musste man von zehn Thalern gleich fünfe behalten, weil so gar viele andere Kunden das Tuch, das die Schneider zum Gewande thun, nie und niemals bezahlen, und Auslagen nebst Macherlohn — zum Teufel sind — mähähähä!«

Das fromme Schneiderlein fädelte einen neuen Faden in seine Nadel, zog diesen recht lang aus, hielt ihn dem Gesellen unter die Nase und sagte: »Sieht Er, Mosjö! Ehrlich währt am längsten!« —

»Eine gute Zehrung, mit der man weit kommt!« spottete der Geselle mit seinem steten unausstehlichen Meckerlachen.

Das Tuch wurde gebracht, es war fein und gut; der Schneider spitzte die Kreide und schickte sich zum Zuschneiden an. Der Geselle blickte in den Kasten hinein, der sich an den Arbeitstischen der Schneider befindet, um Abfälle von Tuch, Futter und dergleichen aufzunehmen, und scharrte mit dem Fuße darinnen umher; es lag aber nichts darin, als einige Lappen von der letzten Flickarbeit — dann folgte des Gesellen lauernder Blick jeder Handbewegung des Meisters — dann sagte er: »Nun, Meister! Euer Ältester braucht nothwendig ein Röcklein, und die Frau Meisterin könnte eine Sonntagsjacke wohl brauchen. Schneidet hübsch mit Verstande zu — werft die Lappen her — in die Hölle — mähähähä!«

»Beim Teufel ist die Hölle — nicht bei mir! Nicht ein Flecklein zu einem Haubenläppchen für meine Frau behalte ich!« versetzte der ehrliche Schneider.

»Pah!« rief der Geselle und zog sein Bockgesicht zu einer gräulich fletschenden Grimasse. »Wozu ist denn die Hölle da? Wozu hat sie ein Loch — mähähähä?«

»Es heißt eigentlich gar nicht Hölle, es heißt Höhle, weil es ein dunkler hohler Raum ist — mit der Hölle hat kein ehrlicher Schneider was zu schaffen,« versetzte der Schneider, indem er das Tuch mit größter Gewissenhaftigkeit zuschnitt.

»O, deutscher Sprachmeister!« — spottete der Geselle und warf einen Blick des grimmigsten Hohnes auf den redlichen Mann. Dieser aber ließ sich nicht irren, und die neue Arbeit wurde begonnen. Im Laufe desselben Tages giengen noch andere Bestellungen ein — eine nach der andern; schon war Arbeit auf eine ganze Woche vorhanden.

Dem Schneidermeister gefiel sein neuer Geselle gar nicht; er hätte ihm gern am Morgen des ersten Arbeitstages schon wieder Feierabend gegeben, aber er hatte ihn nun einmal auf eine Woche lang angenommen! Der Geselle schien in der That das Glück mitgebracht zu haben, und schickte er ihn aus der Arbeit, so konnte er allein nicht in zwei Wochen alles fertigen, was bestellt war. Und einen zweiten Arbeiter, wie dieser war, gab es gar nicht.

Am folgenden Tage setzte sich die Arbeit rührig fort, unter manchem Zwiegespräch, unter mancher Spötterei und manchem den Meister verhöhnenden Bockgelächter, daran sich dieser jedoch wenig kehrte. Er dachte: Spotte, höhne du nur immer zu, stichle, so viel du willst, arbeite nur so fort; dein Spott beißt mich nicht, dein Hohn sticht mich nicht — der heiße Bügelstahl deiner Zunge brennt mich nicht.

So kam der Schneider mit Geduld und gutem Gewissen viel weiter, als wenn er fort und fort mit dem Gesellen gezankt und gehadert hätte.

Zwischen die Arbeittage fiel jetzt ein Sonntag. Meister und Meisterin schliefen eine Stunde länger, es war ja Ruhetag. Am Abende vorher hatte die Meisterin die Werkstätte recht schön ausgekehrt und aufgewaschen, war aber nicht wenig erstaunt, als sie am Sonntagmorgen hineinschaute und den Boden rings umher wieder voll Tuchschnitzel, Zwirnstücke und Futterfetzen liegen sah und auf seinem Platze den Gesellen in voller Arbeit. Er hatte ein reines Hemde an, welches vorn aufstand, und mit Entsetzen gewahrte die Meisterin, dass des Gesellen Brust über und über voll schwarzer Haare war.

Sie zog sich zurück und drückte ihrem Manne ihre Verwunderung aus, dass er den Gesellen am lieben Sonntage arbeiten lasse, was doch eine Sünde sei; und sie habe doch erst abends zuvor die Werkstatt so schön gefegt.

»Wie? er arbeitet?« fragte ganz verwundert der Meister. »Mir ist nicht eingefallen, ihm das zu heißen. Das soll er gleich bleiben lassen!«

Rasch trat der Meister in die Werkstatt: »Schönen guten Morgen auch! Aber was soll das heißen? Weiß Er nicht, dass heute Sonntag ist?«

»Großen Dank, Meister! Nä, mähähähä!«

»Hör' Er! lass Er sein dummes Lachen! Ich verbitt' es mir!« sagte der Meister und warf sich in die Brust. »Heute ist Sonntag, heute wird ein- für allemal nicht geschneidert. Sonntag ist Ruhetag!« —

»Halte mir doch der Meister mein Arbeiten nicht für ungut!« vertheidigte sich der Geselle mit scheinbarer Demuth. »Für wen arbeite ich denn? Für Ihn oder für mich? Doch ohne Zweifel für Ihn. Ich bin nun einmal an stete Thätig-

keit gewöhnt, ich muss mir stets was zu thun machen — ich kenne keine Ruhe und keinen Müßiggang. Kennt Ihr nicht das schöne Sprüchlein: Müßiggang ist des Teufels Ruhebank, und aller Laster Anfang? Mähä —«

»Mag sein« — antwortete der Meister, einigermaßen verwirrt. »Jetzt höre Er auf zu arbeiten. Frühstücke Er und ziehe Er sich an. Er thäte auch wohl, sich zu rasieren; schau' Er einmal in den Spiegel — Er hat ja einen Bart justement wie ein Ziegenbock.«

»Mahähä!« lachte der Geselle überlaut. »Verzeih mir's der Meister — ich muss lachen — mähähähä! dass Ihr einen solchen Vergleich braucht. Nun, Euer Wille soll geschehen.« —

Der Geselle gieng in seine Kammer, rasierte sich und zog sich an und sah mit dem Barte, den er sich hatte stehen lassen, wie ein lebendiges Spottbild auf die ganze löbliche Schneiderzunft aus.

Er hatte einen kohlschwarzen Frack von glänzendem Sommerzeug an, dessen Schöße bis auf die Erde hiengen, und in der Tasche des einen bauschte etwas, als wenn eine lange Schlangengurke drinnen stäke, vermuthlich eine Tabakspfeife; denn es hieng eine Art schwarze Quaste heraus. Unter dem Fracke trug der Schneidergeselle eine Weste von feuerfarbigem Kattun, und seine Sommerhosen waren von echtem Nanking. Einen Hut besaß der Geselle nicht, sondern bloß ein flottes barettähnliches Käpplein von schwarzem Sammet, mit rothem Rande und mit Goldschnur eingefasst. In der Hand trug er einen wunderlich knorrigen Stock von Wachholderholz, dessen Griff eine Art Drachenkopf bildete, welcher als ein Spiel der Natur so gewachsen war.

»Ei — — Er hat sich ja recht stattlich herausgeputzt, Schwarzburger!« rief der Meister den Gesellen an, der, wie das Wanderbuch auswies, aus dem Schwarzburgschen stammte.

»Nur Sein Bart gefällt mir nicht, und Sein Käpplein auch nicht, es hat vorn so seltsame Ecken, just als ob ein Paar Bockshörnlein darunter steckten!«

»Ei, dass Euch der Bock stieße, Meister!« rief der Geselle. »Erst soll ich armer Schwartenhans einen Bocksbart, dann gar Bockshörnlein haben! Wisset, wenn Ihr so seid, so kann ich auch bocken, kann auch Feierabend machen.«

»Friede am lieben Sonn- und Feiertage!« gebot der Meister. »Wir wollen einander nicht gegenseitig ins Bockshorn jagen. Hier, Geselle, hat Er ein Gesangbuch — wir gehen in die Kirche.«

Vergebens hielt der Meister dem Gesellen das Buch hin — jener berührte es nicht — und lachte verlegen:

»Mähähähä, Meister! Legt's hin — legt's hin — ich muss — ja zu meiner Schande muss ich's Euch gestehen — ich kann nicht — ich kann nicht lesen.« —

»Hm! hm!« brummte das Schneiderlein verwundert und sprach: »Das nimmt mich Wunder, dass ein deutscher Schneider nicht lesen könnte; — indessen nehme Er nur das Buch, lege Er es in der Kirche vor sich hin, und thue Er, als sähe er hinein — das machen viele Tausende so, die recht gut lesen können. Es sieht doch ebenso aus wie eine Andacht.«

»Ich kann wahrhaftig nicht, verschone mich der Meister damit!« lehnte der Geselle beharrlich ab. »Ich kann nicht in die Kirche gehen — die kühle Luft beklemmt mir meine schwache Brust — ich will ein wenig spazieren gehen, die Natur ist mein Tempel — und hier ist eine schöne Gegend, nicht wahr, Meister?«

»O ja,« mischte sich die Meisterin in das Gespräch. »Wenn Er zum untern Thore hinaus ist, führt gleich links der Weg in ein Felsenthal; man heißt diesen Weg nur den Drachengraben, und weiter hinten steht ein schöner Steinfels, den heißt man die Teufelskanzel.«

»Ah! Das ist schön! da will ich hingehen! Küsse die Hand, Frau Meisterin! Wünsche allerseits gute Andacht! Mähähähä!« —

Am Sonntage nach der Nachmittagskirche gieng das ehrsame Schneiderlein mit seiner Familie auch spazieren; das Wetter war sehr einladend, und an einem nahen Vergnügungsorte, allwo es gutes Bier gab, wurde es sehr voll. Die Kinder fanden Spielgenossen, die Frau Meisterin fand Freundinnen und Gevatterinnen, und der Meister fand einen ihm wohlwollenden geistlichen Herrn, mit dem er sich noch ein wenig in der Nähe des Lustgartens in guten Gesprächen ergieng. Da begegnete ihnen der Geselle.

»Mein, was ist das für eine Figur? Die hab' ich doch hier noch nicht gesehen!« fragte der geistliche Herr. »Schaut, Meister, diese verzwickte Gestalt, dieses verdächtige Angesicht, und wie der Kerl hinkt!«

»Wahrhaftig, er hinkt, das habe ich noch gar nicht wahrgenommen!« erwiderte der Schneider.

»Wie? Ihr kennt ihn, Meister?« —

»Es ist mein neuer Geselle,« antwortete mit einer gewissen Wichtigkeit das Schneiderlein; denn es schmeichelte ihm doch, der Mann zu sein, welcher einen Gesellen hielt.

Die ſcharfe Scheere.

noch nie ein Schneider eine verrichtete; vollbringt Ihr sie, so tragt Ihr ewigen Ruhm davon; unterlasst Ihr, sie zu vollbringen, so seid Ihr mit Leib und Seele, mit Weib und Kindern verloren, zeitlich und ewiglich. Ihr habt jetzt den Schwarzen im Hause, Euch dient er, weil er hofft, Eure Seele zu verderben, der Seelenfänger. Habet acht, wie wir ihn bannen und ihm das Wiederkommen verleiden. Lasst vom Schleifer Eure Schere schärfen und habt sie zur Hand — das Weitere will ich Euch dann schon sagen.«

An diesem Abende gab es an dem Vergnügungsorte, nächst dem Städtchen, wo das Schneiderlein sesshaft war, zwischen Schneidergesellen und Schuhmachergesellen fürchterliche Prügel. Ein Schuhmachergeselle hatte über die unförmlichen Stiefel gespottet, welche der fremde Schneidergeselle trug; es waren erst witzige, dann grobe Worte gefallen, dann die Schläge hageldicht, erst mit Stöcken, dann mit Stuhlbeinen, und noch nie hatte es so viele zerschlagene Nasenbeine, Beulen, Löcher in den Köpfen und dergleichen gegeben. Alle Leute kamen in dem Urtheile überein, der Teufel sei völlig los gewesen.

Am andern Tage gieng kein Geselle an die Arbeit. Die ganze Gesellenschaft war aufgeregt, keiner mochte arbeiten, man feierte blauen Montag, zog rauchend und singend, sich Arm in Arm führend, gassenbreit durch das Städtchen, zu den Schneidern gesellten sich Barbierer-, Drechsler-, Glaser-, Tuchmacher- und Färber-Gesellen, zu den Schustern aber Gerber-, Tischler-, Schmiede-, Maurer- und Zimmergesellen. Der Schwarzburger war der Führer der erstgenannten Partei — er hatte eine rothe Hahnenfeder auf sein Barettlein gesteckt, und als abends die Gesellenschlacht entbrannte, zu der man sich den ganzen Tag über durch manches Glas Brantwein gehörig vorbereitet hatte, floss vieles Blut, und — was noch nie dagewesen war — die

Schneiderpartei behauptete siegreich den Kampfplatz; indes kam am Abende dieses blauen Montags kaum einer ohne blaue Flecken oder Blutrünste heim.

Nur der Schwarzburger zeigte keine Spur einer Verwundung, auch keine Ermüdung, sondern arbeitete am Dienstag früh wieder flott und rüstig, zog aber ein sehr schiefes Gesicht, als jener geistliche Herr in die Werkstätte trat, und rückte unruhig hin und her. Der Meister empfieng denselben mit vieler Reverenz, zeigte hinter dem Rücken des Gesellen auf die frischgeschliffene scharfe Schere, und der geistliche Herr begann allerlei Fragen an den Gesellen zu richten, so zum Beispiele: »Wie ist Dein Taufname?« — Da gieng es dem Gesellen schon übel. »Ich bin nicht getauft,« antwortete er.

»So bist Du vielleicht ein Jude?« fragte der geistliche Herr.

»Ich bin kein Jude.«

»Oder ein Türke? Oder ein Heide?« — gieng das Fragen fort.

Der Geselle that, als höre er nicht recht wohl, und antwortete: »Ja, ich bin ein Schneider. Mähähähä!«

»Der Teufel bist Du, unsauberer Geist!« donnerte der geistliche Herr. »Ich banne Dich, Du teuflisches Wesen!«

Da begann der Teufel zu zittern, bekam den Krampf in seine dürren Beine, und der Schneider hatte sich mittlerweile unter den Sitz des Teufels gebückt und die rechte Stelle ersehen und schnitt jetzt mit einem kühnen Griffe dem Teufel rupps und kahl den bisher so sorglich verwahrten Schwanz ab. Der Teufel that ein Höllengebrüll, fuhr auf und davon und kam niemals wieder. Den Schwanz ließ er fallen, und der geistliche Herr hob denselben auf, um ihn zu anderen Seltenheiten zu legen, die man in der Reliquienkammer aufbewahrte.

Das Schneiderlein aber wurde gefeiert als ein Held, bekam vielen Zuspruch und hatte später zwölf Gesellen und sechs Lehrburschen sitzen. Er litt aber nicht, dass einer gute und große Lappen in die Hölle warf. Die scharfe Schere wurde zu keiner andern Arbeit mehr verwendet, sie blieb ein Angedenken und Kleinod in der Familie, und als der Schneider im Rufe eines frommen Christen verstorben war, meißelte man das treue Abbild derselben in den Grabstein und mauerte diesen an die Außenwand der Kirche, just da, wo innen die Reliquienkammer sich befand.

14.

Das tapfere Bettelmännlein.

Es war einmal ein gar armer Schlucker, der stand in nächster Verwandtschaft mit dem allbekannten Herrn von Habenichts und war ein Gevatter zum Herrn von Thunichts, und die Arbeit war ihm äußerst verhasst. Alles, was er that, war, dass er gern schöne Märchenbücher las, darinnen so viele Wundergeschichten stehen, in denen die Menschen reich werden sonder Mühe, und der Weg beschrieben ist, der zum Schlaraffenlande führt. Das liebste Märchen aber von allen war dem armen Schlucker doch das »vom tapfern Schneiderlein«. Solch ein Held, meinte er, könnt' er auch sein — was gälte es — wenn sich nur die gute Gelegenheit böte! Und siehe — diese Gelegenheit bot sich! Der junge Bettler gieng durchs Hochgebirge und kam auf eine Alm und bettelte da. Was konnte der Senn ihm reichen? Da gibt es keine Pfennige und Kreuzer, keine Semmeln und keine Würstel. Ein Stück Schabzieger (Käse), das war alles, was er bekam, und etwa als Draufgabe noch ein paar

liebenswürdige Redensarten von jungem Tagedieb, Taugenichts, Landstreicher und Thunichtgut — deren so viele, dass sich der Bettler förmlich schüttelte, als er von der Sennhütte weggieng.

Als der junge Bettelgänger von der Alm niederstieg, sagte er: »Da droben ist Dürrhof, da hinauf bringen mich zehn Pferde nicht wieder!« — Zog das Stück Schabzieger hervor, legte es neben sich auf einen Stein, ruhete aus und betrachtete sich die Welt mit weit offenem Munde, als warte er, dass eine gebratene Taube geflogen kommen und stracks hineinfliegen solle. Die Taube blieb aus, aber auf den Schabzieger setzten sich, vom guten Geruche angelockt, eine Menge Fliegen, und da dachte das Bettelmännlein an den Apfel und die Fliegen im Märchen vom tapfern Schneiderlein — nahm seinen Hut, schlug drauf — und schrie alsbald erfreut: »I hab's, i hab's! Sieb'n auf anen Streich!«

Alsbald schrieb er auf einen Zettel mit großen Buchstaben in vornehmer, hochdeutscher Schrift, ganz wie das tapfere Schneiderlein gethan: Sieben auf einen Streich! befestigte den Zettel am Hute und stolzierte nun in das erste Dorf hinein. In diesem Dorfe war große Verlegenheit und Furcht. Im ganz nahen Walde hauste ein gräulich

großer, starker und wilder Bär, der vielen Schaden that am Vieh und an Bienenstöcken, und den niemand zu fangen oder zu fällen vermochte. Da zog auf einmal der Held durchs Dorf, der an seinem Hute die prahlende Inschrift trug: Sieben auf einen Streich!

»Was gilt's, der ist unser Mann, Held, Retter und Befreier!« sprachen die tapfern Bäuerlein. »Sieben auf einen Streich? Da kann er auch einen, den Bären nämlich, auf sieben Streiche fällen, das kann er ganz nach seinem Belieben halten.« Und sie boten dem Bettelmann ein gutes Stück Geld, so er des Bären mächtig würde, und das Fell sollte auch ihm gehören, und vom Bärenbraten sollte er mitessen dürfen.

»Mir schon recht!« sagte das Bettelmanndl, »mit dem Vieh werd' ich kurzen Process machen. Hui! Hui! So ist er todt.«

Die Bäuerlein staunten über den Muth des Helden und zeigten ihm den Weg nach dem Walde, hüteten sich aber gar wohl, selbst mit hinein zu gehen. Der Held aber schwitzte Angstschweiß, als er so mutterseelenallein im finstern Walde war, und das Herz sank ihm in die Kniekehle, als er von weitem ein Gebrumme hörte, das gar keinen Zweifel aufkommen ließ, ob es etwa nicht das Gebrumme des Bären sei.

Hilf Himmel, was gibst Du, was hast Du! Wie zog das hasenherzige Fliegentödterlein aus, durch dick und dünn, in banger, keuchender Flucht, und der Petz zottelte gemüthlich hinter ihm her und begriff gar nicht, warum der Mensch da vor ihm so schrecklich laufe. Da stand eine Hütte am Wege, in die sprang der Bettler und drückte sich hart an die Thüre, die er aufließ. Gleich darauf kam der Bär auch hinein und lief nach der entgegengesetzten Wand. Schwupp dich! sprang der Bettler bei der Thüre wieder

heraus, warf die Hüttenthür in das Schloss, zog den Schlüssel ab, sorgte, dass der Bär nicht durch ein Fenster entfliehen konnte, und gieng wieder nach dem Dorfe.

Die Bäuerlein, die ihn von weitem stolzierend kommen sahen, sprachen untereinander: »Schaut, gefressen hat ihn der Bär nicht, das ist schon ein gutes Zeichen. Von uns wäre keiner wiedergekommen. Ob er ihn aber erlegt hat? Das ist die große Frage.«

Bald war das Bettelmännlein umringt und warf sich in die Brust wie ein Volksredner, räusperte sich und sprach: »Freuet Euch, Freunde: der Sieg ist unser! Ich habe das wilde Ungeheuer gefangen; für den Fall, dass Ihr ihm vielleicht wollt Tanzstunde geben und es für Geld sehen lassen, dann werdet Ihr mir für das zugesicherte Fell billige Vergütung leisten.«

»Ach was Tanzstunde? Was um Geld sehen lassen? Todt geschlagen wollen wir ihn sehen!« riefen die Bäuerlein, bewaffneten sich und rückten unter Anführung des tapferen Bettelmännleins nach der Waldhütte, in welcher Bruder Petz gefangen war und dabei durch sehr starkes Brummen Zeugnis von äußerst übler Laune ablegte, so dass alle Bäuerlein eine Gänsehaut überlief. Sie konnten und vermochten auch keinen Rath zu ersinnen, was nun anzufangen; denn schlossen sie die Thüre auf und giengen hinein, so biss der Bär sie todt, und giengen sie nicht hinein, so gieng der Bär heraus, und die alte Noth gieng von neuem an.

»Ihr seid halt Helden!« spottete das tapfere Bettelmännlein, ließ sich eine doppelt geladene Flinte reichen und schoss durchs Fenster den Brummbär todt, worauf alle Bäuerlein schrien: »Vivat! Er lebe!« Nämlich nicht der Petz, sondern der Held, Retter und Befreier.

Wie das Bettelmännlein sein Geld und den Bärenpelz hatte, den es gleich wieder an einen reichen Kürschner des Dorfes verkaufte, fiel den Bäuerlein noch etwas ein, und sie sprachen: »Tapferer Held, Retter und Befreier! Uns drückt noch ein Leiden. Droben im Gebirge haust ein wilder Mann mit einer wilden Fangga, die ist seine Frau. Die plagen uns allewege gar zu sehr, und wir müssen ihnen zinsen und zehnten über alle Gebür; und thun wir's nicht, so werfen sie uns Mühlsteine auf unsere Dächer und schicken uns Schlaglawinen und Wild- und Schlammbäche auf den Hals, dass wir noch tausendmal übler daran sind.«

Da schnitt das tapfere Bettelmanndl schier ein zorniges Gesicht und schnauzte die Bäuerlein an: »Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt? Sakra! Da hätt' ich mich nicht brauchen erst mit dem lumpigen Bären aufzuhalten, den ich, was mir etwas ganz Leichtes war, mit den Händen fieng und an seinen Ohren in die Waldhütte zog. So ein Ries', so ein wilder Mann, ha, das ist mir rein gar nichts. Werdet's schauen, wie ich dem heimleuchte mit sammt seiner wilden Fangga, dem nichtsnutzen Weibsbild!«

Die Bäuerlein erschraken fast vor dem übergroßen Muthe des Bettelmännleins; sie zogen ihre Mützen vor ihm ab und standen voller Ehrfurcht um den Gewaltigen. Sie berathschlagten und sagten, wenn er sie von dem wilden Manne und der wüsten Fangga befreie, so wollten sie ihm aus dem Gemeindevermögen ein Bauerngut kaufen, und wollten ihm das Nachbarrecht schenken und ihn zum Bürgermeister auf Lebenszeit wählen, und er solle niemals wieder von ihnen wegziehen. Ob er das zufrieden, und ob es ihm genug sei?

»Ja, selbes bin ich wohl zufrieden, und es ist mir genug!« antwortete das Bettelmanndl. »Und jetzt drauf! Gott sei dem Riesen gnädig, wenn ich über ihn komme!«

Die Bäuerlein zeigten ihrem Helden den nächsten Fußpfad hinaus ins Gebirge, und er schritt tapfer fürbass, und war froh, als er allein war und keiner mehr um ihn. Lasst mich in Ruh' mit euerm Riesen!« rief er. »Ich hab' genug am Geld für den Bärenfang und das Bärenfell. Ich geh' übers Gebirg', mich seht ihr nimmermehr!«

Aber der Held gieng nicht übers Gebirge, denn auf der Höhe, wo der Wald aufhörte, stieß er auf den wilden Mann. Ach, wie ward ihm da so angst und bange, wie war es aus mit Herzhaftigkeit und Heldenthum! Flinke Beine — das war die einzige Hilfe. Das Bettelmännlein läuft rasch zurück, der wilde Mann hinter ihm her. Wie der Riese im besten Rennen ist, wendet sich das Manndl um und kommt dem Riesen, der das gar nicht gewahr wird, zwischen die Beine. Da stürzt der Riese hin, so lang er ist, und fällt in eine Klamm (Felsschlucht) und kann nicht wieder heraus. Da schreit er dem Manndl zu: »Ich will Dir nichts thun, aber lauf auf zu meiner Frau und lass Dir einen Keil geben!« — »Gleich,« sagt das Manndl und lauft zur wilden Fangga und begehrt den Geldsack; ihr Mann hab' es so befohlen. Die Fangga glaubt es nicht und schreit zur Klamm hinunter: »Soll ich ihn geben?« — »Freilich! Nur geschwind!« schreit der Riese. Da gibt die Fangga dem Bettelmandl den Geldsack, und der macht sich damit über die Höh'.

Der wilde Mann brüllt immer noch — die Fangga kommt und befreit ihn, und bekommt viele Schläge, dass sie den Geldsack hergegeben statt eines Keils; darauf rennt der Riese dem Räuber nach. Der ist unterdessen bei Schäfern vorbeigekommen, hat ein Lamm genommen, es unters Hemde versteckt und im Laufen dem Lamm den Bauch aufgeschnitten und die Gedärme herausgeworfen — was die Schäfer mit Grausen gesehen haben.

Jetzt kommt der wilde Mann und fragt die Hirten, ob sie keinen Mann hätten vorbeilaufen sehen? — »O ja,« sagten diese; »er hat sich ein Messer in den Bauch gestoßen und seine Gedärme herausgeworfen, damit er desto schneller laufen konnte.«

»Dieses Kunststück hätt' ich eher wissen sollen!« brüllte der wilde Mann, zog sein Messer, schnitt sich den Bauch auf, lief, stürzte hin und war todt. Das Männlein stand nicht weit davon und sah ihn stürzen. Nun gieng es zurück zu den Bäuerlein, noch ganz blutig, schwang sein Messer und rief: »Das war ein schwerer Sieg! Das gieng auf Tod und Leben. Droben liegt er! Mit diesem kleinen Messer hab' ich ihm den ganzen Leib aufgeschlitzt.« Da jubelten die Bäuerlein und schrien ein Vivat übers andere dem Helden, Retter und Befreier.

15.

Zwergenmützchen.

Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Die Tochter liebte er sehr, aber die Söhne konnte er gar nicht leiden, war stets unzufrieden mit ihnen und machte ihnen das Leben sauer; denn sie konnten ihm nie etwas recht machen. Darüber waren die Brüder sehr bekümmert und wünschten sich weit weg von ihrem

Vaterhause und saßen oft beisammen, klagend und seufzend, und wussten nicht, was sie anfangen sollten.

Eines Tages, als die drei Brüder auch so betrübt beisammen saßen, seufzte der eine von ihnen: »Ach, hätten wir nur ein Zwergenmützchen, da wäre uns allen geholfen.«

»Was ist's damit?« fragte der eine von den beiden andern Brüdern.

»Die Zwerge, die in den grünen Bergen wohnen,« erläuterte der Bruder, »haben Mützchen, die man auch Nebelkäpplein nennt, und damit kann man sich unsichtbar machen, wenn man sie selbst aufsetzt. Das ist gar eine schöne Sache, liebe Brüder; da kann man den Leuten aus dem Wege gehen, die nichts von einem wissen wollen, und von denen man nie ein gutes Wort empfängt. Man kann hingehen, wohin man will, nehmen was man will; niemand sieht einen, so lange man mit dem Zwergenmützchen bedeckt ist.«

»Aber wie gewinnt man solch ein rares Mützchen?« fragte der dritte und jüngste der Brüder.

»Die Zwerge,« antwortete der älteste, »sind ein kleines, drolliges Völklein, das gern spielt. Da macht es ihnen große Freude, bisweilen ihr Mützchen in die Höhe zu werfen. Wupps! sind sie sichtbar, wupps! fangen sie das Mützchen wieder, setzen es auf und sind wieder unsichtbar. Nun braucht man nichts zu thun, als aufzupassen, wenn ein Zwerg sein Mützchen in die Höhe wirft, und muss dann rasch den Zwerg packen und das Mützchen geschwind selbst fangen. Da muss der Zwerg sichtbar bleiben, und man wird Herr der ganzen Zwergensippschaft. Nun kann man entweder das Mützchen behalten und sich damit unsichtbar machen, oder von den Zwergen soviel dafür fordern, dass man für sein Lebenlang genug hat. Denn die Zwerge

haben Macht über alles Metall in der Erde, kennen alle Geheimnisse und Wunderkräfte der Natur; sie können auch durch ihre Lehren aus einem Dummen einen Klugen machen, und aus dem faulsten Studenten einen hochgelahrten Professor, aus einem Barbier einen Doctor und aus einem Advocatenschreiber einen Minister.«

»Ei, das wäre!« rief einer der Brüder. »So gehe doch hin und verschaffe Dir und uns solche Mützchen, oder mindestens Dir eins, und hilf dann auch uns, dass wir von hier fortkommen!«

»Ich will es thun,« sagte der älteste der Brüder, und bald war er auf dem Wege nach den grünen Bergen. Es war ein etwas weiter Weg, und erst gegen Abend kam der gute Junge bei den Zwergenbergen an. Dort legte er sich in das grüne Gras an eine Stelle, wo im Grase die Ringelspuren von den Tänzen der Zwerge im Mondenscheine sich zeigten, und nach einer Weile sah er schon einige Zwerge ganz nahe bei sich über einander purzeln, Mützchen werfen und spaßige Kurzweil treiben. Bald fiel ein solches Mützchen neben ihm nieder, schon haschte er danach — aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war ungleich behender als er, erhaschte sein Mützchen selbst und schrie: »Diebio! Diebio!« Auf diesen Ruf warf sich das ganze Heer der Zwerge auf den armen Knaben, und es war, als wenn ein Haufen Ameisen um einen Käfer krabbelt; er konnte sich der Menge nicht erwehren und musste es geschehen lassen, dass die Zwerge ihn gefangen nahmen und mit ihm tief hinab in ihre unterirdischen Wohnungen fuhren.

Wie nun der älteste Bruder nicht wieder kam, so bekümmerte und betrübte das die beiden jüngeren Brüder gar sehr, und auch der Tochter war es leid, denn sie war sanft und gut, und es betrübte sie oft, dass der Vater

Zwergenmützchen.

Vater aber blieb gleichgiltig und sagte nur: »Weg ist weg. Wem es daheim nicht gefällt, der wandere. Die Welt ist groß und weit. In meinem Hause hat der Zimmermann ein Loch gelassen. Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis, tanzt und bricht ein Bein. Lasst den Guck in die Welt nur laufen, was grämt Ihr Euch um den Schlucker? Ich bin froh, dass er mir aus den Augen ist.«

Der jüngste Bruder hatte bisher im Ertragen des gemeinsamen Leides Trost gefunden; als aber nun seine beiden älteren Brüder fort waren, fand er seine Lage ganz unerträglich und sagte zu seiner Schwester: »Liebe Schwester, ich gehe nun auch fort, und schwerlich werde ich wieder kommen, wenn es mir ergeht, wie unsern Brüdern. Der Vater liebt mich einmal nicht, und ich kann nichts dafür. Die Scheltworte, die früher auf uns drei niederfielen, fallen jetzt auf mich allein, das ist mir denn doch eine zu schwere Last. Lebe Du wohl und lass Dir es wohl ergehen!«

Die Schwester wollte ihren jüngsten Bruder erst nicht fortlassen, denn sie hatte ihn am allermeisten lieb, allein er gieng dennoch heimlich von dannen und überlegte sich unterwegs recht genau, wie er es anfangen wollte, sich ein Zwergenmützchen zu verschaffen. Als er auf die grünen Berge kam, erkannte er bald an den grünen Ringeln im Grase den Ort der nächtlichen Zwergentänze und ihren Spiel- und Tummelplatz; er legte sich in der Dämmerung hin und wartete ab, bis die Zwerglein kamen, spielten, tanzten und Mützchen warfen.

Eines derselben kam ihm ganz nahe, warf sein Mützchen, aber der kluge Knabe griff gar nicht darnach. Er dachte: »Ich habe ja Zeit. Ich muss die Männlein erst recht sicher und kirre machen.« Der Zwerg nahm sein Mützchen, das ganz nahe dem Knaben niedergefallen war,

wieder. Es dauerte gar nicht lange, so fiel ein zweites Mützchen neben hin. »Ei,« dachte der Knabe, »da regnet's Mützchen,« griff aber nicht darnach bis endlich ein drittes ihm gar auf die Hand fiel. Wupps dich, hielt er's fest, und sprang rasch empor. »Diebio! Diebio! Diebio!« schrie laut der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, mit feiner, gellender Stimme, die durch Mark und Bein drang, und da

wimmelte das Zwergenvolk herbei. Aber der Knabe wurde unsichtbar, weil er das Mützchen hatte, und sie konnten ihm gar nichts anhaben. Allesammt erhoben sie ein klägliches Jammern und ein Gewinsel um das Mützchen, er solle es doch um alles in der Welt wieder hergeben.

»Um alles in der Welt?« fragte der kluge Knabe die Zwerge. »Das wär' mir schon recht! Aus dem Handel könnte etwas werden. Will aber erst sehen und hören, worin Euer »Alles« besteht. Vorerst frage ich: Wo sind meine beiden Brüder?«

»Die sind drunten im Schoß des grünen Berges!« antwortete der Zwerg, dem das Mützchen gehört hatte. — »Und was thun sie?« — »Sie dienen!«

»So! Sie dienen — und Ihr dient nun mir. Auf! Hinab zu meinen Brüdern! Ihr Dienst ist aus, und Eurer fängt an!«

Da mussten die Unterirdischen dem irdischen Menschen gehorsam sein, weil er Macht über sie erlangt hatte durch das Mützchen.

Die bestürzten und bekümmerten Zwerglein führten nun ihren Gebieter an eine Stelle, wo sich eine Öffnung in den grünen Berg fand; die that sich klingend auf, und es gieng rasch hinein und hinunter. Drunten waren herrliche und unermesslich weite Räume, große Hallen und kleine Zimmer und Kämmerchen, je nach des Zwergenvolkes Bedarf, und nun verlangte der Knabe gleich, ehe er sich nach etwas anderem umsah, nach seinen Brüdern. Die wurden herbeigebracht, und der jüngste sah, dass sie in Dienertracht gekleidet waren, und sie riefen ihm wehmüthig zu: »Ach, kommst auch Du, lieber, guter Bruder, unser jüngster! So sind wir drei nun doch wieder beisammen, aber in der Gewalt dieser Unterirdischen, und sehen nimmermehr wieder das himmlische Licht, den grünen Wald und die goldenen Felder!«

»Liebe Brüder,« erwiderte der jüngste, »harret nur, ich vermeine, das Blättlein soll sich wohl wenden.«

»Herrenkleider und Prunkgewande für meine Brüder und mich!« herrschte er den Zwergen zu, hielt aber wohlweislich das werte Mützchen in der Hand fest, als seinem Befehle augenblicklich gehorcht wurde und das Umkleiden vor sich gieng. Nun befahl der Zwergengebieter eine Tafel mit auserlesenen Speisen und trefflichen Weinen, dann Gesang und Saitenspiel nebst Tanz und Theater, in welchen

Künsten die Zwerge das Ausgezeichnetste leisten, was einer nur sehen kann, dann kostbare Betten zum Ausruhen, dann Illumination des ganzen unterirdischen Reiches, dann eine

gläserne Kutsche, mit prächtigen Pferden bespannt, um in den grünen Bergen überall herumzufahren und alles Sehenswerte in Augenschein zu nehmen. Da fuhren die drei Brüder durch alle Edelsteingrotten und sahen die herrlichsten Wasserkünste, sahen die Metalle als Blumen blühen,

silberne Lilien, goldene Sonnenblumen, kupferne Rosen, und alles strahlte von Glanz und Pracht und Herrlichkeit. Dann begann der Gebieter mit den Zwergen über die Zurückgabe des Mützchens zu unterhandeln, und legte ihnen schwere Bedingungen auf. Erstens: einen Trank aus den köstlichsten Heilkräutern, die mit allen ihren Kräften den Zwergen nur zu wohl bekannt sind, für seines Vaters krankes Herz, dass es sich umkehre und Liebe zu den drei Söhnen gewinne. Zweitens: einen Brautschatz, so reich, wie für eine Königstochter, für die liebe Schwester. Drittens: einen Wagen voll Edelsteine und Kunstgeräthe, wie sie nur die Zwerge zu verfertigen verstehen, einen Wagen voll gemünztes Geld, weil das Sprichwort sage: Bares Geld lacht, und die Brüder gern auch lachen wollten, und endlich noch je einen Wagen für die drei Brüder, höchst bequem eingerichtet, mit Glasfenstern, und zu diesen drei Wagen alles nöthige, Kutscher, Pferde, Geschirre und Riemzeug.

Die Zwerge wanden sich und krümmten sich bei diesen Forderungen und thaten so erbärmlich, dass es einen Stein erbarmt haben würde; es half ihnen aber all ihr Gewinsel nichts.

»Wenn Ihr nicht wollt,« sagte der Gebieter, »so ist es mir auch recht, so bleiben wir da; es ist ja recht schön bei Euch; ich nehme Euch allesammt, wie Ihr seid, Eure Mützchen; dann seht, was aus Euch wird, wenn man Euch sieht — todt werdet ihr geschlagen, wo sich nur einer von Euch blicken lässt. Noch mehr! Ich fahre hinauf auf die Oberwelt und sammle Kröten, die geb' ich Euch dann, jedem eine, vor Schlafengehen mit ins Bette.«

Wie der Gebieter das Wort Kröten aussprach, stürzten alle Zwerge auf ihre Knie und riefen: Gnade!«

Gnade! Nur das nicht! Um alles in der Welt! Nur das nicht!« Denn die Kröten sind der Zwerge Abscheu und Tod.

»Ihr Thoren,« schalt der Gebieter; »ich verlange gar nicht »alles in der Welt«, ich habe Euch die allerbescheidenste Forderung gestellt, ich könnte ja unendlich mehr verlangen, allein ich bin ein grundguter Knabe. Ich könnte ja alles nehmen, und das Mützchen und die Herrschaft über Euch fort und fort behalten; denn so lange ich das Mützchen hätte, würde ich ja, das wisst Ihr wohl, nicht sterben. Also Ihr wollt meine drei kleinen Bedingungen gewähren? Nicht?«

»Ja, ja, hoher Herr und Gebieter!« ersenfzeten die Zwerglein und giengen ans Werk, alles Begehrte herbeizuschaffen und alle Gebote zu vollziehen. —

Aber in der Mühle des alten grämlichen Müllers droben war nicht gut sein. Als der jüngste Bruder auch davon gegangen war, murrte der Müller: »Nun — der ist auch fort — bleibt auch aus, wie das Röhrenwasser — so geht es — das hat man davon, wenn man Kinder groß zieht — sie wenden einem den Rücken zu. Nun ist nur noch das Mädchen da, mein Augapfel, mein Liebling.«

Der Liebling aber saß dort und begann zu weinen.

»Weinst Du schon wieder!« murrte der Alte; »denkst, ich soll meinen, Du weinst um Deine Brüder? Um den Gauch weinst Du — um den armen Schlucker, der Dich freien will. Ist so leer und ausgebeutelt, wie ein Mehlsack — er hat nichts, Du hast nichts, ich habe nichts, haben wir alle dreie nichts. Hörst Du was klappern? Ich höre nichts. Die Mühle steht; schlechter kann es nicht stehen um eine Mühle, als wenn sie steht. Ich kann nicht mahlen, Du kannst nicht heiraten, oder wir halten des Bettelmanns Hochzeit. Wie?« — Solcherlei Reden hatte die Tochter täglich anzuhören und vergieng fast im stillen Leid.

Da kamen eines schönen Morgens Wagen gefahren, einer, zwei, drei, und hielten vor der Mühle; kleine Kutscher fuhren, kleine Lakaien sprangen vom Tritt und öffneten den Schlag des ersten Wagens; drei junge hübsche Herrchen stiegen aus, fein gekleidet, wie Prinzen.

Dienerschaft wimmelte um die anderen Wagen, lud ab, packte ab, schnallte ab, Kisten, Kasten und schwere Truhen, und sie trugen alles in die Mühle. Stumm und staunend standen der Müller und seine Tochter.

»Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Schwester! Da wären wir wieder!« riefen die drei Brüder. Jene starrten sie verwundert an. —

»Trink uns den Willkommen zu, lieber Vater!« rief der Älteste und nahm aus eines Dieners Hand eine Flasche, und schenkte einen überaus künstlich gearbeiteten Goldpokal voll edlen Trankes und hieß den Vater trinken. Dieser trank und gab den Pokal weiter, und alle tranken. Dem Alten strömte Wärme in das kalte Herz, und die Wärme wurde zum Feuer, zum Feuer der Liebe. Er weinte und fiel seinen Söhnen in die Arme und küsste sie, und segnete sie. Und da kam der Bräutigam der Tochter und durfte auch mittrinken.

Darüber fiengen vor Freude die Mühlräder, die so lange still gestanden, an, sich rasch zu drehen, um und um, um und um.

16.

Der Wandergeselle.

Es lebte einst eine Witwe eines Metzgers, die nur einen einzigen Sohn hatte, der bereits begonnen, das Handwerk seines Vaters zu erlernen, als der Vater ihm starb.

Die Mutter ließ den Sohn vollends auslernen und sandte ihn dann in die Fremde; da sollte er drei Jahre lang reisen, sich die Welt besehen und etwas Tüchtiges draußen lernen. Sie stattete den Sohn aus, so gut sie konnte, und gab ihm ihren besten Hund mit, der hieß Fass'an.

Auf der Wanderschaft kam der junge Metzgergeselle in einen dichten Wald, darinnen Räuber hauseten, die ihn anfielen und ihn berauben oder gar tödten wollten. Der junge Geselle aber wehrte sich kräftig, und sein Fass'an stand ihm wacker bei und verwundete die Räuber mit wüthenden Bissen; darüber gerieth der eine der Räuber so in Zorn, dass er den treuen Fass'an todt schoss. Der junge Metzger aber entrann den Räubern und lief immer tiefer in den Wald hinein, der sehr groß war, und verirrte sich völlig und wusste nicht mehr, wo er war. Endlich erblickte er von fern ein kleines Häuschen mitten in dem Walde, auf welches er zueilte, und in das er, nachdem er angeklopft, eintrat. Da saß ein altes graues Mütterlein drinnen, das regte sich nicht und bewegte sich nicht. Aber der junge Geselle begann frischweg der Alten zu erzählen, was ihm alles begegnet, und bat, ihm den Weg aus diesem Walde zu zeigen; dabei klagte er sehr um den armen Fass'an, den die Räuber ihm erschossen. Da sprach das alte Mütterlein: »Hab' auch schöne Hunde, kannst Dir einen aussuchen und mitnehmen.« Dabei rief sie: »Reißebeiß!«

Auf diesen Ruf trat ein großer Hund in das Häuschen, und das Mütterlein fragte: »Gefällt Dir der?«

»Es ist ein schöner Hund,« antwortete der Geselle, »aber der meine war schöner.«

Da rief die Alte abermals: »Sprengalleband!« Und da kam wieder ein noch größerer und noch schönerer Hund herein, und die Alte fragte: »Wie gefällt Dir der?«

»Er gefällt mir recht gut«, antwortete der junge Metzger, »aber meiner war mir halt doch noch lieber.«

Da rief die Alte abermals: »Hurtigundgeschwind!« und jetzt sprang ein ganz großer und muthiger, sehr schön gebauter Hund herein. Da wartete der Geselle gar nicht erst die Frage des Mütterleins ab, ob dieser ihm gefalle?

sondern rief alsbald: »Den lass' ich mir gefallen! Gerade so wie der, hat mein Hund ausgesehn und hätten sie den guten Fass'an nicht vor meinen Augen todt geschossen, so schwür' ich drauf, der sei es selbst.«

»Ich will Dir etwas sagen, mein junger Wandersmann,« sprach die Alte, »ich will Dir die braven Hunde alle drei schenken, Du musst aber, wenn Du ihnen einst Dein Glück dankst, auch an mich arme alte Waldfrau denken und Dich meiner Armut nicht schämen.«

Da der junge Bursche dies versprach, so zog die Alte auch noch ein Pfeifchen hervor und gab ihm dies und sagte: »Dieses Pfeifchen verwahre recht gut, denn damit kannst Du die drei Hunde zu Deiner Hilfe herbeirufen, sie mögen sich befinden, wo sie wollen; dies wird besonders nöthig sein, wenn Du selbst in Noth geräthst.«

Mit vielem Danke schied der Wandergeselle von der guten Alten und von ihrem Häuschen und gieng den Weg, den jene ihm als den richtigen bezeichnet hatte wohlgemuth fort, und die drei schönen Hunde sprangen munter bald vor, bald hinter ihm und hetzten sich und spielten miteinander, daran der Geselle eine große Freude hatte.

Als der Abend zu dunkeln begann, erreichte der Reisende mit den drei Hunden ein einsames Wirtshaus, das auch noch in dem großen Walde lag, der gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Vor dem Hause fand der Metzger eine junge Magd, welche hölzerne Gefäße scheuerte, und als diese den hübschen jungen Gesellen erblickte, so schien sie zu erschrecken und machte ihm eine abwehrende Geberde; sie winkte ihm gleichsam, zurück zu gehen und hier nicht einzutreten; ja sie öffnete schon den Mund zu einem warnenden Zuruf, als die Thüre aufgieng, und der Wirt heraustrat und den späten Wanderer einlud, doch

ja bei ihm einzukehren, zumal er, der Wirt, auch ein Metzger sei.

Dem Jüngling kam ein argwöhnisches Gefühl in das Herz, allein er war einmal da, hatte Hunger und Durst, und die Nacht war vor der Thüre. Sonach setzte er sich in der Stube nieder, und seine drei Hunde lagerten sich um ihn her; und nun bestellte er sich etwas zu essen. Darauf musste er gar nicht lange warten, es kam ein ein großes Stück Fleisch in einer fetten Brühe und gutes Brot dazu.

Der Wandergeselle aß, und der Wirt hatte sich auf die Ofenbank gesetzt und sah zu, wie es seinem einzigen Gaste schmeckte; denn es war niemand von Fremden weiter im Hause.

Als nun der junge Mann mit seiner Mahlzeit beinahe fertig war, da gieng die Thüre auf, und die Wirtin trat herein, die trug einen Teller, darauf Fettbrote lagen, vielleicht ihr eigen Abendessen, und der Wirt stand auf von der Bank und redete leise mit seiner Frau.

»Wünsche guten Appetit gehabt zu haben!« sprach jetzt die Wirtin zum Wanderburschen, der seine Schüssel wegschob, und er antwortete: »Großen Dank, Frau Wirtin, ich hatte welchen.«

»Nun wollen wir ihm seine Schlafkammer zeigen,« sprach die Wirtin, und gab ihrem Manne ein Licht in die Hand. »Die Hunde kommen in den Stall.«

»Ich wünsche, dass meine Hunde bei mir bleiben,« versetzte darauf der junge Metzger.

»Das wird sich finden,« erwiderte die Frau.

Der Wirt öffnete jetzt ein Nebenzimmer, indem er mit dem Lichte vorangieng, und hinter dem Gaste gieng die Wirtin und und trug immer noch die drei Fettbrote

und zeigte sie heimlich den Hunden des Fremden und reizte so deren Verlangen nach diesen Broten.

Man trat in ein Zimmer, das hieng voller Waffen, Gewehre, Pistolen, Carabiner, Pallasche, Hirschfänger u. s. w., daneben hiengen auch Ketten, Stricke, Handschellen und solcher Dinge mehr, womit man die Leute wehrlos macht.

»Das sind ja gar viele Waffen,« sprach verwundert der Gast.

»Ja, man wohnt hier im Walde so einsam,« erinnerte der Wirt; »man muss sich vorsehen; ich habe auch meine Leute, welche mit diesen Waffen gut umgehen können.«

Während dieser Worte öffnete der Wirt eine zweite Thüre und schritt durch dieselbe voran, die Wirtin aber warf eines der Fettbrote auf den Boden, Reißebeiß schnappte danach; aber indem der Hund das Brot fraß, warf die Frau die Thüre in das Schloss, und Reißebeiß war in der Waffenkammer eingesperrt.

Gar sonderbar sah es in dem zweiten Zimmer aus, wie in der Vorrathskammer eines Kleiderhändlers in einer großen Stadt. Da waren an allen Wänden Gestelle, die hiengen voll der kostbarsten Kleider für Männer und Frauen und Kinder. Verwundert blickte sich der Geselle um und konnte es gar nicht begreifen, wozu alle diese Gewänder bestimmt sein konnten. Doch der Wirt hatte schon eine dritte Thüre geöffnet und winkte dem Gesellen. Da warf die Wirtin das zweite Fettbrot hin; danach schnappte Sprengalleband, und wie er an dem Bissen fraß, da schloss sie rasch die Thüre, und auch der zweite Hund war gefangen.

Das dritte Zimmer, in welches der Geselle dem Wirte gefolgt war, war herrlich ausgestattet; das eine Licht, welches der Wirt trug, reichte gar nicht aus, dessen Pracht vollständig zu beleuchten; es standen Fässer voll Geld darin, und an den Wänden waren Glasschränke, in diesen starrte

alles von Schmuck, von Gold- und Silbergeräthen und von edlen Steinen. So etwas hatte der junge Metzger noch nie gesehen und konnte sich gar nicht genug darüber verwundern, noch es sich zusammenreimen, wie das alles hierher in die einsame Waldherberge komme.

Der Wirt erschloss jetzt ein viertes Gemach, und die Wirtin warf das dritte Fettbrot hin. Danach sprang hastig und hungrig der Hurtigundgeschwind, und schnapp! war die Thüre im Schloss, und der gute Hund war in der Schatzkammer gefangen. Der Herr der drei Hunde aber merkte nicht, dass keines von den treuen Thieren mehr bei ihm war. Er folgte, neugierig, noch mehr Wunderbares zu sehen, dem Wirte in das vierte Gemach.

Aber da sah es schaurig und öde aus, wie in einem Kerker, und die Wände waren mit Blut bespritzt, und Blutflecken zeigten sich allenthalben auf dem Boden.

Dem Gesellen gieng ein Schauder durch Mark und Bein; der Wirt aber sprach mit harter Stimme: »Mein Bursche, hier hat schon gar mancher Gast sein Leben gelassen, und auch Du sollst hier den Tod erleiden, es sei denn, dass Du unser Raub- und Mordgeselle zu werden versprichst.«

Dem armen Gesellen ward in der Seele bange bei dieser ihm gestellten Wahl, doch fasste er Muth und sprach: »Lieber will ich sterben, als Euer Genosse sein!«

»Wie Du willst,« sagte der Wirt. »Mach' Dich also bereit, denn Du musst jetzt sterben.« Dabei ergriff er ein schweres, blinkendes Beil.

Der Geselle erschrak, denn er merkte wohl, dass der Wirt nicht spaße. Er sah sich nach seinen drei Hunden um, die waren aber alle drei verschwunden, und er war allein und hilflos. Da wandte er sich bittend an den Wirt und

Wandergeſelle.

links gedreht. Lasst mich leben, guter Geselle, um Gottes und um Euer selbst willen, denn noch seid Ihr nicht außer aller Gefahr. Ich allein kenne den Aufenthaltsort der Spießgesellen meines Mannes, einer ganzen Bande Räuber und Mörder, vor denen Ihr trotz Eurer Hunde nicht sicher wäret.«

»Nun denn, ich will Euch leben lassen, Meisterin,« sprach der Jüngling, »doch hütet Euch wohl, mich hintergehen zu wollen!«

Die Wirtin dachte in der That nicht daran, den jungen Gesellen zu täuschen, da sie ihm wirklich ihre Befreiung dankte, sie und ihr Gesinde, das ebenfalls eine große Freude hatte, nicht mehr die entsetzliche Last zu tragen, dem Mörder unterthan zu sein. Die Frau des Hauses zeigte nun ihrem Befreier den Eingang zu dem verborgenen Schlupfwinkel der Mörderbande, in welchen man durch eine Fallthüre gelangte. Diese Fallthüre öffnete der junge Metzger und ließ seine drei Hunde hinein, welche unwiderstehlich waren und der ganzen Raub- und Mordgenossenschaft den Garaus machten. Der Gesell zeigte sich nun als Herr und betrachtete die Waldherberge als seine Eroberung. Er gab der Dienerschaft, insonderheit der mitleidigen Magd, die ihn gewarnt, von den Schätzen, sandte einen Knecht mit reichem Gute an die alte Waldmutter, welche ihm die drei Hunde geschenkt, ebensoviel schickte er nach Hause zu seiner eigenen Mutter, der Wirtin ließ er nehmen, was und soviel sie wollte, die Fallthüre zu der Mördergrube ließ er vermauern und die Waldherberge bis auf den Grund niederbrennen; darauf nahm er Abschied von der Frau Wirtin und zog mit seinen drei Hunden seine Straße. Eigentlich hätte er heimkehren können, denn er hatte genug an Gut und Geld; aber er hatte seiner Mutter versprochen, drei Jahre in der Fremde zu wandern,

und wollte nun auch ferner die Welt sehen und etwas Tüchtiges lernen.

Da nun der gute Geselle mit seinen drei Hunden Reißebeiß, Sprengalleband und Hurtigundgeschwind seiner Straße weiter zog und ein gutes Stück in die Welt hinein gewandert war, da begegnete ihm eines Tages eine Kutsche, die war ganz mit schwarzem Flor überhangen, und der Kutscher desgleichen und die Pferde ebenso, was sehr traurig aussah. Und da blieb der Wandergeselle stehen, und sein Herz bewegte sich voll Trauer, und er sann, was das wohl möge zu bedeuten haben, dass ihm ein solches Fuhrwerk begegne? Der Kutscher aber war ein grober Klotz, der rief dem Gesellen zu: »Na, Schlingel, was gibt es hier zu gaffen? Wirst Du wohl aus dem Wege gehen, wenn eine Prinzessin gefahren kommt?« — Dieser unhöfliche Zuruf verdross den guten Gesellen, und er rief Hurtigundgeschwind, dem Kutscher einigermaßen gute Sitten zu lehren. Darauf sprang Hurtigundgeschwind, dem kein Mensch, auch der stärkste nicht, widerstehen konnte, hinauf auf den Bock, fasste den Kutscher beim Kragen, schüttelte ihn wie einen Hasen, riss ihn vom Bocke herab und tauchte ihn um und um in einer großen Pfütze am Wege, davon er schmutzig und triefend wurde, und setzte ihn dann wieder fein säuberlich auf den Kutscherbock. Davon wurde der Kutscher so geschmeidig, wie ein Würmchen, und hätte gern vor dem Gesellen seinen Tressenhut abgezogen, wenn er nicht drunten in der gelben Pfütze liegen geblieben wäre. Der Wanderbursche hielt nun dem Kutscher eine kleine Rede über die Regeln der Höflichkeit, welche Leute seinesgleichen nie aus den Augen setzen sollten und dürften gegen andere Leute, wenn sie auch zu Fuße gehen, und dass sich für jede Kutschergrobheit eigentlich ein solches Bad in der Pfütze nebst einigen fühlbaren Rippenstößen gebüre. Als diese Rede,

die dem Kutscher gar nicht zusagte, gehalten worden, blickte der Geselle in den florumhangenen Glaswagen und sah darin eine ganz schwarzgekleidete Prinzessin sitzen, die hatte sehr geweint, und da er sie darum ganz bescheidentlich fragte, so erzählte ihm die Prinzessin ihr Schicksal.

»Ich bin,« begann die ganz schwarzgekleidete Dame, »die Tochter des Königs dieses Landes, über welches der Teufel eine große Theuerung und Hungersnoth gebracht hat, und als man denselben befragte, ob er beides nicht unter irgend einer Bedingung wieder von dem Lande nehmen wollte, so machte er die Bedingung, dass ich sein eigen werden solle. Da nun mein Vater sein Land und Volk mehr liebt als mich und sich selbst, so hat er in diese entsetzliche Bedingung gewilligt, und da soll ich Ärmste jetzt schnurstracks zum Teufel gebracht werden.«

»Aber, schöne Prinzessin, warum seid Ihr denn so ganz allein?« fragte der Wandergeselle.

»Ja — mein guter Jüngling,« antwortete die Prinzessin, »das kommt daher, dass kein Mensch mit wollte, obschon meine Dienerschaft mir immerfort Treue bis zum Tode betheuert hat; das sind aber nur leere Redensarten gewesen. Nur der Kutscher war bereit mich zu fahren, weil derselbe ohnehin schon des Teufels Diener ist.«

»Habe das an seiner Grobheit gemerkt, meine schöne Prinzessin,« sprach der Wanderbursche. »Wolltet Ihr mir aber erlauben, Euch Anstandes halber als Kammerherr zu begleiten, so kann ich Euch vielleicht in Wahrheit den besten Dienst thun und Euch aus den Klauen des Teufels losmachen.«

»Ach, das höre ich sehr gerne!« antwortete die Prinzessin. »Ja, Du sollst mein lieber Kammerherr sein, steige nur zu mir herein!«

Darauf stieg der Wandergeselle zu der schönen Prinzessin in den schwarzen Wagen und unterhielt sie gut und machte, dass sie lachte, und so fuhren sie miteinander zum Teufel. Dieser saß auf einem Holzblock und wartete schon eine geraume Zeit; er war aber sehr erstaunt, zu sehen, dass die Prinzessin nicht allein kam. Der Jüngling sagte: »Hochverehrtester Herr Teufel, ich hoffe, Ihr werdet ein vernünftiges Wort mit Euch reden lassen. Mich dauert diese

arme und schöne Prinzessin sehr; gebet sie frei, und nehmet dafür meine Seele an.«

Der Teufel schlug einigemale rechts und einigemale links mit seinem Schweife um sich, als wenn er sich die Mücken wegwedeln wollte und sagte: »Für diesesmal könnte sich die Sache machen!« — Er dachte aber in seinem Sinne, übers Jahr hole ich mir doch die Prinzessin — »also Topp!«

»Topp!« sagte der Geselle. »Und da nichts zu trinken da ist, so schnupfen wir einmal darauf!« Damit zog er seine

goldene Dose, drehte den Deckel nach rechts, schnippte mit dem Finger auf den Deckel, öffnete sie und bot sie dem Teufel dar.

»Eigentlich schnupfe ich nicht!« sagte der Teufel.

»Nun, so schnupfe doch einmal! Es ist Doppelmops!« entgegnete der Geselle, und sein Herz lachte innerlich vor Freude, als der Teufel wirklich mit seiner haarigen Kralle in die Dose fuhr und eine tüchtige Prise nahm.

»So, mein werter Herr Teufel!« nahm nun wieder der Geselle das Wort, indem er die Dose wieder mit ihrem Deckel verschloss und in die Tasche schob; »jetzt können wir ein verständiges Wort mit einander reden, denn Ihr seid nun ein vollkommen gesetzter Mann.«

»Wie so gesetzt?« fragte der Teufel.

»Weil Ihr sitzt und nicht mehr und nicht eher wieder aufstehen könnt, bis es mir beliebt!« erhielt er zur Antwort.

»Weiter fehlte mir nichts, Du Dummkopf!« schrie der Teufel und wollte auffahren und dem Sprecher an das Genicke, aber er konnte nicht, er musste auf dem Holzblocke fest, wie angenagelt, sitzen bleiben.

»Wie lange soll der dumme Spaß dauern?« fragte der Teufel in außerordentlicher Übellaune. »Ich bin das Sitzen schon müde. Mach' es kurz; — das halte aus, wer kann!«

»Ich will Dir etwas sagen, aber sei still, hochwohlgeborener Herr Teufel!« spottete der Geselle. »Es kann Dir bald geholfen werden. Du gibst diese Prinzessin frei, wie sich von selbst versteht; Du gibst auch mich frei und entsagst dem Anrecht auf meine Seele; Du gelobest, niemals wieder im Lande des Herrn Vaters dieser schönen Prinzessin Theuerung und Hungersnoth, Aufruhr oder sonst dergleichen Teufeleien anzustiften und anzuzetteln und niemals eine

Seele als Lösegeld dagegen zu verlangen, vielmehr Dich mit den Seelen zu begnügen, die Dir von selbst und freiwillig in Deinen Höllenrachen gelaufen kommen. Endlich gibst Du mir das alles eigenhändig und schriftlich und sorgst dafür, dass ich Dich niemals wieder zu Gesichte bekomme.«

Der Teufel ächzte und krächzte, schwitzte und krümmte sich, es half ihm aber dieses alles nichts. Immer gewohnt, stets los zu sein, quälte es ihn schrecklich, jetzt einmal nicht los sein zu können, und so bequemte er sich, in die Forderungen des Befreiers der Prinzessin einzuwilligen, worauf dieser nun wieder die goldene Dose hervorzog, den Deckel nach links aufdrehte und höflich fragte: »Beliebt noch ein Prieschen?« — Der Teufel aber schlug hin, dass aller Schnupftabak in die Luft flog, und erhob sich von seinem Holzblock und brauste wie ein Sturmwind von hinnen.

Darauf stiegen die Prinzessin und ihr Befreier wieder in ihren Wagen, und die Prinzessin war so sehr von Dank erfüllt, dass sie zu dem Gefährten sagte: »Höre Du, ich will Dich heiraten, weil Du mich errettet hast!«

»Das ist mir sehr angenehm,« versetzte der Jüngling; »nur wünschte ich noch ein Weilchen damit zu warten, weil ich erst in die Welt, und draußen etwas Tüchtiges lernen muss. Deshalb entlasset mich jetzt, meine schöne Prinzessin; in Zeit von einigen Jahren komme ich wieder, darauf verlasset Euch.«

Das musste nun so der Prinzessin recht sein, obwohl es ihr gar nicht recht war, und als der erste Kreuzweg kam, stieg ihr Befreier aus, gab ihr seine Hand und küsste die ihrige und sagte: »Wir sind verlobt und bleiben es! Trauet fest, schöne Prinzessin, auf Euern Bräutigam.«

Der Kutscher, der die Prinzessin fuhr, hatte alles, was er sah, mit Missmuth und Ärger gesehen. Er besaß eine ganz nichtsnutze Seele. Den König hätte er am liebsten

todt gesehen und wäre gern selbst König gewesen; da man aber die Kutscher, und wenn sie die schönsten Staatskutschen noch so schön lenken zu können sich einbilden, nicht zu Königen macht, so freute sich sein schwarzes Herz darüber, dass wenigstens die unschuldige Königstochter untergehen sollte; und da dies nicht geschehen war, so war er mindestens auf seinen Vortheil bedacht. Daher hielt er an, stieg vom Bock, öffnete den Kutschenschlag und sprach hinein zur Prinzessin:

»Mein allergnädigstes Prinzesschen! Da Höchst-Dieselben nun befreit sind, so hätte ich auch eine kleine Bitte, bitte daher nichts für ungut zu nehmen, wenn ich so mit der Thüre ins Haus falle; ich möchte gar zu gerne heiraten!«

»Dagegen habe ich gar nichts einzuwenden, mein lieber Kutscher. Aber will Ihn denn jemand?«

»Die schätzbare Person, welche ich zu heiraten wünsche, sagte mir, sie habe nichts dagegen einzuwenden,« antwortete der Kutscher.

»Nun gut, so nehme Er sie!« versetzte die Prinzessin.

»Nun gut, so nehme ich Sie!« erwiderte der Kutscher.

»Wen denn eigentlich?« fragte die Prinzessin.

»Nun denn Sie! Sie haben es ja gesagt!« entgegnete der Kutscher.

»Ich glaube, Er ist verrückt!« schrie die Prinzessin außer sich vor Entsetzen.

»I Gott bewahre!« versetzte der Kutscher. »Im Gegentheil, ich glaube dies nicht im entferntesten. Wozu viele Worte? Sie sagen zu Hause, dass ich es war, der Sie befreite, und heiraten mich! Wollen Sie das nicht, so fahre ich Sie nicht nach Hause, sondern wieder zum Teufel. Und damit Punctum!«

Da gab die arme Prinzessin klein bei und weinte wieder und fuhr nach Hause. Da war aber ein Jubel über ihre Heimkunft, der war grenzenlos, und als es nun vollends laut wurde, der Kutscher habe die Prinzessin befreit und werde von ihr zum Danke gefreit werden, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Eine so herablassende Prinzessin hatte es noch nie gegeben. — Paläste und Hütten wurden illuminiert, die Hochrufe nahmen kein Ende, und viele Personen, die in Kutschen fuhren, wurden damals umgeworfen; denn alle Kutscher hatten sich vor Freude betrunken und ihre Köpfe so hell illuminiert, dass sie die Prellsteine für glatte Fahrgeleise ansahen.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, welche jedoch die Prinzessin immer von einer Zeit zur andern hinausschob. Sie verdarb ihre Brautkleider, sie wurde krank, sie erfüllte fromme Gelübde, sie wartete auf einen Schmuck, der erst vom Morgenlande kommen sollte, und hoffte mit sehnender Seele stärker und stärker auf die Wiederkehr ihres geliebten wahren Bräutigams. Der Kutscher aber wurde sehr ungeduldig und klatschte viel aus Ungeduld mit seiner Peitsche. Endlich musste ein Tag der Hochzeit doch festgesetzt werden, und schon kam dessen Vorabend, und der Wandergeselle kam nicht. Herzeleid und Wehklagen! Die Prinzessin ließ im Hoftheater ein rührendes Schauspiel aufführen und vergoss viele Thränen bei dem herzbrechenden Liede:

Es flammen am Altare
Die Kerzen wundersam;
Der Brautkranz schmückt die Haare,
Wo bleibt der Bräutigam?

Während aber dieses herzbrechende Lied gesungen wurde, war der wahre Bräutigam schon da und zwar in Begleitung seiner drei Hunde im ersten Gasthofe der Residenz

abgetreten, freilich aber nicht wie ein vornehmer Gast, vielmehr als zerlumpter Bettler und Strolch. Der Wirt hatte nahezu Lust, ihn von seinen Kellnern zur Thüre hinaus werfen zu lassen, als der anscheinende Bettler einen Ducaten auf den Tisch legte und dem Wirte zuflüsterte: »Mein guter Freund, ich bin ein Hochzeitgast! Schaffet mir einen Barbier und einen Schneider. Morgen am Hochzeittage verhoffe ich, so Gott es will, die Ehre zu haben, mit der jungen Königin ein Glas Wein zu trinken.«

Der Wirt maß mit seinen Blicken den zerlumpten Gesellen, den er vor sich sah, vom Kopfe bis zur Zehe und sprach: »Nichts für ungut, guter Freund! Du scheinst mir aus einem sonderbaren Lande zu kommen und scheinst nicht recht bei Sinnen zu sein. Auch besticht mich Dein armseliger Ducaten nicht; Gott mag wissen, auf welcher grünen Wiese Du den gefunden hast; indes zu einem Abendimbiss für Dich und die drei Hunde und auch noch zu einem Nachtlager reicht er aus. Du wirst aber morgen so wenig Wein mit der königlichen Prinzessin Braut trinken, als ich, ja noch viel weniger, denn ich bin doch der Hofweinlieferant, ich kann daher eher den nämlichen Wein trinken — darauf wette ich all mein Hab und Gut, sammt Gasthaus- und Schänkgerechtigkeit.«

»Wirt, schwatze nicht zu viel! Besorge hübsch meine Befehle! Die Wette steht!« — sprach ganz kurz der Gast, forderte feines Papier und feines Siegellack, schrieb und siegelte rasch einen Brief an die Prinzessin, hielt dem erstaunten Wirte die Aufschrift unter die Augen, schlug den Brief in ein Papier ein und gab ihn dem Hurtigundgeschwind ins Maul, der damit fortschoss.

Jetzt kamen der Barbier und der Schneider. Der Fremde ließ sich sauber scheren und putzen und vom Schneider in Sammt und Seide kleiden und legte bloß

Goldstücke auf den Tisch mit dem stummen Bedeuten, jeder möge sich nehmen, was er glaube, dass ihm gebüre. Der Schneider glaubte, ihm gebüre viel, folglich nahm er viel, der Barbier aber wollte gerne auf das Goldstück herausgeben, er hatte jedoch kein Einzelnes, und da winkte der Gast wieder, er möge es nur ungewechselt behalten. Am andern Morgen wurde die ganze Residenzstadt voll von der Kunde, dass ein Herr im ersten Gasthofe wohne, der viel freigebiger sei als der König.

Wie froh war aber die gute Prinzessin geworden, als sie Hurtigundgeschwind in den Saal springen und ihn einen Brief in ihren Schoß legen sah, während alles vor dem großen und seltsamen Briefpostboten erschrak, zumeist aber der falsche Bräutigam, der Kutscher. Er dachte sich: Wo der ist, da ist sein Herr auch nicht weit, und verschwand ganz leise, woran er sehr wohl that, sonst hätte ihn der Hund zerrissen.

Am andern Morgen hielt eine königliche Kutsche vor dem Gasthofe; ein Hoflakai öffnete den Schlag, ein besternter Kammerherr stieg aus und fragte nach dem fremden Herrn, der gestern gekommen sei. Dem Wirte fiel das Herz in die Kniekehle, denn er hatte sein Hab und Gut, sammt der Schänkgerechtigkeit verwettet. Der fremde Herr aber fuhr zur Rechten des Kammerherrn im Wagen sitzend nach Hofe.

Bei Hofe war nun große Freude; der wahre Bräutigam gefiel dem Könige noch besser als der Kutscher, da derselbe sich sehr gut zu benehmen wusste und sich schon durch die Befreiung der Prinzessin am besten benommen hatte. Die Hochzeit hatte daher ihren ungestörten Fortgang. Dem Wirte schenkte der glückliche Bräutigam die an ihn verlorene Wette, und den Kutscher, den er durch Reißebeiß, Sprengalleband und Hurtigundgeschwind sehr leicht hätte

einfangen und holen lassen können, wobei derselbe sehr übel gefahren wäre, ließ der edle Bräutigam laufen.

Mit abermaliger reicher Gabe aber bedachte er die alte Waldmutter, und seine eigene Mutter ließ er in einer goldenen Kutsche holen und behielt sie bei sich bis an ihr Ende. Als alles zu einem guten Ziele gelangt war, verschwanden die drei Hunde, und niemand wusste, wohin sie gekommen waren, und auch das Pfeifchen war fort, so dass man die Hunde auch nicht wieder herbeirufen konnte. Dies war auch nicht mehr nöthig, da kein Teufel mehr das Land des alten und des jungen Königs zu plagen wagte.

17.

Marien-Ritter.

Vor Zeiten lebte ein freisamer frommer Rittersmann, der hatte zu seiner Schutzpatronin die heilige Jungfrau Maria erkoren und diente ihr mit einem gottseligen Herzen immerdar.

Da wurde zu einer Zeit von dem Könige ein großes Turnier ausgeschrieben, zu dem zog die gesammte Ritterschaft des ganzen Landes, alldort Lanzen und Speere zu brechen und Dank zu gewinnen. Zu diesem Turnier zog auch der fromme Ritter, und sein Weg führte ihn an einem Münster vorüber, das der Jungfrau Maria geweiht war und gar nicht weit von dem Plane lag, auf welchem das Turnier gehalten werden und bald beginnen sollte. Man konnte schon von ferne die Drommeten schmettern hören. Im Münster aber war viel hohe Geistlichkeit versammelt und wurde feierliches Hochamt gehalten. Da stieg der Ritter vom Ross, gab das seinem Knappen zu halten und sprach:

»Mir ziemet baſs, daſs ich mich in Mariens Schutz befehle, daſs ihre Hand mir zu einem ehrlichen Siege verhelfe« — nahm ſeinen Helm vom Haupt und trat in das Gotteshaus. Schon war eine Meſſe faſt bis zu Ende geleſen, dann aber hob man eine andere an, die wollte der fromme Ritter ganz hören, und dann begann wieder eine neue, und der Ritter wollte keine unterbrechen und wohnte allen andächtiglich bei und betete mit im ſtillen und ſegnete ſich.

Und darüber, über ſolcher Andacht, gieng der halbe Tag hin, das Turnier hatte längſt ſeinen Anfang und Fortgang genommen, das Ringelrennen, das Lanzenſtechen und manches andere ritterliche Kampfſpiel war ſchon vorüber; dem Ritter aber hatte die Zeit, ſo er im Münſter verweilt, eine ganz kurze gedäucht, und er meinte, es ſei noch früh am Tage, und er komme noch rechtzeitig genug. Wie er aber ankam, da ſah er nur noch etwas vom Buhurd, das iſt der letzte Tummelkampf, wo viele gegen viele reiten und ſtreiten und einander bekämpfen mit kurzen Schwertern oder mit Kolben, bis die Herolde mit Trompetenſtößen das Zeichen zum Ende des Buhurds geben laſſen.

Da nun der fromme Ritter an die Schranken kam, erſcholl ihm von vielen ein froher Zuruf entgegen, gleichſam als dem Helden des Tages; ſeine Freunde boten ihm glückwünſchend die Hände, andere gaben ihm Ringe und Kleinode, die ſie ihm, wie ſie ſagten, im Lanzenrennen ſchuldig geworden, und alle rühmten laut, daſs ſolch ein männlicher Kämpe, wie er, noch niemals beim Tjoſt, das iſt das Lanzenrennen, und beim Foreſt, das iſt der Preiswettkampf, geſehen worden, und die Herolde nahten ihm, grüßten ihn ehrfurchtsvoll und geleiteten ihn zum Throne, auf welchem ſitzend des Königs ſchöne Tochter die Ehrendanke vertheilte und ihm unter ſüßen Worten voll hohen Lobes den erſten Dank zutheilte.

Der Ritter aber wusste nicht, wie ihm geschah, und sagte offenkundig, dass weder Lob noch Dank ihm gebüreten. Er komme soeben an und habe, in der Kirche weilend, das Turnier versäumt. Die Ritter aber und die jungen Edelknappen schwuren alle, er sei da gewesen, habe sie alle überwunden und in allen Arten der Turneikämpfe das Beste gethan.

Da ahnete der Ritter das Wunder, das Maria an ihm gethan, dieweil er sie im Münster verehret. Und er ritt von hinnen in das Kloster, das neben dem Marienmünster

erbaut war, und sprach: »Ich will fortan keines andern Ritter sein, als nur Mariens Ritter, mit stetem Gebete und mit steter Treue. Gelobet sei Maria, die Himmelskönigin!«

18.

Vom Knaben, der das Hexen lernen wollte.

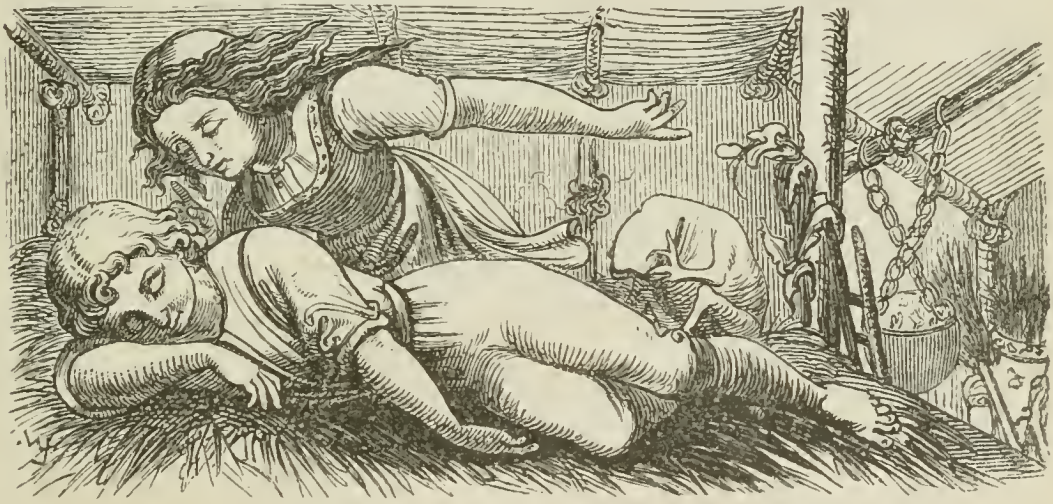
Es war einmal ein Knabe, der hatte vieles gehört von der Hexenkunst, wollte sie auch gerne lernen. Wen er aber darum fragte, der sagte, dass er solche Kunst nicht

kenne und nicht könne und auch nichts von ihr wissen wolle. Da gieng der Knabe ganz allein in einen dunkeln

Wald und rief mehr denn einmal recht laut: »Wer lehrt mich das Hexen?« Und da schallte es wie antwortend an mehreren Stellen des tiefen Waldes: »Hexen! Hexen!« —

Nach einer Weile kam ein uraltes Weiblein durch das Gebüsche gekrochen, das keinen Zahn mehr im Munde und schrecklich rothe Augen hatte. Ihr Rücken war gekrümmt, ihr Haar war weiß und hieng ihr wild um den Kopf herum und wehete im Winde. Ihre Stimme klang wie die Stimme des Vogels Kreideweiß, wenn er ruft: Komm mit! und gerade so rief auch das alte Weib dem Knaben zu und winkte ihm zu folgen, sie wolle ihm das Hexen lehren. Der Knabe folgte ihr, und sie führte ihn immer tiefer in den Wald hinein, und zuletzt auf ein sumpfiges Erlenmoor, darauf eine graue, unscheinbare, halbverfallene Waldhütte stand. Die Wände waren von Torfziegeln aufgeführt und mit Moos austapeziert; das Dach war mit Schilf gedeckt. In der Waldhütte war niemand, als ein junges hübsches Mädchen, welches Lieschen hieß; die Alte sagte aber nicht, ob es ihre Tochter oder ihre Enkelin sei; außerdem waren nur noch drei große Kröten da, und über dem niedern Herde hieng ein Kessel, darinnen eine Brühe kochte, wie Gänseschwarz, Hasenpfeffer, oder sonstiges Schwarzsauer mit Fleischknöchlein darin. Die Alte setzte eine Kröte vor die Thürschwelle, dass sie Wache halte, die zweite Kröte schickte sie auf den Boden, dass sie dem Knaben eine Lagerstatt bereite, und die dritte Kröte stellte sie auf den Tisch, dass sie leuchte. Diese Kröte that ihr Bestes im Leuchten; doch wie auch ihre Äugelein im grünlichen Schimmer flammten, so brachte sie es kaum dahin, so hell zu leuchten, wie ein Glühwurm; daher auch der Hass kommt, den die Kröten gegen die Glühwürmer haben. Nun aßen die Alte und das Lieschen aus dem Kessel ihre Abendmahlzeit, und der Knabe sollte auch essen, aber es graute ihm vor der

Speise. Er klagte, dass er sehr müde sei, und wurde auf sein Strohlager gewiesen, wo er bald mit dem Gedanken einschlief, am andern Morgen werde nun seine Lehrzeit in der Hexenkunst angehen, und dass es sehr hübsch sein werde, wenn das kleine Lieschen ihm darin Unterricht geben wolle. Die alte Hexe aber zischelte dem Mädchen zu: »Wieder einen gefangen! Ein hübscher Braten! Morgen wecke mich recht früh, ehe die Sonne aufgeht, da wollen wir ihn schlachten.«



Jetzt giengen die beiden auch schlafen, aber Lieschen fand keinen Schlaf, der schöne Knabe dauerte sie gar sehr, dass er auch sterben sollte, und sie stand von ihrem Lager auf und trat an das seine, und sah, wie schön roth seine Wängelein waren und wie blond sein gelocktes Haar; und dass seine Augen blau waren, wie Vergissmeinnicht, das hatte Lieschen nicht vergessen. Und es graute ihr vor ihr selbst, dass sie gezwungen war, der alten bösen Hexe zu dienen, die sie schon lange, als sie noch ein ganz kleines Kind war, ihren Eltern geraubt und in den tiefen Wald geschleppt hatte, und hatte das Hexenwerk lernen müssen, wie man pfeilschnell durch die Luft eilt, wie man sich un-

sichtbar macht, wie man sich in andere Gestalten verwandelt. Als sich nun Lieschens Herz in voller Zuneigung zu dem Knaben bewegte, so beschloss das Mädchen, ihn wo möglich zu erretten. Sie weckte ihn daher ganz leise und flüsterte ihm zu: »Lieber Knabe, erhebe Dich und folge mir! Hier wartet Deiner nur der Tod.«

»Soll ich denn hier nicht das Hexen lernen?« fragte der Knabe, welcher Friedel hieß.

»Besser ist Dir, wenn Du es nimmermehr lernst; außerdem hast Du noch Zeit genug dazu,« antwortete Lieschen; »jetzt säume nicht — fliehe, und ich will mit Dir fliehen.«

»Mit Dir gehe ich gerne, liebes Mädchen,« sprach der Knabe, »und bei der häßlichen Alten mit ihren garstigen Kröten möchte ich nicht bleiben.«

»So komm denn!« sprach Lieschen und öffnete leise das Häuschen und sah nach, ob die Alte schlief; die schlief noch, denn es war noch halb Nacht und lange nicht Morgen.

Jetzt trat Lieschen mit Friedel aus dem Häuschen, und Lieschen spuckte auf die Schwelle, worauf sie beide rasch von dannen eilten. Durch das Öffnen und Wiederschließen der Thüre war aber doch ein kleines Geräusch entstanden, und weil alte Leute sehr leise schlafen, so erwachte die Hexe und rief: »Lieschen! Stehe auf! Ich glaube es wird bald Tag!« Da rief der Speichel auf der Schwelle vermittelst eines Hexenzaubers, den Lieschen verübt: »Ich bin schon auf! Ruhe nur noch, bis ich das Hüttchen gekehrt und Laub und Holz zum Feuer zusammengelesen habe.« — Nun blieb die Alte noch ein Weilchen liegen, während die Fliehenden unaufhaltsam von dannen eilten; sie konnte aber nicht wieder einschlafen und rief abermals: »Lieschen, brennt das Feuer?«

Vom Knaben, der das Hexen lernen wollte.

Da antwortete abermals der Speichel auf der Schwelle: »Es brennt noch nicht, das Laub ist feucht, das Holz raucht; — ruhe noch ein Weilchen, bis ich das Feuer angeblasen habe.«

Die Alte ruhte noch eine kurze Zeit, während die Fliehenden immer mehr sich von ihrer Hütte entfernten. Unterdes gieng die Sonne auf, da fuhr die Alte, die ein wenig eingenickt war, mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette und schrie: »Satanskind! Die Sonne geht auf, und Du hast mich nicht geweckt. Wo steckst Du?«

Auf diese Frage bekam die Alte keine Antwort, denn die Sonne hatte den Speichel auf der Schwelle vertrocknet — und nun fuhr die Hexe im Hause herum, wie ein Wirbelwind. Der Knabe war fort, und Lieschen war fort, und die Hütte war nicht gefegt, es lag nicht Laub, nicht Holz auf dem Herde. Die Alte war wüthend. Sie ergriff einen Besenstiel und rannte aus dem Hause. Sie schlug mit dem Besen an die Thüre, da ward das Häuschen unsichtbar; sie trat auf einen Bovist, da wallte eine Wolke empor; sie setzte sich auf ihren Besenstiel und fuhr als Wolke in die Luft. Da sah sie, nach welcher Richtung die Flüchtlinge flohen, und mit Windeseile flog die Wolke ihnen nach. Lieschen aber sah sich auf der Flucht beständig um — denn sie kannte die Künste der alten Hexe — und sprach jetzt zu Friedel: »Siehst Du dort am hohen Himmel die braune Wolke? Das ist die Hexe, die uns nachfährt; wir können nicht weiter fliehen, sie wird uns bald einholen. Jetzt lasse mich meine Kunst brauchen. Ich will ein Dornstrauch werden und Dich als eine Schlehe tragen.«

Plötzlich war Lieschen ein Schlehendorn, der viele Früchte trug und an einem Raine stand, und die unterste Beere, das war Friedel.

Die Hexe bekam auf ihrer Luftfahrt großen Durst, und als sie den Schlehendornstrauch mit den vielen Früchten sah, sprach sie zu sich selbst: »Die Luft ist trocken und zehrt — ich muss mich herablassen und ein paar Schlehen essen.« Dieses that sie dann und pflückte eine Beere nach der andern und sagte: »Sauer macht lustig.« Jetzt waren die Beeren alle verzehrt, bis auf die letzte, welches der Friedel war, und das wusste die schlimme Alte recht gut, sie krallte mehrmals darnach, aber der Dornbusch stach sie tüchtig in ihre langen, dürren Finger. Doch sie kehrte sich nicht daran, sie gab sich rechte Mühe, die in Dornen ganz versteckte letzte Schlehe zu erhaschen. Da fiel die Schlehe ab und rollte den Rain hinab, und da wurde plötzlich der Dornbusch zu einem Wasser und die Beere zu einem kleinen Enterich, alles durch Lieschens Zauberkunst, die sie von der Alten gelernt hatte. Da warf die Alte einen ihrer Pantoffel in die Luft, der wurde alsbald ein großer Raubvogel und stieß auf den Enterich; dieser tauchte schnell unter, und sowie der Raubvogel mit seinem Schnabel das Wasser berührte, schlug dieses eine Welle, die ihn fasste und ersäufte, worauf der Enterich wieder auftauchte. Wüthend schleuderte die Alte ihren zweiten Pantoffel in das Wasser, der wurde ein Krokodil und schoss nach dem Enterich hin, ihn zu erschnappen. Da flog der Enterich in die Luft und ließ sich an einer andern Stelle wieder in das Wasser nieder; das Wasser aber, welches dem Krokodil in den Rachen drang, wurde zu Stein; da wurde das Krokodil so schwer, dass es untersank. Jetzt legte sich die alte Hexe platt an den Rand des Wassers, um dasselbe wegzutrinken, denn ohne das Wasser hatte der verzauberte Enterich keinen Boden mehr. So wie er das Land berührte, musste dieser Enterich die vorige Gestalt wieder annehmen. Nicht lange aber hatte die Alte getrunken, da verwandelte sich das

Wasser in ihrem Leibe in Feuer, und da that es einen Knall, als ob die Hölle platze. Die Hexe war zerplatzt, der Enterich war wieder der schöne Knabe, das Feuer wurde zum Lieschen, und dann blieben sie beide mit einander treu verbunden.

19.

Die drei Wünsche.

Zu den Zeiten, als der liebe Gott bisweilen noch sichtbarlich auf Erden wandelte, um die Menschen zu prüfen — und niemand weiß, ob er dies nicht noch heute thut — kam derselbe einmal in Gestalt eines armen, alten und gebrechlichen Mannes in ein Dorf und vor das Haus eines Reichen und bat um ein wenig Trank und Speise und um ein Nachtlager; denn der Abend war da und die Nacht nicht fern, und das Wetter war wild und stürmisch.

Da trat der Reiche spottend aus seinem stattlichen Hause und sprach zum lieben Gott: »Dumm bist Du nicht, Alter! Hast etwa auf einer hohen Schule studiert? Meinst, hier sei ein Wirtshaus oder ich ein Garkoch, oder meinst hier sei ein Spittel? Denkst etwa, hier sei eine Bettelmannsherberge? Nein, ich sage Dir, hier ist Bettelmannsumkehr. Fort, marsch! Gleich packe Dich vom Hofe, oder ich pfeife dem Hunde, Du alter Tagedieb, Du Strolch und Stromer; unterstehʼ Dich nicht, noch einmal in meinen Hof hereinzutreten!«

Mit einem Seufzer wendete sich der Arme vom Hofe des reichen, geizigen und hartherzigen Mannes hinweg und wankte weiter. Da rief ihn von drüben aus einem kleinen Häuslein die Stimme eines Mannes an. »Na, Alterchen!

wo willst denn Du hin?« fragte der Häusler, voll Mitleid im Tone, und der Arme antwortete: »Ach, nach Nirgendheim! Nirgend hab' ich ein Heim! Aber Hunger hab' ich, und Durst hab' ich, und müde bin ich auf den Tod!«

»So komme doch herüber, Alter, zu mir!« rief wieder der Häusler. »An dem, was Dir mein Nachbar da drüben gegeben hat, wirst Du doch nicht zu schwer zu tragen haben. Ich bin freilich selbst ein armer Hasch, aber ein Stück Brot hab' ich noch, und einen Schluck Schnaps kannst Du auch haben, und einen Sack voll Waldmoos zum Nachtlager, wenn Du damit zufrieden bist!«

»Ihr seid sehr gütig! Ich nehm' es an, und Gott gesegne es Euch!« sagte der liebe Gott und schlich hinüber zu dem Häusler und aß mit ihm und trank mit ihm und ruhete sich aus, und weil es noch nicht Schlafenszeit war, so setzten sich die beiden Männer vor das Haus; denn der liebe Gott hatte das wilde Wetter schnell vergehen lassen und hatte eine klare milde Mondnacht geschaffen und ließ das Firmament leuchten und seine Sternenheere, die ihn ewig preisen und voll Pracht über der dunklen Erde wandeln.

Und da saßen die beiden Männer, der alte und der junge, der liebe reiche Gott und der arme Häusler, bei einander auf der steinernen Bank vor dem Häuslein und sprachen miteinander.

Drüben aber sah der reiche Mann zum Fenster heraus, paffte aus einer großmächtigen Tabakspfeife und murmelte und grämelte: »Da hat der Lump, mein Nachbar, da drüben richtig den alten Strolch aufgenommen und gibt ihm Quartier, und hat doch selbst nichts zu beißen und zu brechen. So was Dummes lebt nicht! Aber ich sage es immer: Gleich und gleich gesellt sich gern; gleiche Lumpen, gleiche Lappen. Eigentlich gehört sich's gar nicht,

so einen hergelaufenen Landstreicher aufzunehmen; denn man weiß nicht, was hinter ihm steckt, und ob nicht so ein Stromer das Dorf mit Feuer anstößt, dass dann seine Bande aus dem Walde bricht und plündert. Wie sie schwätzen, die beiden Taugenichtse! Ich will doch ein wenig zuhören.« — —

»Du bist so gut und so fromm,« sprach der liebe Gott zu seinem Wirte; »Du wärest wert, dass Dir geschähe, wie vor Zeiten manchem frommen Manne, dass Du drei Wünsche thun dürftest zu Deinem Heile und zum Heile Deiner Seele. Aber Du müsstest das letztere ja nicht vergessen, damit es Dir nicht ergehe, wie dem Schmied von Jüterbogk.«

»Und wie ergieng es diesem?« fragte der Häusler.

»Kennst Du das Märchen nicht?« fragte der liebe Gott zurück. »Zu diesem Schmiede kam der heilige Apostel Petrus geritten und bat ihn, seinen Esel mit neuen Hufeisen zu beschlagen, dafür solle er drei Wünsche thun dürfen. Da wünschte der Schmied, dass seine Schnapsbulle niemals leer werden solle, ferner, dass wer auf seinem Birnbaume sitze, darauf so lange sitzen müsse, bis der Schmied ihm abzusteigen erlaube, und dass endlich niemand ohne Erlaubnis in seine Stube kommen dürfe, außer etwa durchs Schlüsselloch. Damit gewann der Schmied zwar dem Tode ein langes Leben ab, weil er diesen überlistet, sich auf seinen Birnbaum zu setzen — und that dem Teufel eine Drangsal an, weil dieser durch das Schlüsselloch in des Schmiedes Stube gewischt war — aber den besten Wunsch, die ewige Seligkeit, hatte der Schmied nicht gethan, und nun starb er nicht, und Sanct Petrus ließ ihn nicht in den Himmel, und der Teufel fürchtete sich vor ihm und schnappte vor ihm das Höllenthor zu und verriegelte es von innen — und nun muss der Schmied unselig umherwandeln.«

»Ach du lieber Gott!« rief der Häusler, ohne zu wissen, wer neben ihm saß. »Das ist schlimm — das war gefehlt — da wollt' ich schon gescheiter wünschen, wenn zu mir so ein heiliger Nothhelfer oder Apostel käme! Selbiges wird aber nicht sein!«

»Man kann das nicht wissen,« erwiderte der Gast. »Nur muss der Mensch nicht thöricht wünschen, wie jenes Ehepaar, zu dem der Engel Gottes kam und ihm drei Wünsche bescherte.«

»Was geschah da?« fragte der Häusler.

»Ein Mann und eine Frau,« erzählte der Gast, »lebten in großer Armut und baten Gott Tag und Nacht,

ihre Armut zu bessern und ihnen zu helfen. Weil sie nun fromm und redlich waren, so wollte Gott ihr Flehen erhören und sandte ihnen seinen Engel. Der Engel sprach: Drei Wünsche dürft Ihr thun, zu Eurem Heile, aber es darf nicht der Wunsch nach Geld und Gut dabei sein; denn wenn Euch solches beschieden und nütze und zuträglich wäre, so besäßet ihr dessen längst, so aber ist es Euch nach Gottes weisem Rathschlusse versagt. Der Mann aber sprach: Was sollen mir drei Wünsche helfen, wenn ich nicht wünschen dürfen soll, was mir zu meinem Glücke dienlich scheint? Was ist der Mensch ohne Geld? Da spricht man von ihm just wie von einem falschen Groschen: Er gilt nichts. Darauf sprach der Engel: Nun, so wünsche denn in Gottes Namen, doch trage selbst die Schuld, so Du Dir selber Unheil wünschest. Nun sprach der Mann mit seinem Weibe, wie sie beiderseits die Wünsche wohl erwägen wollten. Was wünschen wir? fragte er das Weib. Was brauchen wir zunächst? Ich dächte, einen ganzen Berg von Gold und eine dicke Mauer rund herum, dass kein Vieh darauf grast und kein Dieb danach gräbt — oder aber lieber ein Trühelein Immervoll, daraus man stetig Geldes nehmen mag, soviel man just bedarf? — Ich dächte, nahm das Weib das Wort, Du wärest vor allen Dingen so gütig, und schenktest oder überließest einen der drei Wünsche mir, denn ich habe genug danach geseufzt und mich wund gekniet, da kannst Du Dir noch immer wünschen, was Du willst. — Nun wohl, antwortete der Mann, Frauen sind oft klüger als die Männer, so wünsche denn.

»Ich wünsche, sprach die Frau, für mich das allerschönste Kleid, wie nie ein Weib der Welt eines getragen, schöner wie das Kleid der größten Kaiserin! Kaum hatte die Frau diesen Wunsch ausgesprochen, so war sie angethan mit dem herrlichsten Kleide, das war überreich

besetzt mit Diamanten, Perlen, Gold und Silber, dass es nur so davon starrte.

»Ist das nicht ein dummer, unüberlegter Wunsch! rief voll Unwillen der Mann. Du konntest damit allen Frauen Gewande wünschen, da wäre tausendfacher Segen auf Dein Haupt vom Himmel von den Dürftigen herabgefleht worden; so hast Du nur einen Wunsch des hoffärtigen und übermüthigen Eigennutzes gethan!

»Ei, dass Dich! schrie die Frau. Pfui über Dich, Mann, dass Du mich also schiltst! Gefalle ich Dir nicht in diesem schönen Kleide, so wette ich traun, dass ich andern desto besser gefallen werde. Lauf hin, Du Hans Narr!

»Gauklerin! schrie voller Zorn der Mann. Dass Dir doch gleich das Kleid in Deinen hoffärtigen Leib fahre!

»Wehe mir! schrie die Frau — denn im Augenblicke verschwand das Kleid, das sie bedeckt hatte, und zog in ihren Leib und schmerzte sie, dass sie laut aufheulte und durchs Dorf lief und allen Bauern ihr Leid klagte, wie sie durch ihres Mannes Schuld so schrecklich leiden müsse. Darauf liefen die Bauern in hellen Haufen zu dem Manne und riefen ihm drohend zu, er solle seinem Weib von ihrem Weh helfen, oder sie wollten ihn gleich erwürgen. Und da zückten sie schon ihre Messer gegen ihn.

»Wie der Mann solchen großen und grimmigen Bauernzorn sah, und sah, wie sein Weib litt, da sprach er: Ich wünsche in Gottes Namen, dass sie ihrer Schmerzen wieder ledig werde.

»Darob wurde das Weib heilfroh, und all ihr Schmerz war hinweg, denn der dritte Wunsch war nun gethan; aber das Kleid kam nicht wieder zum Vorschein, und nun hatte der Mann keine gute Stunde mehr auf Erden und

war der Spott aller Welt und starb bald genug vor Gram und Kummer. Darum merket wohl, mein werter Gastfreund, wenn Ihr Wünsche thut, dass Ihr nicht auf den Wegen der Thoren wandelt.«

»Und welche Wege meinst Du?« fragte wieder der Häusler.

»Der Thoren Sitte,« sprach des Häuslers Gast, »ist Unrechtes begehren, Unrechtes trachten und nach dem Verluste Unrechtes klagen. Die Thoren sind dreierlei Schlages. Thoren, die nichts wissen und nichts können; Thoren, die nichts wissen wollen, die Wissen und Können verachten, und Thoren, die wissen und können, und dennoch nicht das thun, was das Rechte ist, das sie doch einsehen sollten, damit sie ihre Seele bewahren.«

»Nun denn, dürfte ich wünschen,« sagte der Häusler, »so wünschte ich mir vorerst und vor allen andern Schätzen die ewige Seligkeit; hernach Gesundheit und Zufriedenheit bis zu meinem Tode, und dann — wenn es nicht gegen Gottes Willen wäre — möchte ich wünschen, dass mein dem Einsturz drohendes Häuslein wieder in guten Stand gesetzt wäre.«

»Diese Eure Wünsche sind Gott genehm,« sagte der Gast, »und ich will Euch den Hauptwunsch dazu thun, dass sie alle drei in Erfüllung gehen!«

Nach diesem guten Gespräche verließen die beiden Männer, der arme Alte und der arme Häusler, ihren Steinsitz und giengen in die Hütte, sprachen ihr Nachtgebet und legten sich zur Ruhe nieder.

Der Reiche drüben hatte jedes Wort gehört, das jene sprachen, und machte seine Bemerkungen darüber. »Man sollte nicht meinen,« brummelte er vor sich hin, »dass so ein alter Mann noch so kindisches Zeug auf die Bahn bringen könnte, so läppischen Märchen-Schnickschnack —

aber freilich, das Alter macht kindisch, und Alter schützt nicht vor Thorheit. O, ihr Wünschelnarren!«

Soeben wollte der Reiche sich nun auch zur Ruhe begeben, als er wahrnahm, dass ein eigenthümlicher Lichtschimmer das Häuschen des Armen umfloss, während alle andern Häuser dunkel dalagen; und doch war es kein Feuerschein, auch nicht eine Wirkung des Mondlichtes, sondern ein reines Himmelslicht — dann schienen auch lichte Gestalten um das Häuschen zu schweben, und deren wurden mehr und mehr, die bewegten sich wundersam, ab und auf, als ob sie auf unsichtbaren Leitern schwebten; sie glitten um das Dach und um die Wände, und dabei war alles feierlich und tief still.

Dem Reichen gruselte es — er meinte, es seien Gespenster, schlug sein Kreuz und suchte sein Lager, aber er konnte fast die ganze Nacht nicht schlafen, und am frühen Morgen, als kaum der Tag graute, war er, von einer innern Unruhe getrieben, schon wieder am Fenster — da sah er just den armen Alten an seinem Hause vorübergehen, der sich mithin früh aufgemacht hatte.

»Hm!« murmelte der Reiche, »der ist bald auf den Beinen, das hat sicher einen Haken. Und er trägt einen Sack — gestern trug er keinen. Der hat gewiss da drüben etwas mitgehen heißen und ist durchgebrannt, derweil der Nachbar noch schläft. Geschieht dem Nachbar schon recht! Was geht es mich an?« —

Unter dieser Betrachtung wurde es draußen heller, des Reichen Weib war auch aufgestanden und sah aus dem Fenster nach dem Wetter. Der Nebel verzog sich, und beide trauten ihren Augen nicht, als sie gegenüber ein ganz stattliches neues Bauernhaus stehen sahen, das zwar noch die Gestalt des alten hatte, aber in allen Theilen größer und schöner war.

Die drei Wünsche.

»Träum' ich denn oder wach' ich?« fragte der Reiche. »Ist denn wirklich der Wunsch in Erfüllung gegangen? Wer war denn der Alte? Hilf Himmel! Sicherlich Sanct Petrus, oder gar der liebe Gott selbst. Dummkopf, der ich war, ihn gestern so schnöde abzuweisen.«

»Ja wohl, Dummkopf!« rief die Frau. »Spute Dich, reite nach, bitt' ihm ab, gib ihm gute Worte. O Himmel, wie ist doch unsereins übel daran, wenn man so einen dummen Mann hat!«

»Holla! Knecht! Pferd satteln! Ausreiten!« rief der Reiche stürmisch, steckte Geld zu sich und Eswaren und galoppierte durchs Dorf, die Straße entlang — und bald genug holte er den Alten ein, that aber nicht, als habe er ihn gestern gesehen.

Gar freundlich rief er vom Pferde herunter: »Grüß' Gott, Alter! Wie geht's? Ist das Leben noch frisch? Wo hinaus denn so früh? Was trägst Du denn da im Sack?«

»Dank dem Gruß! Nach Gottwalte!« antwortete der Wanderer.

»Bist wohl ein recht armer Schlucker! Da hast Du ein Geld!«

»Danke! Danke!«

»Aber was Du im Sacke trägst, möcht' ich wissen!«

»Ach,« schien der Alte zu scherzen, »es ist ein Sorgenbürdlein, lieber Herr, hab's einem armen Schlucker abgenommen.«

»So, so!« lachte der Reiter. »Ich will nicht wissen, was darin ist — ich wünschte bloß« —

»Aha! Ihr seid auch ein Wunschfreund« — unterbrach der arme Alte. »Das trifft sich gut — ich trage in diesem Sacke just drei Wünsche, die sich dem erfüllen, der sie thut. Er muss aber den Sack dazu nehmen.«

»Gib her! Gib her!« rief habgierig der reiche Mann und langte nach dem Sacke. »Da — hast Du auch ein Stück Brot und eine ganze Wurst! Du siehst, dass ich nicht geizig bin, wie mich meine Feinde und Neider ausschreien. Ich bin ein rechtlicher Mann, der auf Ordnung sieht und das Seinige zurathe hält, aber ich gebe gerne den Armen, die der Gaben würdig sind. Allen kann man freilich nicht helfen.«

»Allen? — nein, das ist bei Gott unmöglich!« sagte der Alte.

»Ich habe doch immer sagen hören,« widersprach der Reiche, der den Sack bereits in der Hand hatte, »bei Gott sei kein Ding unmöglich, und sein Wille sei es, dass allen geholfen werde?«

»O, mein lieber Herr,« erwiderte der Arme, »das ist geistlich zu verstehen, nicht weltlich!«

Der Reiche wendete sein Ross und sprengte wieder heimwärts. Der Kopf war ihm voller Wünschegedanken, es gieng ihm darin herum, wie Windmühlenflügel. Was sollte er nur alles wünschen? Geld brauchte er eigentlich nicht, das hatte er vollauf, folglich gutes Leben die Fülle; gesund war er ebenfalls, und zufrieden — ach Zufriedenheit sich zu wünschen, däuchte ihm nicht der Mühe wert, denn der Mensch ist doch nie zufrieden — dachte er und ritt immer hastig darauf los und spornte das Pferd, das schon keuchte, und jetzt stolperte es, dass es beinahe seinen Reiter abgeworfen hätte.

»Ei so wollt' ich, dass du den Hals brächst, verwünschtes Vieh!« rief zornig der reiche Mann — und o weh, da knickte das Ross zusammen, stürzte und brach den Hals. Ein Wunsch war dahin, und der Reiche war wüthend. Er schnallte von dem todten Thiere Sattel und Zeug los und trug das eine Strecke, aber gar nicht weit; da war

es ihm zu schwer, und es wurde ihm furchtbar heiß, und da wünschte er wieder: »Wenn nur das verdammte Gepäck daheim wär' und mein Weib, die mir diesen Ritt gerathen, auf dem Sattel säße!«

Zwei Wünsche waren dahin, der Sattel und Zaum nebst Gebiss und Steigbügel und Schabracke — alles war fort — und der Geizige athmete freier; ein Glück, dass er nicht noch einmal wünschte; denn daheim saß sein Weib fest im Sattel und hatte die Reitpeitsche in der Hand, wusste nicht, wie ihr geschah, und wünschte ihren Mann, seinen Gaul und sein Sattelzeug alles zum bösen Voland.

Wollte der Reiche wohl oder übel, so musste er sein Weib wieder frei und ledig wünschen, da war auch der dritte Wunsch dahin.

Des Nachbars nagelneues Haus drüben stand hell glänzend im Sonnenschein und war das schönste des Dorfes.

Neugierig öffnete der Reiche den Sack — hätte er nur das nicht gethan! Im Sacke stak — des Nachbars Armut, die kam jetzt über ihn, wie ein gewappneter Mann.

20.

Die Kuhhirten.

Einst gieng ein Wanderer über eine Wiese. Da hörte er von weiten im Röhricht einen seltsamen dumpfen Ruf, der oft hinter einander ausgestoßen wurde, als ob ein Rind

brülle, und konnte sich gar nicht erklären, von wem das Getöne herrühre, und was es zu bedeuten habe? Nach einer Weile kam der Wanderer zu zwei alten Kuhhirten, die hüteten nachbarlich ihre Herden auf der weiten Wiese. Diese fragte der Wanderer, was das Tönen bedeute?

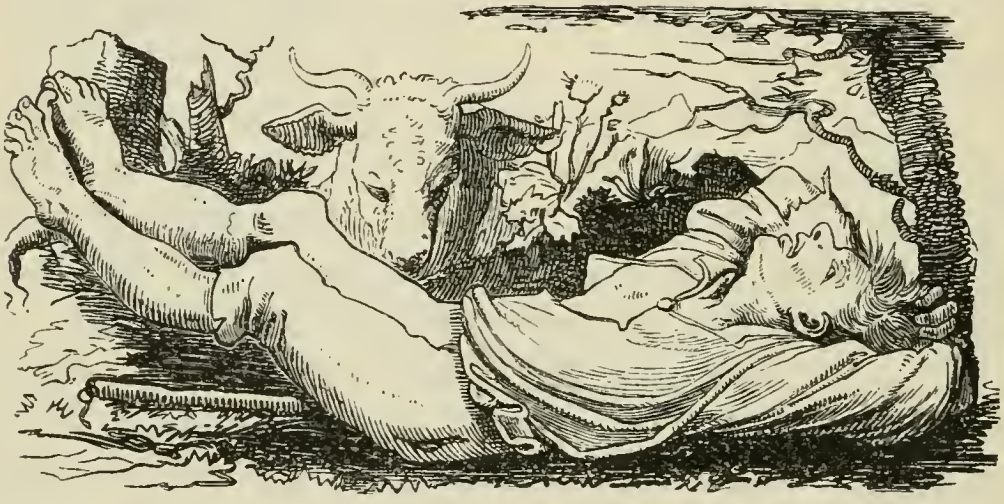
Da antwortete der eine alte Kuhhirt: »Ich will es Euch sagen. Was dort im Schilfe so schreit, das ist der Rohrtumb, auch Rohrdommel genannt.«

»O, er hat gar viele Namen,« setzte der andere alte Kuhhirte hinzu. »Er heißt auch Ur-Rind, Moor-Rind und Moosochse. Vor Zeiten ist dieser Brüller ein Hirtenknecht gewesen, aber ein schrecklich fauler, deshalb ist er in einen Vogel verwandelt worden, und es ärgert ihn so sehr, dass er immerfort brüllt, absonderlich des Nachts; da stößt er seinen Schnabel in das Wasser und brüllt wie ein Stier, dass man es eine Stunde weit hören kann. Damit zeigt er Regen an.«

»Selbes ist richtig,« nahm wieder der erste Kuhhirt das Wort; »aber mit dem Knecht wird es anders erzählt. Es waren der Kuhhirten zwei, wie unser auch zwei sind, sie waren aber nicht alle beide beisammen. Der eine hütete seine Kühe auf den grünen fetten Wiesen im Thale, der andere aber auf einem hohen und dürren Berge. Daher wurden die Kühe des ersteren auf den blumigen Wiesen sehr munter und muthig und gaben viele Milch; die Kühe des Hirten auf dem Berge aber, wo der Herr zwar Gras wachsen lässt, — das aber auch danach ist — und wo der Wind mehr mit dem Sande als mit Blumen spielt, — die wurden sehr matt und sehr mager und gaben wenig und nur himmelblaue Milch, wie sie mehr blauen Himmel als grünes Gras sahen.

»Eines Abends, als beide Kuhhirten nach Hause treiben wollten, da hatten die munteren und muthigen Kühe auf der fetten Wiese keine Lust nach Hause, und war unter ihnen eine bunte Kuh, die lief in entgegengesetzter Richtung davon, und die andern Kühe alle folgten ihr. Da schrie der Kuhhirte, so laut er schreien konnte: »Bunte herum! Bunte h'rum!« aber es half ihm all sein Schreien nichts.

Die magern Kühe des Hirten droben auf dem Berge hingegen, die hatten sich vor Hunger und Ermattung hingelegt und mochten nicht aufstehen, oder vermochten es zuletzt auch nicht; da schrie der Kuhhirte aus Leibeskräften: »Up! up! up! up!« meinte damit, sie sollten aufstehen, sie standen aber doch nicht auf, dieweil sie nicht konnten. Und nun schrien die Hirten drunten und droben um die Wette, der eine »Bunte h'rum, Bunte h'rum« — der andere »up! up! up!« und Nacht und Tag und Tag und Nacht, bis



ihnen der Odem ausgieng und die Seele aus dem Leibe fuhr, und da sind sie beide zu Vögeln geworden, der Wiesenhirte zum Rohrtumb, und der Berghirte zum Wiedehopf, und sie schreien nun noch immer so fort.«

So erzählte der Kuhhirte dem Wanderer, und der wusste nun, was das Gebuller im Röhricht zu bedeuten habe, und wenn er von einem Berge herab den Ruf: »up! up! up!« vernahm, da wusste er auch, was das für ein Vogel war, der also schrie, nämlich der ohnehin verrufene Kuckucksknecht, der Vogel Wiedehopf.

21.

Das Unentbehrlichste.

Vor Zeiten hat einmal ein König gelebt, der hatte drei gute und schöne Töchter, die er sehr liebte, und von denen er auch herzlich wieder geliebt wurde. Prinzen hatte er nicht, aber es war in seinem Reiche herkömmlich, dass die Thronfolge auch auf Frauen und Töchter übergieng, und da des Königs Gemahlin nicht mehr am Leben war, so stand dem Könige frei, eine seiner drei Prinzessinnen zu seiner Nachfolgerin auf dem Throne zu bestimmen, und es brauchte gerade nicht die älteste zu sein. Da aber nun derselbe König seine Töchter alle drei gleich liebte, so fiel ihm die Entscheidung schwer, und er gieng mit sich zurathe, diejenige zu wählen, die den meisten Scharfsinn offenbare. Diesen Entschluss theilte er seinen drei Töchtern mit und bestimmte seinen nahe bevorstehenden Geburtstag zur Entscheidung. Die sollte Königin werden, welche ihm »das Unentbehrlichste« bringen werde.

Jede der Prinzessinnen sann nun darüber nach, was wohl das Unentbehrlichste sei? Und als der Geburtstag da war, nahete zuerst die älteste, brachte ein feines purpurnes Gewand getragen und sprach: »Gott der Herr lässt den Menschen nackend in die Welt treten; aber er hat ihm das Paradies verschlossen, darum ist ihm Gewand und Kleidung unentbehrlich.«

Die zweite Tochter brachte auf einem goldenen gefüllten Becher liegend ein frisches Brot, das sie selbst gebacken, und sprach: »Das Unentbehrlichste ist dem staubgebornen Menschen Trank und Speise, denn ohne diese vermag er nicht zu leben; darum schuf Gott Früchte des Feldes, Obst und Beeren und Weintrauben und lehrte die

Menschen Brot und Wein zubereiten, die heiligen Sinnbilder seiner Liebe.«

Die jüngste Tochter brachte auf einem hölzernen Tellerchen ein Häufchen Salz dar und sprach: »Als das Unentbehrlichste, mein Vater, erachte ich das Salz und das Holz. Darum haben schon alte Völker den Bäumen göttliche Ehre erwiesen und das Salz heilig gehalten.«

Der König war über diese Gaben sehr erstaunt und nachdenklich, und dann sprach er: »Am unentbehrlichsten ist dem Könige der Purpur; denn hat er den, so hat er alles übrige, geht er seiner verlustig, so ist er König gewesen und ist gemein, gleich andern Menschenkindern. Darum, dass Du das erkannt, meine älteste geliebte Tochter, soll Dich nach mir der königliche Purpur schmücken; komm an mein Herz, empfange meinen Dank und meinen Segen!«

Als der König nun seine älteste Tochter geküsst und gesegnet, sprach er zu der zweitältesten: »Essen und Trinken ist nicht allerwege nothwendig, mein gutes Kind, und es zieht uns allzusehr in das Gemeine herab. Es zeigt gleichsam die mittelmäßige Menge an, den großen Haufen. Gefällst Du Dir darin, so kann ich es nicht hindern, wie ich Dir auch nicht danken kann für Deine übelgewählte Gabe, doch für den guten Willen sollst Du gesegnet sein.« Und der König segnete seine Tochter, aber er küsste sie nicht.

Dann wandte er sich der dritten Prinzessin zu, die bleich und zitternd stand und nach dem, was sie gesehen und gehört, ahnte, was kommen werde.

»Du hast wohl Salz auf Deinem hölzernen Teller, meine Tochter,« sprach der König, »aber im Kopfe hast Du keins, lebst aber doch, und folglich ist das Salz nicht unentbehrlich. Salz braucht man nicht. Du zeigst mir Bauern-

sinn mit Deinem Salze an, nicht Königssinn, und am steifen hölzernen Wesen habe ich kein Wohlgefallen. Darum kann ich Dir nicht danken und Dich nicht segnen. Geh von mir, soweit Dich Deine Füße tragen; geh zu den dummen und rohen Völkern, welche anstatt des lebendigen Gottes

alte Holzklötze und Baumstöcke anbeten und das verächtliche Salz für heilig halten.«

Da wandte sich die jüngste Königstochter weinend ab von dem harten Vater und gieng hinweg vom Hofe und aus der Königsstadt, weit, weit hinweg, soweit sie ihre Füße trugen.

Sie kam an ein Gasthaus und bot sich der Wirtin an, ihr zu dienen, und die Wirtin ward gerührt von ihrer

Demuth, Unschuld, Jugend und Schönheit und nahm sie als eine Magd in das Haus. Und als die Königstochter sich sehr anstellig erwies in allen häuslichen Geschäften, so sagte die Wirtin: »Es ist schade um das Mädchen, wenn es nichts Ordentliches lernt; ich will ihr das Kochen lehren.« — Da lernte die Königstochter das Kochen und begriff es sehr leicht und kochte bald manches Gericht noch besser und noch schmackhafter, als ihre Lehrmeisterin selbst. Darob bekam das Wirtshaus vielen Zuspruch, bloß weil darin so vortrefflich gekocht wurde, und der Ruf der guten Köchin, die noch dazu so jung und so schön sei, gieng durch das ganze Land.

Nun trug sich's zu, dass die älteste Prinzessin Tochter sich vermählte und eine königliche Hochzeit ausgerichtet werden sollte. Da beschloss man, die weit berühmte Köchin an den Hof zu berufen, dass sie mit ihrer Kunst dem Feste die Krone aufsetze. Denn die Herren am königlichen Hofe, Marschälle, Erbschenken, Erbtruchsesse, Ceremonienmeister, Kammerherren und sonstige Excellenzen theilten sämmtlich nicht jene Ansicht, die einst ihr allergnädigster Herr, der König, ausgesprochen hatte, dass Essen und Trinken nicht alleweg nothwendig sei, und dass es in das Gemeine herabziehe, vielmehr lobten sie alle guten Schmäuse nebst feinen Weinen und huldigten, im stillen mindestens, dem alten Sprichworte: Essen und trinken hält Leib und Seele zusammen.

Das Hochzeitmahl war köstlich bereitet, auch fehlte dabei nicht das Lieblingsgericht des Königs, welches der Erbtruchsess ganz besonders bestellt hatte, und als das Mahl gehalten ward, kam eine Speise nach der andern auf den Tisch und wurde hoch belobt.

Endlich kam auch die Leibspeise des Königs und ward ihm zuerst dargeboten. Aber als er sie kostete, fand er sie

völlig unschmackhaft, seine heiteren Mienen verfinsterten sich, und er sprach zu dem hinter seinem goldenen Armstuhle stehenden ersten Kämmerlinge: »Dieses Gericht ist ganz verdorben! Das ist sehr häßlich; lasse die Schüssel nicht weiter geben und rufe mir die Köchin herein!«

Die Köchin trat in den prachtvollen Saal, und der

König redete sie unwillig an: »Du hast mir mein Lieblingsgericht verdorben, meine Freude hast Du mir versalzen, weil Du meine Leibspeise ganz und gar nicht gesalzen hast!«

Da fiel die Köchin dem Könige zu Füßen und sprach demüthig: »Übet Gnade, Majestät, mein königlicher Herr, und verzeihet mir! Wie hätt' ich wagen dürfen, Euch Salz unter die Speise zu mischen? Hab' ich doch vordem aus eines hohen Königes höchsteigenem Munde die Worte vernommen: Salz braucht man nicht, Salz ist nicht unentbehrlich! Salz zeigt nur Bauernsinn an, nicht Königssinn!«

In diesen Worten erkannte der König beschämt seine eigenen und in der Köchin seine Tochter und hob sie vom Boden auf, darauf sie kniete, und zog sie an sein Herz. Allen Hochzeitgästen erzählte er die Mär und ließ die jüngste Tochter wieder an seiner Seite sitzen. Und die Hochzeit wurde nun erst recht fröhlich begangen, und der König war wieder ganz glücklich in seiner Töchter Liebe.

Das Salz ist heilig.

22.

Der Fischkönig.

Alle Kinder kennen das Märchen, wie die Vögel sich einen aus ihrer Mitte zum Könige wählen wollten, wie der König sein sollte, der am höchsten fliegen könne, und wie darauf der Reiher am höchsten flog, aber der kleine Schalk, der Zaunschlüpfer, sich dem Reiher auf den Rücken gesetzt hatte, und als derselbe, der am höchsten flog, nicht höher fliegen konnte, sich das Zaunschlüpferlein erst auf eigenen Flügeln aufschwang und sich selbst zum Könige ausrief: »König bin ich! König bin ich!«

Auch wie das die großen Vögel alle sehr verdrossen hat, und wollten ihn wieder herunter haben und sagten, der solle König sein, welcher am tiefsten falle, der Zaunschlüpfer nun herab und in ein Mausloch fiel und heraus piepte: »König bin ich! König bin ich!« — und die Vögel ihn hernach nur spottweise Zaunkönig riefen.

Auch die kluge Königswahl der Frösche ist allbekannt, ebenso, dass der Löwe der König der vierfüßigen Thiere ist, und dass die Bienen Königinnen haben.

Aber dass die Fische auch einmal auf den Gedanken einer Königswahl gekommen sind, das ist weniger bekannt, und das kommt hauptsächlich daher, dass die Fische, mindestens für das Menschenohr, stumm sind und kein Lärmen verführen und kein unnützes Geschwätze auf die Bahn bringen, wenn sie Kaiser oder König wählen.

Die Fische waren alle versammelt und riefen in ihrer Sprache: »Wenn wir uns in der belebten Welt umsehen, so erblicken wir rechts und links, dass alles seinen König hat und regiert wird, Thiere und Vögel, Insecten und Amphibien. Nur wir haben noch keinen Regenten! Lasset uns daher einen wählen, der Recht bei uns spricht und dem Schwachen hilft gegen die Starken, und lasset uns den wählen, welcher der schnellste und gewandteste Schwimmer ist. Wer allen andern voran ist, der hat das natürliche Recht, unser König nicht nur zu heißen, sondern auch zu sein.«

Dieser Vorschlag gefiel den meisten Fischen, fast alle stimmten ihm bei. Wer am schnellsten schwimme, sollte König der Fische heißen und sein. Das Ziel wurde bestimmt, und das Volk bildete eine lange Gasse, um die Wettschwimmer an sich vorüber zu lassen, wobei die Schwert- und Sägefische eilig auf- und abschwammen und Ordnung hielten; wer sich zu weit vordrängte, bekam mit der flachen Klinge eins auf den Mund.

Die fliegenden Fische schnellten sich in die Luft empor, um dem Königsrennen aus der Höhe zuzusehen, plumpten aber immer wieder in das Wasser. Die geharnischten Messerfische stellten sich in Parade aus, um dem Sieger ein Vivat auszubringen und ihm zu huldigen, wozu ein starkes Chor Knurrhähne oder gepanzerte Groppfische Tusch knurren wollte. Aber die Sternseher — auch eine Fischart — prophezeiten, dass aus der Königswahl nichts Gescheites herauskommen werde; die Rüsselfische und Murmelbrassen hielten sich abseits und waren der Meinung, ein König sei ganz unnöthig, und sie müssten von vorn herein seine Regierungsweise äußerst missbilligen, er möge regieren, wie er wolle. Die kleinen Stichlinge endlich machten schlechte Witze über alle Parteien und verspotteten unter sich die Schnellschwimmerei mit großer Lustigkeit.

Jetzt gab ein alter Zitterrochen durch einen Schlag seines elektrischen Schwanzes das allen zugleich fühlbar werdende Zeichen des Rennens, und da schossen nun die Fische hin, Hecht und Schleie, Barsch und Karpfen, Lachs und Steinbutte, Scholle und Neunauge, alles durcheinander. Die Scholle blieb zuerst hinter den andern zurück und sagte: »Was plag' ich mich? Langsam kommt man auch weit.« — Allen voran war der Hecht, der schoss zu, wie ein Pfeil. Plötzlich rief neben ihm eine spöttische Stimme: »Eile mit Weile, guter Hecht!« und wie der Blitz fuhr ein kleiner Fisch an ihm vorüber — und kam als der erste an das Königsziel.

Jetzt schrie alles: »Der Häring ist vor! Der Häring ist vor! Vivat hoch, der Häring soll leben! Vivat!«

Da präsentierten die Messerfische das Gewehr, und die Knurrhähne pullerten einen Parademarsch.

Das war eine Freude unter dem Fischvolke! Aber die Scholle, die ganz langsam hinter dem Zuge drein

schwamm, hörte nicht ganz deutlich, wen man so weit vorn als Sieger und König ausrief, und fragte einen Flunder, der ihr im langsam schwimmen Gesellschaft leistete: »Was schreien sie? — Wer ist vor?«

»Der Häring ist vor, schreien sie!« rief die Heilbütte oder der Flunder der Scholle etwas laut ins Ohr, worauf diese erwiderte, indem sie aus lauter Ärger und Misgunst ein schiefes Maul zog: »Na, schreie man nicht so, ich höre ja! — Der nackte Häring also? Der Lump, der nackte Häring!« — Von dieser Zeit an steht der Scholle das Maul immer schief.

Aber die Sternseher hatten recht gehabt; dem neuen Könige wurde das Regiment sehr schwer gemacht; und er vermochte sich nicht so recht zu behaupten; es gibt gar zu viele Königsfresser unter den Fischen.

23.

Die Schlange mit dem goldnen Schlüssel.

In einem Dorfe diente eine ehrliche Magd, die wartete gar fleißig und getreulich ihres Viehes; im Stalle aber, darin die Kühe ihres Herrn standen, wohnte eine Unke. — So heißen in manchen Orten die Schlangen oder Nattern. Manche Leute glauben, sie saugten Milch von den Kühen und tödteten sie, andere aber halten sie hehr und glauben, dass sie Glück und Segen bringen, wenigstens dem Vieh. —

Eines Tages kam die Schlange gekrochen und hub an zu sprechen: »Maid, Du bist fromm und gut und rein von groben Sünden. Du kannst mich erlösen, und thust Du das, so wirst Du sehr glücklich, und ich werde es auch.« — »Wie kann und soll ich Dich erlösen?« fragte die Magd.

»Wenn Du nach drei Tagen wieder in den Stall kommst,« antwortete die Schlange, »so wirst Du mich sehr lang gewachsen finden, und da musst Du Dich nicht vor mir graueln, vielmehr Dich bücken, dass ich mich Dir dreimal um den Hals schlingeln kann. Ich werde Dir ein goldenes Schlüsselchen in den Mund legen, das musst Du festhalten mit den Lippen, und mich darfst Du nicht abzuschütteln versuchen, sonst wäre es gefehlt, dann hätte ich umsonst gehofft.«

Alles geschah so, wie die Schlange gesagt hatte, aber leider auch das letzte. Am dritten Tage kam die Maid in den Stall, da war die Unke gräulich groß und lang, kroch der Magd zweimal um den Hals und war so schwer und eiskalt, und so ekelig — da graute es der Dirne, die doch erst Muth gezeigt hatte, fürchterlich — und sie schrie laut auf und schüttelte die Schlange, die ein goldenes Schlüsselchen im Maule hatte, von sich ab. Dieser entfiel alsbald das goldene Schlüsselchen, und sie sprach: »Unselige, um meine Erlösung hast Du mich, um Dein Glück hast Du Dich gebracht. Ich muss nun wieder hundert Jahre als Unke im Stalle wohnen, und die Dir beschert gewesenen großen Schätze, die ich hüte, sind Dir verloren.« —

Traurig verkroch sich die Schlange, und die zaghafte Dirne weinte.

24.

Die goldene Schäferei.

Es war einmal eine schöne Jungfrau, Ilsa geheißen, eines rauhen Ritters einzige Tochter, die liebte den Wald mit seinem Vogelgesang, seinen Blumendüften und seinem Quellenrieseln, und lustwandelte nur zu gerne mit ihrer alten Amme, der einzigen Pflegerin ihrer Jugend — Ilsas Mutter war nämlich früh gestorben — oder auch allein; denn es drohte ihr keine Gefahr, und sie fürchtete keine, weil sie nicht wusste, was Gefahr ist. Eines Tages ergieng sich Ilsa nun auch ganz allein im grünen Haine, der um ihres Vaters Burg sich zog, und in welchem uralte Bäume, malerische Felsen, geschmückt mit hohen Farnkrautstengeln und seltenen Pflanzen und Blumen gar anmuthig wechselten. Da gelangte die jugendliche Maid an eine Felsengrotte, welche ihr neu war, indem sie sich

nicht erinnern konnte, dieselbe schon früher einmal gesehen zu haben, oder ihr nahe gekommen zu sein. Aus dem Innern dieser Grotte klang ein melodisches Summen, wie von Windharfen, und dieses lockte Ilsa, immer weiter nach hinten in den trockenen Höhlengang hinein zu schreiten, der freilich immer enger und enger wurde, und folglich auch immer dunkler. Doch just da, wo der Grottengang am engsten und düstersten war, zeigte sich durch eine Spalte hindurch eine sanfte Helle und manches funkelnde Licht, und Ilsa widerstand nicht dem Drange, diesem Schimmer nachzugehen — sie zwängte sich durch die Felsenspalte hindurch und sah sich mit Staunen plötzlich in einer ganz andern Welt. Die Töne schwollen und rauschten mächtiger an ihr Ohr, der Schimmer wurde klarer, Blumenglanz leuchtete auf, aber alle Blumen waren von funkelnden Edelsteinen, und von andern grünen Steinen in mannigfaltiger Schattierung waren die Blätter. Kleine, höchstens zwei Fuß hohe Wesen wimmelten auf einer Wiese, ein zahlloses Völklein, und bald sah sich Ilsa von einer Schar derselben umringt und willkommen geheißen; denn zutraulich, vielleicht zudringlich sogar naheten ihr die kleinen Geschöpfe.

»Wer seid Ihr?« fragte Ilsa voller Verwunderung. »Nie sah ich, nie hörte ich von Euch!«

»Wir sind das Bergvolk, die Heimchen!« antwortete eines der niedlichen Wesen mit feinem, schrillenden Stimmchen, das in der That dem Laute einer Grille glich. »Dass Du uns nicht kennst, lass Dich nicht wundern. Nicht jeden Tag sind unsere Grotten aufgethan, nicht einmal zu jeder Stunde des Tages, an welchem ein Menschenauge sie zu erblicken vermag.«

»Nie hörte ich von einem Bergvolke, nie von Heimchen,« sprach Ilsa, die wie von einem Traume befangen stand.

»Lerne uns kennen, und Du wirst uns lieben!« versetzte der Sprecher dieser Unterirdischen. »Und liebst Du uns, so wirst Du eine der unsern werden, vielleicht unsere Königin!«

Königin! — wie dies Wort durch Ilsas junges Mädchenherz zuckte. Von Königinnen hatte Ilsa wohl gehört auf der Burg ihres Vaters; dass sie sehr reich und meist auch sehr schön seien, dass ihnen alles diene und gehorche, ja, davon hatte ihr die Amme viel erzählt. Warum hätte Ilsa nicht auch eine Königin werden sollen oder können? — Daher ließ sie sich willig leiten von ihren niedlichen neckischen neuen Bekannten und durchwandelte mit ihnen das unterirdische Reich, das mit allem Zauber sie umgab, mit aller Prachtfülle sie blendete, durch melodische Töne ihre Seele mit Entzücken füllte. Dazu das leise Gemurmel rollender Bäche, das ferne Rauschen von Wasserfällen, deren Flut nach dem Lichte der Oberwelt hindrängte, die milde Dämmerung, heller als Mondlicht und doch nicht so hell wie Sonnenlicht, alles befieng Ilsas Sinne, die ja noch halb ein Kind war; und die Freundlichkeit der Heimchen, mit denen sich so allerliebst spielen ließ, wie Ilsa glaubte, erregte in ihr den Wunsch, immerdar in diesem unterirdischen Reiche zu bleiben. Denn nach oben zog sie keine Liebe. Ihr Vater war ein rauher und finsterer Ritter, der sich niemals sonderlich um sie bekümmert hatte, und ihre Amme war alt und konnte sterben, dann hätte Ilsa ihre Tage ganz allein und freudenlos auf der einsamen, von den Menschen gemiedenen Burg ihres Vaters vertrauern müssen.

Und zu diesen Gedanken gesellte sich noch der Heimchen verlockendes Wispern und Flüstern: »Bleibe bei uns, so alterst Du nimmer! Immerdar blühest Du im Jugend-

schimmer. Jeder Tag wird Dir zum neuen Feste! — Was Du Dir wünschest — Dein wird das Beste!« —

So bestrickt und hingerissen erblickte Ilsa jetzt eine Herde Schafe, die freilich nicht größer als Lämmer waren, aber jedes derselben trug ein goldenes Vlies, und auch der kleine muntere Hund, der diese Herde umsprang, hatte Goldhaar. Einen Schäfer erblickte Ilsa nicht, wohl aber lag ein goldener Schäferstab am Boden.

Und da regte sich in Ilsa der Wunsch, diese Herde zu hüten, und sie dachte, da kannst Du ja die Heimchen sogleich auf eine Probe stellen, und sprach: »Wenn ich nun bei Euch bliebe, Ihr guten Heimchen, und wünschte, dass diese goldene Herde mein sei, und ich selbst sie hüten dürfte — würdet Ihr das mir wohl gewähren und erfüllen?«

Da scholl es »ja, ja!« von vielen hundert zarten Stimmchen, und nur das bedingten die Heimchen, dass Ilsa mit keinem Schritte wieder die Oberwelt betrete und der goldenen Schäferei mit Sorgfalt vorstehe, auf dass keines der unschätzbaren Schäflein verloren gehe. Dann übergaben sie ihr den goldenen Hirtenstab, schmückten ihn mit silbernen Bändern, und hießen sie mit lautem Jubel nunmehr als die ihrige willkommen.

Ilsa nahm nun in dem Reiche ihrer unterirdischen Unschuldswelt nichts mehr wahr von den vorübergleitenden Tagen, Monden und Jahren auf der Oberwelt, von der Jahreszeiten Wechsel und der Geschicke mächtiger Wandlung, welche die Herzen der Menschen bewegen. Droben war sie vermisst, verloren geglaubt, betrauert und dann vergessen worden. Ihre Amme war gestorben, ihr Vater war in einer Fehde gefallen, seine Feinde hatten seine Burg verheert und zerstört; sie starrte nur noch als ein öder Trümmerhaufen empor auf dem Bergesscheitel, den der Hain umgrünte. Aber es war längst nicht mehr der alte

Hain; dessen Bäume waren alle abgeschlagen worden, und jetzt grünte ein neuer Wald, und doch auch schon mit ziemlich starken Stämmen. Ilsa hütete immer noch ihre goldene Herde, spielte mit den kindlichen Heimchen, lernte von ihnen viel Heimliches aus der Natur und dem unterirdischen Reiche, und die Erinnerung an eine andere Welt, in der sie früher gelebt, war ihr wie ein Traum. Dennoch entschlief nicht diese Erinnerung, vielmehr begann sie mächtiger zu erwachen — zur Sehnsucht zu werden. Ilsa hatte allmählich wahrgenommen, dass dieses und jenes Heimchen auf der Oberwelt sich zu thun gemacht, während man ihr den Verkehr mit jener streng untersagt hatte — und allmählich gelangte sie dahin, Betrachtungen anzustellen, die ihr das bisher genossene harmlose Glück zerstörten.

Was nützt mich meine Herde? dachte Ilsa. Ich hüte sie, aber sie ist doch nicht mein; ich kann nichts mit ihr beginnen. Eine Königin des Heimchenvolkes sollte ich werden, so wurde mir vorgespiegelt, und das schroffe Gegentheil einer solchen bin ich geworden, eine arme Hirtin. Alles drängt nach oben, zum schönen herrlichen Sonnenlicht! Die Wurzeln sammeln nur Kraft im Erdenschoße, um diese hinaufzudrängen und zu treiben bis in der Bäume höchste Wipfelkronen. Die Quellen, die unterirdischen Wasser, nach außen hin drängen sie alle, brechen sich Bahn mit Ungestüm. Wo ist der blaue Himmel hin, den einst ich sah? Wo ist das Fächeln der Frühlingsluft? Wo ist der Kirchenglocken feierlicher Klang? Die Heimchen haben keinen Gott, keine Kirche und keinen Himmel. Ich aber will den Himmel wieder sehen — ich will, ich will!

Und nun offenbarte Ilsa den Heimchen ihre Wünsche. Diese ließen ihre Köpfe traurig hängen, sie ahneten alles, was und wie es kommen werde.

»Du verspracheſt uns, immer bei uns bleiben zu wollen«, wandten die Heimchen ein.

»Ihr verſprachet mir Erfüllung aller meiner Wünſche,« entgegnete Ilſa.

»Wir machten aber zur erſten Bedingung, daſs Du nicht zur Oberwelt zurückkehreſt,« erinnerten die Heimchen.

»Ich will auch nicht auf ſie zurückkehren!« ſprach Ilſa. »Ich will ſie nur wiederſehen, ſie und den blauen Himmel, und ihre wunderſamen Frühlingsdüfte athmen.«

»Dann biſt Du keine der unſern mehr,« warfen die Heimchen ein. »Berührt Dich nur der Lufthauch der Oberwelt, ſo verfällſt Du auch dem Loſe der ſterblichen Menſchen, welche dahinfahren wie der Wind; Du verblühſt, wirſt alt und ſtirbſt. Nur allein in unſerem Reiche blüht ewige Jugend.«

Ilſa ſchwieg — aber ſie trauerte — ihre Sehnſucht wurde immer ſtärker — ſie achtete ihrer goldenen Schäferei nicht mehr, nichts war mehr, was ſie erfreute, ſie ſprach mit keinem Heimchen mehr, und die Heimchen klagten: »Sie iſt für uns verloren, ſo oder ſo — laſst uns daher ihre Wünſche erfüllen.«

Ilſa trat in ihre hochgelegene Grotte, durch welche ſie eingegangen war in das Reich der Unterirdiſchen, an das ſonnige Licht des ſchönen Erdentages. Ach, wie mächtig war deſſen Strahl! Weithin flogen entzückt ihre Blicke über einen Theil des Gaues, in dem ſich ihre väterliche Burg erhob — doch ward es ihr bald ſeltſam zu Sinne. Der Sonnenſtrahl zitterte goldgrün durch die Baumwipfel, der Himmel lachte dunkelblau durch ſie herab; die alten Felſen waren noch die alten, aber die Bäume waren die alten nicht mehr — der gebahnte Weg, der Ilſa einſt nach der Grotte geführt, war nicht mehr; auf dem Waldboden des Haines war alles eine Raſendecke voll hohen Graſes.

Die goldene Schäferei.

Ilsa blickte zur Höhe, auf der sie das stattlich erbaute Vaterhaus mit Zinnen, Thürmchen und Erkern stehen wusste, empor — und erschrak; denn da war nichts, gar nichts mehr zu erblicken, als ein Rest der Umfassungsmauer, überragt von einer hohen grauen Warte, um deren zerbröckelte Zinnen Mauerfalken schwebten und kreischten.

»Was ist das?« fragte sich Ilsa. »Dünkt mein Verweilen drunten mich doch nur eine ganz kurze Zeit, und so viele Zeit ist darüber vergangen! Wie alt bin ich wohl dann?«

Ilsa blickte weiter; sie sah neu entstandene Ortschaften, neue Burgen in der Ferne; und andere, deren Lage sie sich genau erinnerte, waren nicht mehr.

Ilsa wagte nicht, ihren Fuß weiter zu setzen. Sie blieb in der Grotte — denn das hatte sie dem Volke der Heimchen gelobt, als ihr endlich mit Widerstreben erlaubt wurde, die Oberwelt wieder zu sehen — und weilte manchen Tag ernst und sinnend in derselben. Auch die kleine goldene Herde herauszuführen und sie auf der Matte vor der Grotte weiden zu lassen, wurde ihr gestattet, doch nur zu gewissen Tagen und Stunden, am ersten Tage des Maimondes, am Himmelfahrttage, am Pfingstsonntage, am goldenen Sonntage und am Johannistage, zur Mittagszeit, wann am höchsten die Sonne stand, oder in den Mitternachtstunden der Vorabende dieser geweihten Festtage. An diesen Tagen wandelte gern ein Theil der Bewohner jener Gegend auf die Berghöhen, wie es Sitte war schon aus alten heidnischen Zeiten her, und suchte Heilkräuter und grub zauberkräftige Wurzeln. Da geschah es bisweilen, dass Ilsa von den Menschen erblickt wurde, — sie, die den Menschen fremd geworden war, eine bleiche, ruhige und ernste Erscheinung im schneeweißen, nimmer alternden Kleide, — und manche sahen auch ihre goldene Herde, vermochten aber nie, wie

gern sie es auch gethan, ein Stück derselben zu erhaschen; denn der Hund hütete die Schafe mit den goldenen Vliesen gar wachsam, und so wie er den leisesten Laut gab, hob Ilsa ihren goldenen Hirtenstab, worauf augenblicklich Hund und Herde unsichtbar wurden.

Wenn gute und reine Menschen Ilsa erblickten und ihr furchtlos nahe traten, gab sie ihnen wohl auch auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, Antwort, doch nur auf ernste und die Ernstes bezweckten; bisweilen war ihre Rede auch doppelsinnig, oder warnend und abmahnend, oder prophetisch. Da erinnerte sich das Volk, dass vor grauen Zeiten schon in altheiligen Götterhainen weissagende Priesterinnen gewohnt, und nannte Ilsa nach jener Gesammtnamen eine Alraune. Solche Alraunen waren alle die weißen Jungfrauen, welche nach alten Sagen um verfallene Schlösser und in den Hainen der Burgberge wandeln und auf ihre Erlösung hoffen. Auch Ilsa hoffte auf ihre Erlösung aus dem Bann und Zauber der unterirdischen Welt und der unheimlichen Heimchen, in den sie selbst sich gegeben; sie wusste aber nicht, dass ihre Erlösung aus dem Heimchenbanne an schier Undenkbares geknüpft war.

Einst als Ilsa wieder im Dämmerlichte ihrer Felsengrotte saß und ihre Herde vor derselben weiden ließ, trat ein irdisches Weib auf die Matte, das war eine Bilbze oder böse Hexe, ein Weib, welches durch heimliche Zaubermittel Schaden that an Menschen und Vieh. Die rief Ilsa an und sprach: »Was weilest Du ewig einsam in Deiner Höhle hier oben, hohe Alraune? Geselle Dich doch wieder dem Geschlechte der Menschen zu! Fühle menschlich und theile mit Ihnen Lust und Leid! Liebe und werde geliebt!« — Trauervoll antwortete Ilsa: »Mich bindet mein Wort, sonst zög' ich gerne durch den Gau mit meiner Herde!«

»Du darfst nur wollen! Die Macht ist Dein!« rief die Bilbze. »Schlage mit Deinem Hirtenstabe gegen den Höhlenspalt in der Tiefe Deiner Grotte nur ein Kreuz, so schließt er sich alsbald für immer zu. Keines der Heimchen kann Dir folgen, und Du bist völlig frei.«

Noch zögerte Ilsa, ihres Wortes eingedenk, den Zauber zu üben, als ein Jüngling von großer Schönheit sich zeigte und sie ansprach: »Vertraue Dich mir an, schöne Jungfrau! Droben sollst Du thronen in Deiner Väter Burg, die ich neu erbaue. An meiner Seite sollst Du herrschen über diesen ganzen blühenden Gau. Diese Frau, welche zu Dir sprach, ist meine Mutter, und groß ist unsere Macht.« Ilsa schlug mit dem Stabe das Kreuz gegen den Höhlenspalt. Drinnen erscholl nicht mehr das sanfte Tönen, sondern ein klagendes Gewimmer des um seine goldene Herde betrogenen Heimchenvolkes. Die Bilbze stieß ein widrig gellendes Jubelgeschrei aus, und ihr Sohn stürzte sich mit Heftigkeit auf Ilsa zu und wollte sie in seine Arme schließen. Solches Thun war Ilsa fremd; ernst hielt sie dem Bilbzensohne ihren Stab entgegen und schlug mit ihm auch gegen den Jüngling ein Kreuz — das brach allen Zauber, und jener brach zusammen und zeigte häßliche abscheuliche Gesichtszüge, er, der so schön geschienen. Und auch die Bilbze stürzte nieder, wandte sich in Zuckungen und erschien ganz als ein häßliches gräßliches Hexenweib.

»Harre nur Deines Lohnes, Du Verruchte! Harre nur!« schrie die Bilbze, indem sie sich wüthend vom Boden aufraffte, rannte dann an Ilsa vorüber nach dem Grottengrunde und hielt die Springwurz an die Felsenspalte. Alsbald öffnete sich wieder das Reich der Unterirdischen, und die Bilbze schrie: »Heraus, Ihr Heimchen! Holt Eure Herde wieder, straft diese Wortbrüchige und Treulose! Straft sie mit ewiger Sehnsucht und ewiger Täuschung.«

Schon umwimmelten die Heimchen Ilsa in Scharen und drängten sich zahllos zwischen sie und die Bilbze sammt deren Sohn.

»Du bist und bleibst die unsere!« sprach der älteste des Heimchenvolkes. »Wann dereinst keine Glocke mehr klingt, keine Kirche mehr steht und böse Menschen wie diese Bilbze nicht mehr sind, dann schlägt Dir die Stunde der Erlösung; früher nicht! So lange harre und hüte. Den Erdentag schaust Du bis dahin nicht wieder, außer einmal je nach sieben Jahren! Da darfst Du außerhalb unseres Berges Dich sammt Deiner Herde zeigen.«

Und so geschah's; noch immer wird — alle sieben Jahre zur Mittagsstunde — auch diese so hart verwünschte Jungfrau sammt ihrer Herde erblickt, einsam, bleich und traurig im schneeweißen Kleide. Böse Menschen leben noch, und die Guten rufen noch die Kirchenglocken in die Tempel Gottes.

25.

Die verwünschte Stadt.

Auf hohem Alpengebirge lag eine große blühende Stadt, umgeben von hochragenden Bergzackenhörnern, die ewiger Schnee bedeckte; die Stadt aber lag auf einer weithingebreiteten sonnigen Matte, auf welcher zahlloses Vieh weidete; denn das Volk, das jene Alpen-Stadt bewohnte,

war ein Hirtenvolk, das fast ganz abgesondert lebte von den Bewohnern der tieferen Gegenden. Selten zog ein Wanderer oder ein Saumross die Gebirgspfade, die über jene Hochalpen hinweg nach Welschland führten, selten sahen die Bewohner jener Gebirgsstadt einen Fremdling.

Eines Tages aber sahen sie einen fremden Wanderer durch ihren Ort schreiten, eine hohe ernste Gestalt; sein Gesicht war bräunlich von Farbe, aber bleich mit langem Barte, sein Haar schwarz mit grau gemischt, sein langwallendes braunes Gewand mit einem Strick umgürtet, seine Fußbekleidung starke Schuhe, mit Riemen um die Knöchel befestigt. Müde schien der Mann und der Ruhe sehr bedürftig, aber er trug einen Fluch, dass er sich nicht setzen und weilen durfte, bevor ihn jemand sitzen und verweilen hieß. Die Bewohner der Hochgebirgsstadt sahen den fremden Mann mit einer eigenen Scheu an, und er flößte ihnen ein seltsames Grauen ein. Und der Mann gieng von Haus zu Haus und stand vor jeder Thüre und harrte, dass jemand zu ihm sage: »Sitze nieder und raste« — aber niemand sprach solche Worte, wohl aber sammelte sich des Volkes mehr und mehr und gaffte ihn neugierdevoll an. Und der müde Mann stand und seufzte.

Da trat der Stadtälteste heran, der zugleich ein Priester war, der sprach zu ihm: »Höre, Du fremder Mann, wer Du bist, das wissen wir und sehen es Dir an. Du bist kein anderer als der ewige Jude. Du bist verdammt, zu wandern ewiglich, weil Du dem Heiland der Welt auf seinem Gange zum bittern Kreuzestode die kurze Ruhe auf der Steinbank vor Deinem Hause zu Jerusalem versagt hast. Darum so hebe Dich von hinnen aus unserer Stadt, denn Du kannst allda nicht weilen, und wir können und dürfen Dich nicht hegen und herbergen, zu unserem eigenen Leid. Gehe mit Gott!«

Da öffnete der ewige Jude seine bleichen Lippen und sprach: »Ich werde gehen jetzt und Ihr bleibt, Ihr aber werdet vergehen und ich werde bleiben. Wann ich werde wieder kommen an diesen Ort, so werde ich hier finden zwar eine Stätte, aber keine Stadt; und wann ich werde kommen

zum dritten Male, so werde ich finden auch nicht mehr die Stätte, da Eure Stadt gestanden hat.«

Alle, die das Wort hörten, erschraken und traten scheu zur Seite, als der finstere Mann seinen Stab schüttelte und durch ihre gedrängten Reihen schritt und müden Ganges aus dem Orte wanderte, hoch hinauf in das unwirtbare Gebirge. Keiner von allen sah ihn wieder.

Seit diesem Tage wurde kein neues Haus mehr errichtet in jener Stadt — keine Herde mehrte sich — kein Kindlein wurde geboren — manches Haus starb bald aus — nach einer Reihe von Jahren standen viele Häuser ganz leer und verfielen.

Von den Bergen stürzten Lawinen herab und zerschmetterten die Häuser. Bergstürze ereigneten sich, und mächtige Felsblöcke lagen jetzt da, wo früher in den Straßen der Stadt ein reges, fröhliches Leben gewesen war. Die große weite Stadt war nach fünfzig Jahren ein Alpendorf mit weit und zerstreut von einander liegenden Häusern, mit dürftiger Nahrung, magern Herden, siechen Bewohnern. Sie kamen nicht mehr herab zu den tiefer gelegenen Ortschaften, und niemand stieg aus letzteren zu ihnen hinauf — und so wurde endlich droben alles wüst und leer — und über die letzten Todten wölbte sich kein Grabeshügel, sondern die brechenden Häuser begruben sie unter Trümmern; dann begruben Steinrutschen, welche im Alpenlande Muren heißen, wiederum jene Trümmer, oder Schlammbäche von den Berggipfeln quollen nieder und deckten alles zu.

Nach hundert Jahren kam der Wanderer wieder; an der Lage der Bergzacken umher erkannte er die Stätte, hohe Bäume waren aus den Trümmern gewachsen, hie und da stand noch ein Mauerrest; man konnte aber nicht mehr recht unterscheiden, ob es Felsen waren, oder Werke von Menschenhand. Mächtige Sträucher mit bunten Alpenblumen

waren da emporgeschossen, wo vordem Straße war, und Gras stand da, wo sonst der Menschen friedliche Wohnstätten gewesen.

Und der ewige Jude seufzte und sprach: »Was hat gesungen einst David, der König über Israel? Er hat gesungen: Wenn Du nach des Gottlosen Stätte sehen wirst, wird sie weg sein.«

Und hob den Fuß und wandelte wieder rast- und ruhelos über das Hochgebirge.

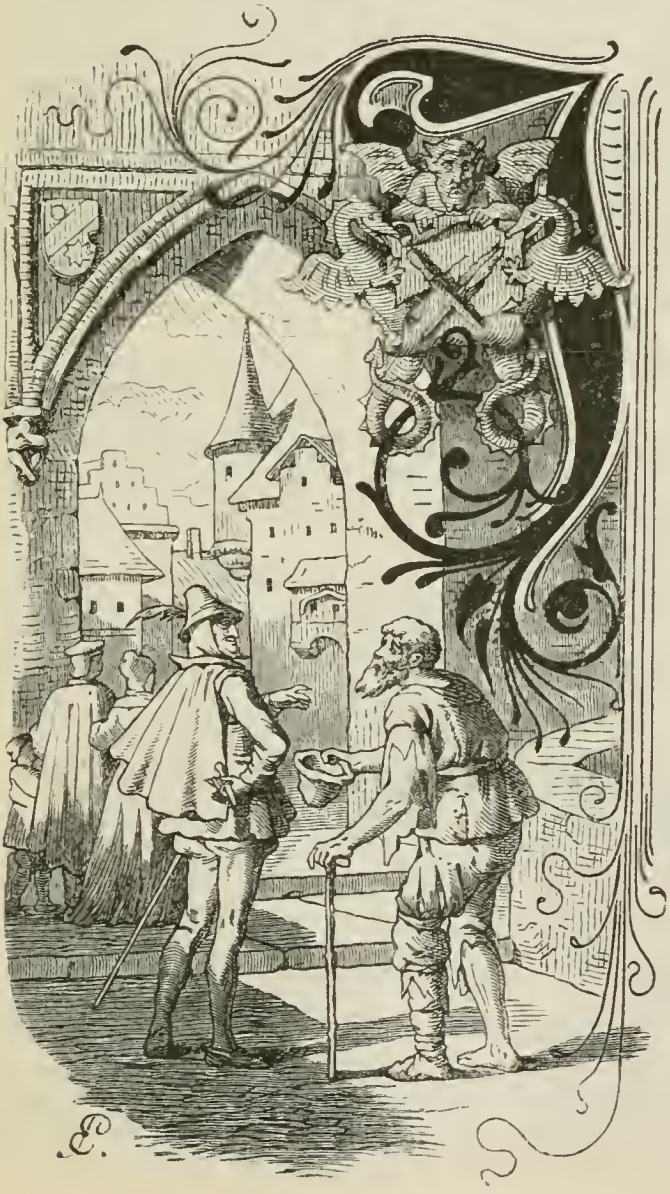
Und die Stätte jener Stadt blieb nicht dieselbe, wie sie gewesen; sie wurde immer öder, kahler, schauriger, doch ganz allmählich, und so langsam, Jahr um Jahr. Die Alpenblumensträucher giengen aus, das Gras verdorrte, es fiel in diesen hohen Berggegenden kein Regen mehr, es fiel nur Schnee, und der schmolz am Ende nicht mehr hinweg, auch wenn die Sommersonne am höchsten stand. Die Quellen, die von den höheren Spitzen des Gebirges früher als reizende Wasserfälle niedergerauscht, waren gefroren und bildeten über sich Decken von grünlichem Eis; sie wurden zu Gletschern, und diese Gletscher wurden größer und größer und schoben sich vor über die einst so herrlich grünen sonnigen Matten mehr und mehr und bedeckten sie ganz.

Und als der ruhelose Wanderer, nachdem abermals hundert Jahre vergangen waren, wieder hinauf kam auf das Gebirge, da fand und erkannte er die Stätte nicht mehr, auf welcher einst die blühende Stadt gestanden hatte, und that seinen Mund auf und sprach: »Erfüllt ist nun das Wort des Herrn, das er that durch den Mund des Propheten, seines Knechts: Ich will meine Hand über sie ausstrecken und das Land wüste und öde machen.«

Sprach es und wanderte weiter.

26.

Schab' den Rüssel.



In einer großen deutschen Stadt war einmal eine fürstliche Hochzeit, die herrlich ausgerichtet wurde. Da gab es Aufzüge und Feste und Lustbarkeit aller Art, da kamen auch Gaukler und Springer und Bettelleute über alle Maßen viel. Unter letzteren befand sich auch ein Bettler, der sein Almosenheischen als förmliches Gewerbe trieb. Gleichwohl hatte er an diesem Festtage kein absonderliches Glück,

denn jeder hatte mit sich zu thun; man lief, man rannte, man stieß und wurde gestoßen, drängte und wurde gedrängt, gaffte und schaute, und hatte keine Zeit, den Säckel zu ziehen; war auch selbiges gar nicht angerathen, denn wenn eine fremde Hand den Säckel wegriss, so war er da gewesen. Das wurmte aber den Bettler über die Maßen, dass er an dem Tage, an welchem er sich just eine große Ausbeute an reichlich fallenden Almosen versprochen hatte, so gar nichts erhielt, und er murrte unwillig vor sich hin: »Ist denn die ganze Stadt ein Dürrhof geworden? Da muss der Donner hineinfahren und der Teufel drin sitzen! Ei, so wollt ich doch lieber den Teufel um ein Almosen angehen, als Euch Geizdrachen und Hungerleider! Wie viele Gebete habe ich nicht schon heute gesprochen, wie viele Litaneien herunter gehaspelt und nicht einmal Gelegenheit gehabt, zu sagen: Küss' die Hand, Euer Gnaden, vergelt's Gott!«

Während der Bettler so murrte, gieng ein kleines, hinkendes Männlein in einem grünen Sammtröcklein an ihm vorüber, das trug einen schwarzen spanischen Hut und darauf eine rothe Feder und schaute sich halb um nach dem Bettler, wobei ein scharfblitzendes Auge und eine sehr stattliche, stark gebogene Adlernase sichtbar wurde. Der Bettler vergaß auf der Stelle seinen Vorsatz, niemanden an diesem Tage ferner anzusprechen, schritt vielmehr dem kleinen Grünrock nach, drängte sich an ihn, hielt ihm seinen Schlapphut vor und begann seinen Bettlerspruch in Form eines Stoßgebetes. Der Grünrock zog ein grimmiges Gesicht und rief mit heiserer Stimme dem Bettler zu: »Halte gleich Dein Maul, Du Lump! Mit solcherlei Redensarten gewinnst Du mir absolut nichts ab. Du weißt nicht einmal, wen Du um ein Almosen angehst, und hast's doch vorhin gelobt!«

Schab den Rüffel.

Mit diesen Worten schritt der Grünrock in einen Straßenwinkel, in welchem man freier stehen konnte, weil das Volksgewimmel in der Straße rastlos vorüber wogte, und der Bettler folgte ihm, weil er sah, dass der Grüne in die Tasche griff, auf alle Fälle, um aus derselben eine Gabe für ihn hervorzuholen. Dieses that letzterer denn auch; er zog eine kleine eiserne Raspel mit kurzem Holzstiele hervor und sagte: »Dies kleine Werkzeug kann und wird all Deiner Noth ein Ende machen, wenn Du meinem Rathe folgen willst. Du brauchst damit nur einmal über die Lippen zu streichen und zu sagen: Schab' den Rüssel, so fällt Dir ein Goldstück vom Maule. Da aber nach dem Sprichwort umsonst nur der Tod ist — und das Sprichwort übrigens auch noch lügt, denn der Tod kostet das Leben — so wirst Du es billig finden, dass ich auch von Dir einiges begehre.«

»Was Euer Gnaden nur befehlen; ich stehe zu Dienst!« rief vor Freude zitternd der Bettler und blickte unverwandt nach der neuen eisernen Raspel.

»Du darfst erstens keine Reimgebetlein mehr sprechen, überhaupt hinfüro weder beten noch betteln, darfst in keine Kirche gehen, darfst nicht heiraten, und nach sieben Jahren muss Deine Seele mein sein. Wenn Dich jemand mit Schimpfreden antastet, wenn einer Dir was nachredet, das Dir übel gefällt, dann ziehe nur diese Raspel aus der Tasche und sprich, ohne sie an Deine Lippen zu bringen: Schab' den Rüssel, so wird sie jenen Dir übelwollenden dermaßen über das Maul fahren, dass sie selbiges dann ganz sicherlich halten werden.«

Obwohl der Bettler nun merkte, wer dieser gewisse Grünrock war und ihn eine Gänsehaut bei dieser Wahrnehmung überlief, so erschien ihm das Anerbieten doch so übel nicht, denn Geld war ihm das Höchste, und um seine

Seele hatte er sich nie sonderlich bekümmert. Gebet und Kirchengehen zu meiden, fiel ihm auch nicht schwer; denn bei seinen Gebeten, die er beim Betteln nur so herleierte, hatte er sich niemals etwas gedacht, und sein Kirchenstand war immer außen, vor den Kirchenthüren gewesen. Er sagte also zu, und der Grünrock sagte, er wolle am andern Morgen zu ihm kommen und die Verschreibung mitbringen, zur Unterschrift — um Lebens und Sterbens willen; denn etwas roth auf weiß müsse er haben, und wenn der Bettler den Pact nicht gewissenhaft halte, so verfalle die Seele dem Grünen dann alsbald. Das Kunststück mit dem Schab' den Rüssel, um Geld zu erzielen — setzte der Grüne noch hinzu — kann des Tages nur einmal, und zwar blos früh nüchtern ausgeübt werden.

Der Grünrock hinkte hinweg und verlor sich bald unter dem Volksgewimmel, der Bettler aber hielt beständig die Hand auf seiner linken Hosentasche, in welche ihm jener die Raspel gesteckt hatte, dass nicht etwa ein Taschendieb sie ihm stibitze, gieng gegen seine Gewohnheit diesen Abend in kein Wirtshaus und konnte vor Erwartung die ganze Nacht nicht schlafen. Er hatte sich die Raspel in einem Tüchlein um den Hals gebunden, um ja nicht darum zu kommen.

Mit dem Morgengrauen war er schon auf, holte eine Schüssel, zog die Raspel hervor, strich sie über seinen breiten Mund und sprach: »Schab' den Rüssel!« — Plautz! plumpte ein funkelnagelneuer Kremnitzer Ducaten klingend in die Schüssel — indes fuhr zugleich etwas Haut von der Lippe. Aber der Strolch achtete nicht den Schmerz; er arbeitete wie ein Schlosser mit der Feile auf seinem Munde herum: »Schab' den Rüssel, schab' den Rüssel, schab' den Rüssel!« — das gieng ganz flott, und es fiel förmlich ein goldener Regen in die Schüssel.

Jetzt blutete dem Raspelkünstler der Mund ziemlich arg, und da kam der Grünrock und hatte ein Pergament und eine frisch, aber verkehrt geschnittene Feder, die tauchte er auf seines Mannes blutende Lippen wie in ein rothes Tintenfass, und jener musste seinen Namen unter den Vertrag setzen, worauf alsbald der Grüne wieder verschwand und den Pact mit sich hinweg nahm. Zuvor aber ließ er ein Büchschen mit Lippensalbe zurück — die mehr nach Schwefel als nach Rosenöl roch — um die kleinen Wunden zuzuheilen, und fügte noch die Warnung hinzu, nicht gar zu häufigen Gebrauch von der Raspel zu machen, sonst werde der Raspler stetig ein böses Maul haben, und mit nichts mehr, als mit einem solchen, mache man sich verdächtig und werde gar nicht gern gesehen.

Andern Tages hatte der Goldmund einen gräulichen Grind auf seinen Lippen, aber er hatte, seiner Meinung nach, noch lange nicht genug Kremnitzer Ducaten, fieng daher aufs neue an, seinen Rüssel zu schaben, dass es nur so in die Schüssel prasselte; er litt freilich dabei abscheuliche Schmerzen, und die Lippen schwollen ihm auf, wie zwei braune, theilweise beim Braten zerplatzte Leberwürste, aber er gewann doch vieles Gold. Er konnte nur mit verbundenem Munde ausgehen, gieng indessen doch abends in ein Zechhaus und ließ einige seiner Goldvögelein fliegen, schlemmte und war fröhlich mit seinen vormaligen Bettelbrüdern. Gleichwohl spotteten diese ihn aus über sein Schwartenmaul; er müsse des Teufels Großmutter geküsst haben, sagten sie. Als ihn das ärgerte, so zog er die Raspel hervor, sprach heimlich und leise: »Schab' den Rüssel«, und plötzlich tanzte unsichtbar die Raspel dem Zechgesellen, der den Witz gerissen, auf den Lippen herum — ohne dass aber Gold herunterfiel — dass derselbe vor Schmerz laut aufschrie; worauf sich jener zurückzog und sich selbst das

Wort gab, fortan solche gemeine Gesellschaft zu meiden. Er ließ nun die Raspel, so viel er's irgend aushalten konnte, auf seinem Munde fleißig arbeiten und begann den Aufbau eines neuen Hauses, den er eifrig betrieb. Über die Thüre ließ er schreiben »Zum Schab' den Rüssel«, und nahm den vornehmen Namen Chrysostomus an, welcher zu deutsch Goldmund lautet.

Herr Chrysostomus zum Schab' den Rüssel wurde immer reicher und reicher, und es war nur schade, dass er stets mit verbundenem Munde gieng, weshalb sich die Mär im Volke verbreitete, sein Mund sei kein Mund, sondern ein kleiner Saurüssel, aber von Golde, davon schabe er immer fort ab, und daher rühre sein Reichthum. Weil er nun keinem Armen etwas gab, so kam die Redensart auf, die sich hernachmals im ganzen deutschen Reiche verbreitete, die jeden geizigen Reichen einen schäbigen Mann nennt.

Herr Chrysostomus zum Schab' den Rüssel lebte herrlich und in Freuden; wer ihm was zuwider that oder sagte, den ließ er tüchtig von der Raspel bearbeiten, so dass alle auf der Stelle das Maul hielten.

So giengen die sieben Jahre herum, und da kam der Grünrock wieder, willens, nun die verfallene Seele in Empfang zu nehmen. Der Thürsteher des Herrn Grafen Chrysostomus von und zum Schab' den Rüssel wollte den Grünen nicht zu seinem Herrn lassen, weil er ihn für einen vacierenden Jäger hielt; der kleine Grünrock aber unterstellte dem großen Thürsteher ein Bein, dass er hinplumpte wie ein Russsack.

Seine Erlaucht, der Herr Graf, lagen auf dem Sofa, lasen die Zeitung, hatten neben sich etwelche Fläschchen Ungarwein stehen und rauchten türkischen Tabak, als der Grünrock in das herrlich ausgeschmückte Spiegelzimmer trat.

»Was gibt's? Was soll es?« frayten der Herr Graf in übler Laune, dass jemand sich unterfieng, unangemeldet einzutreten. »Man wende sich an den Kammerdiener!«

»Habe mit Dir selbst zu sprechen, mein Werteſter!« entgegnete der Grünrock. »Deine Zeit ist um! Hier ist der Pact. Auf, zum Abmarsch! Jetzt heißt es nicht mehr Schab' den Rüſſel, sondern Schab' ab!« —

Seine Erlaucht, der Herr Graf von und zum Schab' den Rüſſel, setzten ein viereckiges Lorgnettenglas, das an einer Schnur hieng, vor das rechte Auge und blinzten damit nach dem Grünrocke hin, indem Hochdieſelben einmal gähnten und dann sprachen: »Was? Zeit? Pact? Abmarsch? Schab' den Rüſſel! — Dummheit!«

Sowie des Herrn Grafen Erlaucht das Wort »Schab' den Rüſſel« aussprachen, fuhr die Raspel dem Grünrock über das Maul und raspelte dieses, dass ihm Hören und Sehen vergieng. Der dumme Teufel — kein anderer war der Grünrock — hatte vergeſſen, die Eigenschaft des Rüſſelschabers dieſem nicht als eine allgemeine zu verleihen. Der Herr Graf trommelten mit den Fingern der linken Hand auf dem Tisch einen Schottischen im Zweivierteltakte und brummten dazu:

Schab' den Rüſſel, schab' den Rüſſel, schab' den Rüſſel! Hopsasa!
Schab' den Rüſſel, schab' den Rüſſel, schab' den Rüſſel! Trallala!

und dem Teufel wurde übel und weh bei dieſem Tanze; er schrie, dass das ganze Haus zum Schab' den Rüſſel erbebte, und endlich fiel er auf die Knie und bat des Herrn Grafen erlauchte Erlaucht fußfällig um Gnade und Einhalt.

Des Herrn Grafen Erlaucht bliesen dem Teufel eine Wolke von türkischem Tabakdampf in das Geſicht und streckten, ohne ihre liegende Stellung zu verändern, ihre

Hand aus, indem sie nur die zwei Worte sagten: »Meinen Pact!« worauf der Teufel den Pact hinreichte. Der Herr Graf überzeugten sich, dass es der rechte sei, und nicht etwa ein untergeschobener, dann zerrissen Hochdieselben ganz gemächlich das Pergament mit ihrer rothen Namensunterschrift und sprachen: »So mag es gut sein! Sei so gut, wische Dir das Maul, und triff das Loch. Die Raspel aber lässt Du mir zum Andenken.« »Halte Dein Maul, alberner Narr!« unterbrach ihn der Teufel, »das hättest Du eher sagen müssen. Der Pact ist zerrissen, und die Raspel ist wieder mein. Für solch ein unschätzbares Werkzeug, wie sie, bekomme ich ganz andere Seelen, wie die Deine ist, Du Lump! O, dass ich an Dich könnte! Aber harre nur, und wehe Dir, wenn Du einst doch zu mir kommst — da will ich auch sagen, an dem Orte wo Heulen und Zähneklappern ist: Schab' den Rüssel!«

27.

Der redende Esel.

Auf einem hohen waldreichen Gebirge hauste ein mächtiger Berggeist, der gerne die Menschen neckte, die Bösen häufig tückte und ihnen allerlei schlimmen Schabernack spielte, guten Leuten aber hilfreich war, wenn auch seine Hilfe einen absonderlichen Beigeschmack hatte und allerlei Schrecken oder Angst vorhergieng, ehe die Hilfe eintrat. So schritt einst ein armer Händler mit vielen Glaswaren, die er in einer auf dem Gebirge gelegenen Glashütte zum Weiterverkauf eingehandelt hatte, von den Bergen zu Thale und berechnete, wie jenes Milchmädchen in der Fabel, den

Gewinn, den er aus seinen Gläsern ziehen wollte. So viel aus den Kolben und Retorten, die ein Apotheker bestellt hatte, der das Doppelte des Einkaufpreises bezahlen sollte, so viel an den runden Lichtkugeln für die Werkstätten der Schuhmacher, so viel an Wein- und Wasserflaschen, wie die Gastwirte bedürfen — und da kam ein hübsches Gewinnsümmchen heraus; auch war der Glaser klüger, als jenes Milchmädchen, er hüpfte nicht bei dem Gedanken an seinen Gewinn in die Höhe, sondern achtete auf seinen Weg, der ziemlich steil und uneben war, und auf seine Last, die nicht leicht war.

Unsichtbar begleitete den Glasmann der Berggeist und hörte dessen im Selbstgespräche laut ausgesprochene Gedanken; da nun der Mann auf etwas mehr Gewinn sann, als ihm eigentlich gebürte, so war der Geist gleich darauf bedacht, ihm einen Possen zu spielen und einen Schrecken in die Glieder zu jagen. Er verwandelte sich eine Strecke voraus in einen alten, glatt abgesägten Baumstrunk unterhalb einer recht steilen Wegstelle, die man mit Recht eine Kniebreche nennen konnte, in einen Strunk, der so recht einladend zum Ausruhen dicht am Wege stand. Der Glasmann wandelte vorsichtig an der steilen Stelle nieder, und es wurde ihm dieses Abwärtssteigen mit seiner Last ungleich beschwerlicher, als wenn er bergan hätte steigen müssen; daher that ihm noth, ein wenig auszuruhen, und da erblickte er den alten Baumsturzel und setzte sich sammt seiner Glaskraxe darauf. In diesem Augenblicke verschwand der in den Strunk verwandelte Berggeist, und der Glasmann stürzte hart zu Boden sammt seiner Last, und die Glasware zerklirrte in tausend Scherben. Nicht *ein* Stück blieb ganz.

»Ach Gott! Ach Gott!« schrie der Glashändler und gerieth ganz außer sich. Welch ein Schrecken, welch ein

Verluſt! Der Mann geberdete ſich, als ob er ſich das Leben nehmen wollte. Anderes Glas holen konnte er nicht, denn er hatte kein Geld mehr, und auf Borg gaben ſie

ihm nichts in der Glashütte. Sein ſauer verdientes Biſschen Geld, das er in neuen Glaswaren angelegt hatte, — hier lag es in Scherben.

Da ritt ein junger Geſell auf einem Eſel pfeifend und ſingend vom Gebirge nieder, der ſtieß auf den

jammernden Mann und fragte ihn, warum er so weine und klage? Dem erzählte nun jener das ihm widerfahrene Unheil, und der Wanderer fragte ihn, wie hoch er seinen Verlust und Schaden anschlüge?

»Ach, acht bis neun Thaler zuversichtlich sammt dem, was ich an der zerbrochenen Ware hätte verdienen können!« rechnete jener seufzend aus.

»Ich möchte Dir gern helfen, armer Tropf,« sprach der Eselreiter, »aber ich habe selbst kein Geld. Doch weißt Du was, da drunten im Thale wohnt ein Müller, der ist ein Schalk und zugleich ein Gastwirt; er misst, dass den Kunden die Augen übergehen, und ebenso unchristlich misst und schnürt er auch, wenn jemand bei ihm einkehrt. Er ist die Habsucht und Gewinnsucht selbst, und zur Strafe soll der Dir Dein Glas ersetzen.«

»Wie wäre es möglich, dass ein geiziger und habsüchtiger Mann dies von freien Stücken thäte?« fragte der Glashändler, indem er neben dem Reitenden weiter schritt und gefällig da, wo es steil hinabgieng, dessen Esel am Zaume führte.

»Von freien Stücken?« fragte mit höhnischem Lächeln der Reisende. »Nein, mein guter Geselle! Von freien Stücken thut es der Müller nicht, des bin ich sicher. Aber er muss es dennoch thun. Wir wollen ihm meinen Esel verkaufen, der ist unter Brüdern seine zehn bis zwölf Thaler wert; wenn er nun für neun Thaler den Esel bekommt, so schlägt er freudig auf den Handel ein und gibt uns noch obendrein frei Zeche.«

«Ja — aber — lieber Herr« — fragte der Glasmann kleinlaut, — »Ihr wollt doch nicht — Euren Esel — mir zu Liebe —?«—

»Dem Müller verkaufen?« ergänzte der Reiter. »Ei warum denn nicht, mein guter Geselle? Darauf kommt es mir nicht an; ich weiß noch mehr Esel.«

Der Glasmann gab sich nicht sogleich dem Glauben an das in Aussicht gestellte Glück hin. Es schien ihm ganz unglaublich, dass ein Mensch, der, wie er selbst gesagt, kein Geld hatte, zu seinen Gunsten sich eines schätzbaren Esels berauben werde — er wusste freilich nicht, dass der Eselbesitzer kein anderer war, als der neckische Berggeist, der ihn erst zu Fall gebracht und seinen Schaden verursacht hatte.

Bald war die Mühle erreicht; der Müller stand schon in der Thüre und freute sich, die Fremden kommen zu sehen; auch blickte er mit Wohlgefallen auf den stattlichen, äußerst gut genährten Esel hin. So glatt und kräftig, wie dieser, sahen die Esel in seiner Mühle keineswegs aus. Die Gäste ließen sich Brot und Wurst und Bier geben, ein Wort gab das andere, der Glaser erzählte sein Unglück, und der Müller wollte sich vor Schadenfreude todt darüber lachen; er lachte, dass er sich seinen kugelrunden Bauch halten musste, und dass er förmlich stäubte.

Das verdross und ärgerte den Glasmann über alle Maßen, doch bedeutete ihn ein Blick des Reisenden, sich ganz ruhig zu verhalten.

Als der Müller genug gelacht hatte, nahte der draußen vor der Thüre angebundene Esel des Fremden, worauf der Müller das Gespräch alsbald auf diesen lenkte. »Ein hübscher Kerl, fürwahr, Euer Esel! Wie alt?«

»Vier Jahre!«

»Wie theuer?«

»Nicht feil!«

»Schade! Ich hätt' ihn brauchen können; vorige Woche ist mir einer zugrunde gegangen.«

»Werdet ihn zu gut gefüttert haben, Müller!« stichelte der Fremde.

»Oho — justement das Gegentheil!« verschnappte sich der Müller.

»So? Da sollte mich mein Esel dauern, wenn er in Eure Hände käme. Mein Esel ist gewohnt, gut zu essen.«

»Ja doch!« verbesserte sich der Müller. »Bei mir soll es ihm auch nicht fehlen. Ich wollte nur sagen, dass der meine nicht mehr fressen wollte und deshalb darauf gieng. Ich geb' Euch sieben Thaler.«

»Oho! Weiter fehlte mir nichts!« spottete der Eselbesitzer. »Wo denkt Ihr hin, Müller? Solch ein prachtvoller Esel und sieben Thaler? Pfui! Nicht um zwölf ist er mir feil.«

Im Müller erwachte eine wahre Eselhabsucht. »Acht Thaler geb' ich!« rief er, fuhr in die Tasche und klingelte mit hartem Gelde.

»Gebt elfe, und der Handel ist gemacht!«

»Nein! Neun!« schrie der Müller. »Das ist mein letztes Wort.« —

»Und mein letztes ist zehn, dabei bleibt es, und freie Zeche,« sprach der Eselbesitzer.

Der Müller kraute sich hinter den Ohren, wollte noch abdingen, aber der Fremde blieb unerschütterlich.

»Freie Zeche und zehn Thaler, nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig, nicht einen Heller weniger!«

»Ihr seid ein Mann von Stein!« klagte der Müller. —

»O ja, sagt doch lieber von einem ganzen Gebirge!« höhnte der Fremde.

Der Müller musste den Esel haben und zählte ächzend und krächzend zehn Thaler auf den Tisch, aber keineswegs in harten Thalern, sondern in eitel Groschen und verschimmelten dünnen Zweigroschenstücken, sogenannten Blechkappen, an denen Mehl und Grünspan hiengen. Vergnügt strich der Fremde, nachdem es einigemale überzählt war, das Geld ein, that es in ein ledernes Beutelchen und legte dasselbe in die Hand seines Begleiters, als der Müller voller Freuden

bereits hinaus gerannt war, seinen Esel in den Stall zu führen. Der Glasmann war ganz überrascht über die Gabe, wollte danken, aber der Fremde sprach: »Spar allen Dank! Neun Thaler war ich Dir schuldig, den zehnten nimm für Deinen Schreck. Jetzt gehe in den Stall und schaue, was

der Müller treibt, und fahre wohl! Wenn der Müller fragt, wo ich hin sei, so sage ihm nur, ich sei über die Höhe«.

Der hoch erfreute Glasmann nahm seine Scherben-Kraxe auf den Rücken und verfügte sich über den Hof nach dem Stalle, wo der neugekaufte Esel bereits abgezäumt an der Krippe stand; mit eigener Hand hatte der Müller diesem frische Heide untergestreut und trug jetzt ein großes Bündel duftiges zartes Gebirgsheu im Arme, das er dem Esel in der Krippe ausbreitete.

Wie wunderte sich aber der Glasmann, und wie heftig erschrak der Müller, als der Esel den letzteren mit einem unaussprechlichen Blicke ansah, mit dem Kopfe schüttelte und mit den langen Ohren bedenklich wackelte, heißen Odem ausstieß und endlich das breite Maul aufthat und mit tiefer Stimme sprach: »Du juter Mensch, juter Müller — es thut mir leid, aber ich esse kein Hahaheu! Ich esse nur Jebibobackenes und Jebribrobratenes!«—

Voll Entsetzen stürzte der Müller aus dem Stalle, rannte den Glasmann an der Thüre fast über den Haufen und schrie: »Der Teufel ist im Stalle! Wo ist der nichtsnutze Kerl, der mir einen Spuk verkaufte?«

»Der ist über die Höhe!« rief der Glasmann und lachte jetzt so sehr, als vorhin der Müller über ihn gelacht hatte.

Der Müller rief alle seine Leute zusammen und schrie immerfort vom redenden Esel; denn da er nicht weit in der Welt herumgekommen war, so war es ihm etwas ganz Unerhörtes, einen Esel reden zu hören; seine Leute aber glaubten, er sei übergeschnappt. Jetzt führte er sie alle nach dem Stalle, den Esel zu zeigen; aber siehe, an dessen Stelle hieng eine Schütte Stroh an der Halfter vor der Eselskrippe, und der Müller versicherte hoch und theuer, dass er selbst ein geschlagener Esel sei.

Der Glasmann aber gieng seine Wege, segnete den Berggeist und gönnte von Herzen dem schadenfrohen Müller den eigenen Schaden und Ärger.

28.

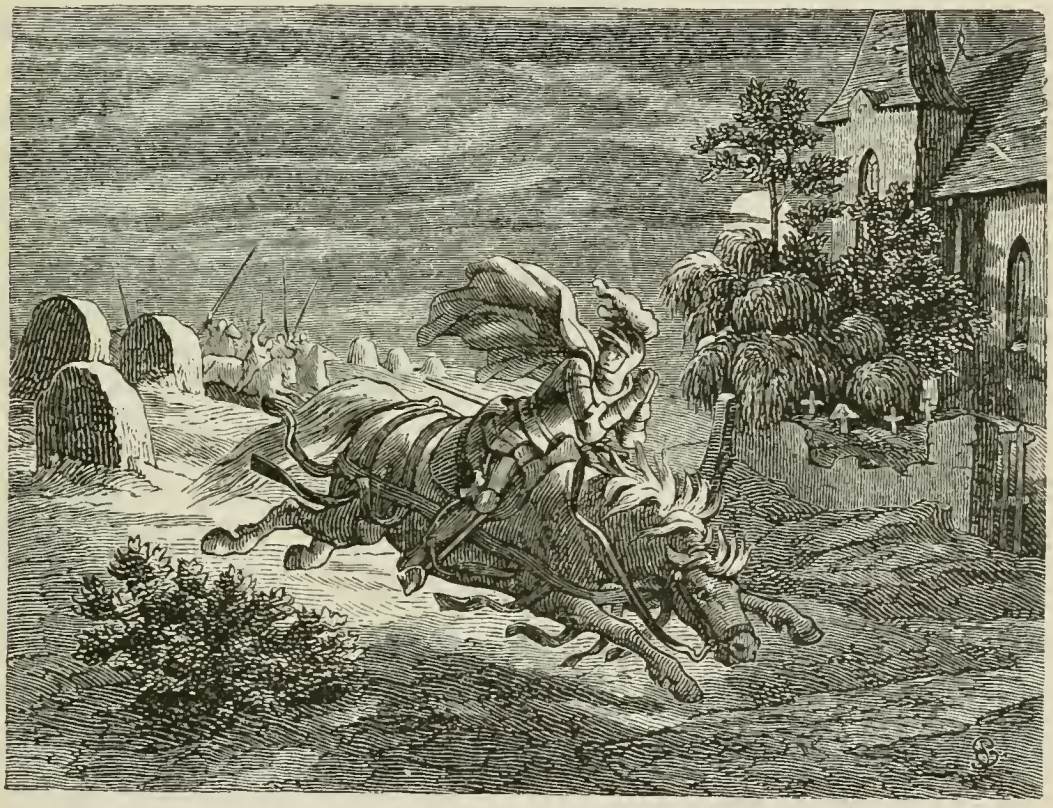
Der fromme Ritter.

Es war einmal ein tapferer Rittersmann, der war gar ehrbar und fromm, mannlich im Streite, gottesfürchtig daheim. Wenn er von seiner Burg auszog, oder zu ihr hinritt, führte ihn der Weg jedesmal über einen großen Leichenacker, auf welchem schon in uralten Heidenzeiten die Todten aus dem ganzen Gau verbrannt worden waren, deren Asche man dann in hohen Hügeln beisetzte; später war dort eine Schlacht geschlagen worden, und man hatte die in derselben Gefallenen ebenfalls an Ort und Stelle beerdigt; in der christlichen Zeit war eine Gottesackerkirche dorthin gebaut worden, und eine Anzahl naheliegender Dorfgemeinden begrub nahe derselben, wo auch der Weg nach des Ritters Burg vorüberführte, ihre Verstorbenen. — So oft nun der fromme Ritter zum Kampfe ritt oder heimkehrte, sprach er jedesmal, wenn er an der Todtenkirche vorüberkam, ein Gebet für die Ruhe der Todten.

So ritt er furchtlos und gottgetrost zu jeder Tages- oder Nachtzeit über den stillen Leichenacker, im Dunkel der Nacht oder im klaren Mondscheine, der die weißen Grabsteine hell beleuchtete und mit seinem Silberschimmer die seitwärts gelegenen, uralten grünen Hünenhügel überspann.

Eines Tages war der fromme Ritter auch ausgezogen und hatte seine Geschäfte verrichtet, als ihm gegen Abend eine feindliche Schar auf seinem Heimwege in einem Hinterhalte auflauerte und ihn plötzlich mit Macht angriff. Zwar fürchtete er sich keineswegs, zog vielmehr seine gute Wehre und vertheidigte sich tapfer gegen seine Widersacher; allein er war nur ein Mann, und jener waren viele, daher blieb

ihm nichts übrig, als Flucht, zu der er rasch sein treues Roſs wendete. Aber alsbald war die ganze Schar seiner Verfolger hinter ihm her, mit wildem Geschrei und Toben, und der fliehende Ritter musste auf Tod und Leben reiten; es war eine wilde Jagd. Da erreichte der Fliehende das Todtenfeld, darüber reitend er so oft gebetet hatte:



»Aus der Tiefe rufe ich Herr zu Dir!« Die Worte des einhundertundeinunddreißigsten Psalms, den man für die Ruhe und den Frieden der Toten betet und zur Vergebung der Sünden. Diesmal aber vermochte der Ritter nicht, den ganzen Psalm zu sprechen, er sprach nur in seiner Angst: »Aus der Tiefe — aus der Tiefe —«

Und siehe, da stieg es aus der Tiefe — aus den Männergräbern scharenweis, die bleichen Gerippe, die hohen Hünen, die entschlafenen Mannen, und sie hoben bewehrte

Arme und standen zwischen dem fliehenden Ritter und zwischen seinen Feinden und Verfolgern, eine beinerne Mauer, und jenen ergrauſete die Seele, und die Rosse scheuten und sprangen, sich bäumend, zurück und wendeten sich zur Flucht.

Sicher kam der fromme Ritter zurück nach seiner festen Burg, und nie wieder wagten seine Feinde, ihm aufzulauern. Die Todten, für die er gebetet, hatten ihn dankbar und treu geschirmt.

29.

Der wandernde Stab.

In ein Wirtshaus auf einsamer Heide im Norden trat eines Tages ein Mann von ernstem Aussehen. Sein Gesicht war fahl und grau wie Asche, und sein Gewand war braun, wie frische Graberde. In der Hand trug er einen Stab von festem dunklen Holze. Diesen Stab stellte er in eine Ecke der Wirtsstube. Im Wirtshause wohnte nur eine alte Frau mit einem Knaben von etwa vierzehn Jahren, nebst einem Knechte und einer Magd. Diese beiden Leute waren draußen beschäftigt; in der Wirtsstube war sonst niemand anwesend als die Wirtin und ihr junger Sohn.

Der düstere Wanderer heischte einen kleinen Imbiss, und die Wirtin gieng, diesen herbei zu holen. Der Wanderer blieb allein mit dem Knaben, aber er beachtete den letzteren nicht, sondern trat an ein Fenster, das gegen Morgen gerichtet war und seufzte und stand lang daran und starrte hinaus, über die öde Fläche des Heidelandes.

Der Knabe betrachtete unterdes mit Neugier den Stab des Fremden. Am Handgriffe dieses Stabes war mit Silberstiften die Figur eines Kreuzes also eingeschlagen.

. . . . . .

Diese Stifte glänzten gar hell, wie neu, und dieser Stock reizte den Knaben; seine Neugier wandelte sich in Habgier um. Scheu blickte er nach dem Fremden, der unbeweglich an dem Fenster stand — scheu streckte Jakob — so hieß der Wirtin junger Sohn — die Hand nach dem Stabe aus. Gleich daneben stand eine alte hohe Wanduhr mit braunem, geschnitztem Gehäuse. Leise drehte Jakob am Thürgriffe des Uhrgehäuses, leise öffnete er dessen Thüre, leise faßte er den Stab; es zitterte seine Hand, als er ihn berührte, aber er nahm ihn und stellte ihn in das Uhrgehäuse und schloss die Thüre wieder. Der Stab war weg.

Jetzt trat die Wirtin, Jakobs Mutter, ein und brachte, was der Fremde begehrt hatte. Hinter ihr schlüpfte Jakob aus der Stube.

»So — hier wäre es!« sagte die Wirtin zu ihrem einzigen Gaste. »Gesegne es Euch Gott! Setzt Euch doch!«

Der Fremde neigte sein Haupt zum Zeichen des Dankes, er nahm das Glas, netzte seine bleichen Lippen, aber er setzte sich nicht. Der alten Frau kam ein Grauen an vor dem Manne; draußen begann schon die Abenddämmerung.

Die Wirtin wünschte nicht, dass der Fremdling unter ihrem Dache weile; gleichwohl fragte sie: »Wollt Ihr hier übernachten? Schier ist's Abend! Seid Ihr nicht müde, da Ihr Euch nicht setzt?«

»Kann nicht bleiben, muſs weiter, muſs wandern — wer fragt, ob ich müde bin? Oh!« war die dumpfe Antwort.

Der Wirtin grauſete noch mehr. Der Fremde legte ein Stück Geld auf den Tiſch — die Wirtin griff nicht darnach. Jetzt gieng jener nach der Thüre zu, griff in die Ecke und fragte: »Wo iſt mein Wanderſtab?«

»Hattet Ihr einen Stab?« fragte die Wirtin.

»Ich hatte einen Stab und stellte ihn in diese Ecke!« antwortete der hohe dunkle Mann mit hohler Stimme.

»Mein Gott! Wo könnte er denn hin sein?« rief das erschrockene Weib. »Sucht ihn — vielleicht irret Ihr Euch? Stelltet den Stock anderswo hin?«

»Er ist hinweg. Er bringt der Hand dessen, der ihn nahm, kein Glück!« sprach darauf jener dumpf und gepreßt. — »Genommen?« rief die Wirtin heftig. »Wer sollte ihn genommen haben? Es war ja niemand hier als Ihr und ich — und« — da stockte sie.

»Und Euer Sohn!« ergänzte der Fremde.

»Gott im Himmel!« schrie die Frau auf — und lief alsbald aus der Stube und rief, daſs es durch das ganze Haus gellte: »Jakob! Jakob!«

Jakob antwortete nicht; er hatte sich versteckt, denn er wuſste, weshalb ihn die Mutter rief, und fürchtete sich.

Athemlos kehrte diese zurück und sprach: »Ich höre und sehe nichts von dem Jungen — ich weiß nicht, that er's, oder that er's nicht? Doch harret nur noch einen Augenblick!«

Die Wirtin gieng in die Kammer und kam gleich darauf mit einem zwar alten, aber schönen Stabe zurück, den sie dem Fremden reichte. »Da — nehmt einstweilen den Gehstock meines seligen Mannes — Ihr sprecht doch wohl einmal wieder hier ein! Findet sich der Eure, so gebt Ihr mir diesen dagegen zurück.«

»Ich dank' Euch, Wirtin!« sprach der fremde Mann und gieng. Es war schon sehr düster, Nebel schwebten über den Heideſtrecken — in sie hinein schritt der bleiche Wanderer.

Der Wirtin ward leichter um das Herz, als dieser unheimliche Gast ihr Haus verlassen hatte. Sie nahm das von ihm zurückgelassene Geld — es war eine uralte kleine Silbermünze; die Frau kannte weder Schrift noch Gepräge;

sie konnte nicht wissen, dass die Münze unter der Regierung des Römer-Kaisers Tiberius geprägt worden war, desselben Kaisers, welcher vormals Jerusalem zerstörte.

Leise gieng jetzt die Thüre auf, schüchtern drehte Jakob sich in die Stube herein. »Unglückssohn!« kreischte ihm die Mutter entgegen. »Sprich, nahmst Du des Fremden Stock?«

Jakob schwieg halb aus Trotz und halb aus Angst vor seiner Mutter Zorn und ihrer strengen Strafe.

»Du schweigst — also nahmst Du ihn, Du gottvergessener Bube!« schalt die Wirtin. »Wo ist der Stock? Wohin schlepptest Du ihn? Gleich nimm ihn und spring damit dem Fremden nach, und lass Dir von ihm Deines seligen Vaters Sonntagsstock wiedergeben, mit dem er in die Kirche gieng, und den ich dem Fremden lieh, damit er nicht sage, dass er in meinem Hause bestohlen worden sei, durch mein Kind bestohlen!«

Jakob war ein verstockter Knabe — er blieb stumm, er regte kein Glied, er sagte kein Wort, seine Mutter mochte schelten wie sie wollte, bis sie in Zorn gerieth, ihn heftig schlug und ohne Abendbrot ihn zu Bette gehen ließ.

Am andern Tage, als die Wirtin in der Küche beschäftigt war, drehte Jakob am Riegelgriff des Uhrgehäuses und öffnete die Thüre, langte hinein und zog den Stab heraus. Mit Wohlgefallen betrachtete er ihn, und doch auch mit Scheu, denn die sieben Silberstifte funkelten gar so sonderbar, und der Stab war so eiskalt, wie eine starre Schlange, und gleichwohl war es, als lebe der Stab. Unwillkürlich zog es Jakob an diesem Stabe zu gehen, und er gieng mit ihm — und gieng — und gieng — weit, weit von hinnen — über die Heiden hin — längst sah er nicht mehr sein Vaterhaus. Rastlos regte sich der Stab in Jakobs Hand — gegen seinen Willen — und Schauer des Todes durchrieselten den Knaben. Wohin, wohin führte,

wohin zwang ihn der Stab? Gehen, gehen musste er fort und fort, nicht ruhen noch rasten konnte er, an keiner Stelle, an keiner Quelle.

Endlich, als der Tag sich neigte, als die Nebel wieder über den öden menschenleeren Heiden schwebten, da stand im grauen Nebeldämmer schier gespenstig vor Jakobs Blick ein düsteres Gehöft, auf das er zuschritt; und endlich gewahrte er ganz verwundert, dass er zu Hause sei.

Übel und missgelaunt empfieng ihn seine Mutter; sie hatte geglaubt, er sei davon gelaufen, hatte sich sehr geängstigt, hatte Knecht und Magd ausgesendet, ihn zu suchen, und fast alle Arbeit eines Tages sei versäumt worden. Dergleichen sieht niemand gern in einem fleißigen Haushalte. Jakob aber war so müde, o, so müde; er wankte auf sein Bette zu und fiel halb ohnmächtig darauf nieder; der Stab entsank seiner Hand, ohne dass Jakob es wahrnahm; die Mutter hob den Stab nicht auf, ihr graute vor ihm.

Eine Woche vergieng; der Stab stand still im Gehäuse der alten Wanduhr. Jakob entsann sich nicht, ihn wiederum dort hinein verborgen zu haben, und hütete sich wohl, ihn wiederum anzurühren; doch sah er ihn von Zeit zu Zeit an, und Schauer überrieselten ihn bei dem Anblick. Im Dunkel des braunen Uhrgehäuses leuchteten hell wie Diamanten die sieben ein Kreuz bildenden Punkte.

Ein Freitag war's, gleich jenem Tage, an welchem Jakob des fremden Wandermannes Stab heimlich genommen und versteckt hatte, und siehe da, mit einemmale war der Stab in Jakobs Hand, ohne dass letzterer sich nach ersterem ausgestreckt, und Jakob musste wieder wandern, wie das vorige Mal, rastlos, ruhelos, bis am Himmel die Sternlein zu leuchten begannen. Und dann kam Jakob todmüde wieder nach Hause, matt und zitternd, bleich im Gesichte, und redete nicht. Und wenn er redete, so war es

schaurig zu hören. Durch Dörfer sei er gekommen, habe allen Leuten, die ihm dort begegnet, gleich ansehen können, ob sie noch selben Jahres sterben würden oder nicht; den Häusern habe er es angesehen, dass nächstens Feuersbrünste sie verzehren, den Fluren, dass der Hagel sie treffen werde.

Jeden Freitag musste Jakob wandern — der Stab zwang ihn — musste sehen alles kommende Weh und Leid aller Orten, wohin der Stab ihn führte, und dann kündete er es daheim der Mutter, der Magd und dem Knechte, und diese kündeten es den einkehrenden Gästen.

Jakob und seine Mutter verwünschten tausend und abertausendmal den wandernden Stab. Die Mutter sann auf Rath, wie der Sohn sich des Stabes entledigen solle, und Jakob befolgte den Rath. Auf einer der nächsten Wanderungen trat Jakob in ein Gasthaus, stellte den Stab in eine Ecke, verzehrte etwas, zahlte und gieng hinweg — ohne den Stab mitzunehmen. Er war aber noch nicht dreißig Schritte gegangen, so kam ihm der Wirt nachgelaufen und schrie überlaut: »Ho! ho! Halt!« — und als er näher kam, rief er: »Ihr habt Euern Stock vergessen!« und warf Jakob den Stab nach, der sich alsbald von selbst in dessen Hand fügte.

Jakob stand am rauschenden Bach. »Ha, jetzt hab' ich's« — dachte Jakob erfreut — und da flog vom Steg der Stab in die rollende Flut. Es war, als winde sich in dieser der Stab wie eine Schlange.

»Der läuft mir nun nicht wieder nach!« rief Jakob, und erleichterten Herzens kehrte er heim.

Nicht lange war Jakob das Herz leicht; nicht länger, bis er im Dunkel des Uhrgehäuses das Siebengestirn des Kreuzes unheimlich blinken und funkeln sah.

Jetzt gab — denn mehr und mehr wurde Jakobs Unglück besprochen — die Magd auch einen Rath. »Ver-

nagelt den Rumpelkasten!« rief sie, »so ist der Noth ein Ende. Ob die Uhr geht oder nicht, ist alles eins.« —

Das war ein recht guter Rath, schade nur, dass er vergeblich war. Als der nächste Freitag kam, war der Stab in Jakobs Hand, dieser wusste gar nicht wie; aber er musste wandern — wandern — wandern — vom Morgen bis zum Abend — und kam nach Hause, müder und elender denn je zuvor.

»Wenn mir solches Hexenunglück zustieße,« sprach Velten, der kluge Knecht, »ich wüsste lange, was ich thäte. Ich hieb den Stecken in Stücke, Punctum!«

Auch dieser Rath wurde versucht, ob er sich vielleicht erprobe. Leider that er das nicht; in Stücke zersprang allerdings etwas, aber nicht der Stab, sondern nur die Axt, mit welcher Jakob Hiebe auf ihn führte, und wie gelähmt sank seine Hand, die den Stiel der Axt machtlos zu Boden fallen ließ.

Wandern, wandern! Jeden und jeden Freitag, den Gott werden ließ — körperschwach, seelenkrank, der Verzweiflung nahe. Wandern und voraussehen alles Übermaß des menschlichen Elends, das sonst wohlthätig dem Auge der Sterblichen eine allweise Gottheit verbirgt. Kriegerscharen, welche die Ortschaften verheerten, Ströme, die sie überfluteten, Herden, mit deren Leichnamen die Pest die Fluren düngte, alles Grauenvolle, was die nächste Zukunft bringen sollte, sah Jakob voraus.

Einst kam er in ein Dorf, darin ein Brand lohete. Haus um Haus ergriff die Flamme, von einem Dache sprang sie zum andern Dache. Wieder durchblitzte ein Gedanke Jakobs Seele. In die Flammenlohe den Stab! Und da flog der Stab — blieb hängen an einem brennenden Dachsparren und wurde rothglühend, dann weiß, und die Silberstifte des Kreuzes flammten bläulich. Jakob gieng ohne Stab nach Hause.

Da schnarrte die Wanduhr, da gieng ihre Thüre von selbst auf, spottend der Nägel, mit denen sie zugeschlagen war — da stand der Stab — unversehrt. Ohnmächtig sank Jakob in die Arme seiner Mutter — er war vernichtet, und sie sank mit der theuren Last, die sie nicht aufrecht zu halten vermochte, auf ihre Knie nieder und betete heiß und innig und schrie jammernd zum Himmel auf.

Jakob wanderte, *musste* wandern, weit aber konnte er nicht mehr wandern — seine Kraft war erschöpft, der matte Quell seines Lebens begann zu versiegen.

Zweiundfünfzig Male hatte Jakob wandern müssen — *müssen*, ob er stand oder lag, es riss der Stab ihn von dannen, ob er die ganze Woche über todesmatt kein Glied zu rühren vermochte — am Freitag erfolgte die Wanderschaft. Doch war der Stab barmherzig, er führte auf kürzern und immer kürzern Wegen ihn um das Vaterhaus; zuletzt war Jakob so sterbensmatt, dass er zu einem Gange von einer Stunde einen vollen Tag brauchte; er glich einem zitternden Greise von neunzig Jahren, und die Farbe seines Angesichtes glich der Asche.

Jakob glaubte, dass er endlich sterben werde, und seine Mutter und alle, die ihn sahen, glaubten das nämliche.

Da kam am Tage vor dem dreiundfünfzigsten Freitag ein Traum über Jakob. Er sah ganz lebhaft, als ob es wirklich geschähe, die Thüre der alten Wanduhr aufgehen, den Stab heraus und an das Bette treten, darin Jakob lag.

Und da hub der Stab an zu sprechen.

»Jakob,« sprach er, »ich bin ein sehr alter Stab. Mit mir in seiner Hand gieng der Erzvater, nach dessen Namen Du genannt bist, über den Jordan. Ich ruhete in Moses Hand, da Moses mit Gott sprach, und ward zur Schlange und wiederum zum Stabe. Ich ruhete in Aarons Hand und ward wieder zur Schlange und verschlang die

Der wandernde Stab.

Schlangenstäbe der Zauberer Pharaonis. Und wieder ward ich aufgehoben von Moses Hand, und das rothe Meer theilte sich unter mir. Zweimal schlug Moses mit mir an den dürren Fels, und es sprang Wasser aus dem Felsen der Wüste und tränkte die Verdürstenden, beide, Menschen und Thiere. Wessen Stab ich nun bin, das kannst Du, Knabe, nicht fassen. Du hast große Sünde gethan, dass Du dem armen Wanderer seinen Stab und seine Stütze heimlich entwendet hast; dafür hast Du wandern müssen im finstern Thale und hast kosten müssen des Lebens Bitterkeit. Aber fortan wird der Herr Deine Seele erquicken und Dich führen auf rechter Straße, um seines Namens willen. Des Herrn Stecken und Stab wird Dich trösten.«

Als der Stab also gesprochen hatte, war es, als umweheten Jakob Flügel der Engel mit Himmelsruhe. Er fühlte keine Ermüdung mehr, er schlummerte ein, er erwachte wie neugeboren. Da brach der Freitagmorgen an — es war ein Charfreitag. Jakob glaubte jeden Augenblick, er werde die Wanderung wieder beginnen müssen, aber der Stab kam nicht in seine Hand.

Gegen Abend sprach Jakob sanft und fromm mit seiner Mutter von erhabenen und göttlichen Dingen, die Kinder noch nicht verstehen. Da gieng die Thüre auf, und ein hoher dunkler Wanderer trat ein und grüßte: »Friede sei mit Euch!« Schauer durchbebten Mutter und Sohn, beide kannten den Wanderer.

Und da that sich die Thüre des Wanduhrschrankes auf, und der Stab schwebte heraus und in des Fremdlings Hand. Hell durch die abendliche Düsternis leuchtete das Kreuz am Stabe. Der Fremdling aber sprach noch einmal: »Friede sei mit Euch!« und wandte sich und gieng. In die Seelen von Mutter und Sohn zog heiliger Friede. Der Stab Wehe war wieder von ihnen genommen.

30.

Die Wünschdinger.

Es war einmal am Nordlandsmeere ein Seekönig, der gebot über vieles Land und viele Schiffe und hatte drei Söhne, die zu ihren Jünglingsjahren gekommen waren. Die sollten nun hinaus in die See, tapfere Thaten thun, Muth erproben und Gut erwerben. Da ließ der König drei neue, große stattliche Schiffe bauen und wohl bemannen und ausrüsten,

schenkte jedem seiner Söhne eines dieser Schiffe und fragte nun den ältesten Sohn: »Was gedenkst Du zu beginnen

Die Wünschdinger.

mit dem Schiffe, das ich Dir schenkte?« — »Damit, mein Herr Vater,« antwortete der älteste Seekönigssohn, »gedenke ich weit über Meer nach Osten zu fahren und Schätze zu gewinnen von fernen Küsten und Inseln.«

»Wohlgethan!« sprach der König. »Fahre hin und fahre wohl!«

Hierauf fragte er seinen zweiten Sohn: »Was gedenkst Du mit dem Schiffe zu thun, das ich Dir schenkte?«

»Damit, mein Herr Vater,« antwortete der mittelste Seekönigssohn, »gedenke ich weit über Meer gen Westen zu fahren, neue Lande und Inseln zu entdecken und von ihren Schätzen ein gutes Theil heimzuführen.«

»Wohlgethan!« sprach auch zu diesem Sohn der König. »Fahre auch Du hin, und fahre wohl!«

Nun wandte sich der König zu seinem dritten Sohne und fragte: »Was gedenkst Du mit dem Schiffe zu thun, das ich Dir geschenkt habe?«

»Ich gedenke, mein gnädiger König, Herr und Vater,« antwortete der jüngste Seekönigssohn, »damit auf Abenteuer auszuziehen und mich Eures hohen Namens und Eurer Liebe würdig zu zeigen, wohin mich auch mein Fahrzeug trage, so wie immerdar.«

Diese Antwort überraschte den König, weil er sie nicht so erwartet hatte, doch ließ sich nichts dagegen sagen. Er sprach daher: »Soll mich freuen! Fahre hin und fahre wohl!«

Nun wurde ein Abschiedsmahl gehalten, und darauf giengen die drei Königssöhne zur See. Eine Zeitlang fuhren sie mit ihren drei Schiffen gemeinschaftlich zusammen, als sie aber in die hohe See kamen, da trennten sie sich — nach Osten, Westen und Süden. Der nach Osten fuhr, kam in das Silberland, allwo es Thaler schneite, und füllte sein Schiff mit Silber, soviel es zu tragen vermochte. Der

zweite, der nach Westen gesegelt war, hatte eine ungleich längere Fahrt, kam aber in das Goldland, das man Eldorado nannte, und es gelang ihm, sein ganzes Schiff mit Gold zu befrachten, soviel es immer tragen konnte. Beide Brüder fuhren, der eine mit seinem Silberschiffe, der andere mit seinem Goldschiffe wieder heimwärts nach ihres Vaters Schlosse, allwo sie wohlbehalten wieder anlangten und freudig empfangen wurden.

Der dritte Bruder, der nach Süden zu gesteuert, fand weder ein Silberland noch ein Goldland, überhaupt schier gar kein Land, und schon giengen auf seinem Schiffe die Nahrungsmittel aus. Endlich gewahrte er von fern einen kleinen dunklen Punkt, auf den er lossteuerte. Er hoffte mit Zuversicht dort mindestens ein Brotland zu finden; aber als er näher kam, sah er, dass es eine wüste Insel war, von Korallenriffen umgeben, voll steiler schroffer Klippen und unwirtbarer Felsen; es war das Hungerleiderland, mindestens — wenn es auch nicht so hieß, denn es schien von gar niemand bewohnt zu sein, stand auch auf keiner Land- oder Seekarte — nannte der Königssohn diese unwirtbare Insel so, nachdem er drei Tage auf derselben herumgeirrt war, für sich und seine Mannschaft Nahrung zu entdecken, und nichts gefunden hatte. Vor Hunger fiel er am dritten Tage um und lag in Ohnmacht. Aus dieser erwachend, sah er eine holde Jungfrau vor sich stehen, die ihn mit Antheil betrachtete und ihn fragte: »Wer bist denn Du, und wie kommst denn Du hierher?«

»Ach!« ächzte der Königssohn,« »wäre ich doch lieber nicht hierher gekommen. Ich bin ein Prinz, der nichts zu essen hat, und komme um vor Hunger!«

»Ei, wenn Dir sonst nichts fehlt, dafür kann ich schon sorgen! Folge mir, mein Prinz!« sprach das Mädchen, und dem Königssohne klangen dessen Worte wie Musik.

Seine junge Führerin brachte ihn zu einem Häuschen, in welches beide eintraten; da saß ein altes Spinnfrauchen und war fleißig am Rocken, und das Mägdlein sprach zu der Alten: »Liebes Mütterlein, hier ist ein junger Prinz, der Hunger hat; wollen ihn essen und trinken lassen!«

»Mit nichten, denke nicht daran!« entgegnete die Alte. »Wünschtüchlein ist wohl im Schreine verschlossen. Geb's nicht heraus, nicht heraus!« —

Aber da fieng die Tochter der Alten an zu weinen und sich kläglich zu geberden und rief: »Ich hab's ihm versprochen! Ich muss ihm Wort halten! Bitte, bitte, bitte schön, gib das Wünschtüchlein heraus!« — Darauf schloss die Alte einen Schrein auf und brachte ein leinen Tüchlein hervor, das war wundersam künstlich ausgenäht nach uralter Art und hatte gesteppte Fransen. Das breitete die Alte auf den Tisch und murmelte die Worte:

»Decke Dich, mein Wünschtüchelein.
Für einen Mann mit Speis' und Wein.«

Kaum hatte sie das gesagt, so stand und lag auf dem Wünschtüchlein Brot und Salz, Wildbraten und anderer Braten, gekochter Blaukohl und anderer Kohl, und eine Flasche Wein nebst Glas, und Messer und Gabel. — So gut, wie es ihm diesesmal schmeckte, hatte es dem Königssohne selbst in seines Vaters Schlosse noch nie geschmeckt. Als er satt war, trank er unter Worten des Dankes die Gesundheit seiner beiden Wohlthäterinnen und gieng nach seinem Schiffe zu, um ehebaldigst weiter zu fahren. Da kam ihm das junge Mädchen nach und rief: »Nimm mich mit — ich sterbe ohne Dich!« Er aber antwortete: »Liebes, gutes Kind, mitnehmen kann ich Dich nicht, ich würde Dich nur ins Verderben führen; geht es mir aber wieder gut, so komme ich und hole Dich ab.«

»Nun, so halte Dein Wort!« sprach das Mädchen, »und nimm zum Andenken das Wünschtüchlein, und brauche es so, wie Du es meine Mutter hast brauchen sehen! Verwahre es gut, und vergiss mein nicht!« —

Der Königssohn nahm hocherfreut das werte Wünschding in Empfang und gieng auf sein Schiff, wo die Mannschaft klägliche Gesichter schnitt, vor eitel Hunger. Der Königssohn aber lachte, ließ eine große Tafel auf das Verdeck schaffen, breitete das Tüchlein darauf und sprach:

»Decke Dich, mein Wünschtüchelein,
Für alle die Meinen mit Speis' und Wein.«

Da machte die Mannschaft einmal Augen, wie die Tafel sich füllte mit Schweinebraten und anderem Braten, Gartensalat und Gurkensalat, Kuhkäse und anderem Käse, Portwein und anderem Wein. Das war ein wahres Festessen, und fröhlich stach man wieder in See. Gegen Abend wurde an einer anderen Insel angelandet, welche der Königssohn ebenfalls untersuchte. Er fand sie gleichfalls unbewohnt

und unwirtbar, wurde vom Umherwandern hungrig und müde, setzte sich daher an einen passenden Ort auf den Rasen, breitete sein Wünschtüchlein aus und nahm eine Mahlzeit ein. Da kam auf einmal ein Mann gegangen, der blieb verwundert stehen und sprach: »Wie? Ihr speiset hier vollauf, und ich, der ich vom Sturm an diese Hungerinsel verschlagen bin, falle vor Hunger fast um!«

»Seid mein Gast!« sprach freundlich der Königssohn und ließ sich das Tüchlein vom frischen decken, erzählte auch dem Manne, wie er zu demselben gekommen sei.

»Ach ja,« sagte der Fremde, »es gibt solche Wünschdinger; nicht alle helfen einem aber etwas. Sehet hier meinen Stab, das ist auch ein Wünschding. Drehe ich den Knopf ab und sage: Hundert — oder tausend — oder hunderttausend Mann, zu Fuß oder zu Pferd, so sind sie da und thun, was ich will, und drehe ich den Knopf wieder auf, so sind sie hinweg. Was hab' ich aber davon? Was nützen mir Kriegsmannschaften, wenn ich sie nicht ernähren kann? Soldaten wollen auch leben — und wenn man selbst nichts hat, wie dann? Da lob' ich mir so ein braves Wünschtüchlein, um das gäb' ich gleich den Wünschestab.«

»Nun, da könnten wir ja tauschen, wenn es Euch recht wäre!« sprach der Königssohn.

»Ihr kommt in der That meinem heimlichen Wunsche zuvor, edler Freund!« rief erfreut der Fremde, und der Tausch erfolgte auf der Stelle, worauf die beiden sich trennten. Aber nach einer kleinen Weile drehte der Königssohn den Stockknopf ab und rief: »Hundert Mann zu Pferde!« Da rasselten die Reiter heran. »Holt mir schnell mein Wünschtüchelein!« gebot der König, und wie der Wind vollzog die Mannschaft seinen Befehl; wie der Wind war sie zurück und schwenkte das Tüchlein als Standarte. Da breitete der Prinz das Kleinod aus und rief:

»Decke Dich, mein Wünschtüchelein,
Für hundert Mann mit Speis' und Wein« —

und ließ die Mannschaft sich satt essen und satt trinken, wofür sie ihn hoch und abermals hoch und noch einmal hoch leben ließ. Hierauf bedankte sich der Prinz recht schön und schraubte seinen Stockknopf wieder auf, und alsbald verschwand die Mannschaft.

Hierauf begab sich der glückliche Besitzer der zwei Wünschdinger wieder auf sein Schiff, fuhr weiter und landete am nächsten Tage an einer dritten Insel, auf welcher er wieder umhergieng, Abenteuer zu suchen. Auf dieser Insel begegnete ihm ein altes Frauchen, das war in einen bunten Mantel, von lauter einzelnen Lappen zusammengesteppt, gehüllt und sah sehr elend aus und ächzte: »Ach, ich falle um vor Hunger und Durst, ich habe seit zwei Tagen nichts genossen. Habt Ihr nicht etwas Brot bei Euch?«

»Nein, altes Mütterlein,« antwortete der Prinz, »mit Brot trage ich mich nicht. Möchtet Ihr nicht sonst etwas haben von Nahrung? Ich kann Euch geben, was Ihr wünscht!«

»Ei du meine Güte!« rief das Frauchen. »Wenn ich doch nur ein Schälchen Kaffee hätte! Es ist mir gar zu hohl im Leibe!«

Da zog der Königssohn sein Kleinod hervor, breitete es aus und sprach:

»Decke Dich, mein Wünschtüchelein,
Für uns zwei mit Kaffee, Frühstück und Wein.«

Da deckte sich das Tüchlein mit Tassen und Tellern, mit Kaffeekännchen, Sahnekännchen und Milchkännchen, alles warm, mit Semmeln und Kuchen, Brottorte und Biscuittorte, mit Rohrzucker und Candiszucker, mit Butter und Honig, mit westphälischem Schinken und pommerscher Gänse-

bruſt, mit Malagawein und Cyperwein. Da lachte das alte Frauchen im ganzen Geſicht und ſchleckte, was das Zeug hielt, und wurde ganz luſtig und warf ihren Mantel in die Höhe; da flogen alle Läppchen einzeln auseinander und fielen ringsum auf die Inſel, und wo ein gelbes oder rothes Läppchen hinfiel, da ſtand ein ſtattliches Schloſs oder eine Villa, wo ein grünes lag, wurde ein Park, wo ein blaues, ein ſchöner See; da war auf einmal die öde Inſel in ein Paradies verwandelt. Das gefiel dem Königsſohn über die Maßen wohl, und er ſprach zu dem Frauchen: »Um dieſes Kleinod, wie Euer Mantel iſt, könnte ich Euch fürwahr beneiden.«

»Ja, ja — er iſt recht hübſch,« erwiderte die Alte; »was hilft mir aber der ſchönſte See, wenn nichts weiter darin iſt als Waſſer, was der größte Park, wenn das Wild darin nicht gebraten iſt, und was das herrlichſte Schloſs, wenn man in ſelbigem keinen Kaffee und nichts zu ſchnabulieren bekommt? Euer Wünſchtüchlein wäre mir traun faſt lieber.«

»So laſst uns die Wünſchdinger tauſchen!« ſchlug der Prinz vor, und das war die Alte gleich zufrieden und klatſchte in die Hände; da wurden die Schlöſſer, die Parke, die Seen alle wieder bunte Läppchen und ſetzten ſich als Mantel zuſammen; den gab das Frauchen in des Prinzen Hand und nahm erfreut aus der ſeinen das Wünſchtüchlein.

Sie war noch nicht weit, ſo ſchraubte jener wieder den Knopf von ſeinem Wünſchelſtabe ab, befahl hundert Mann und ſein Tüchlein wieder, und auf der Stelle wurde ſein Befehl vollzogen. Hierauf begab ſich der Königsſohn wieder auf ſein Schiff und ſegelte weiter. Am nächſtfolgenden Tage wurde abermals eine ſüdliche Inſel entdeckt, auf welcher der Königsſohn umherſtrich. Er fand keine Schätze darauf,

gieng sich jedoch müde und schlummerte an einer schönen Stelle in einem Wäldchen ein.

Da weckten ihn wundersam schöne Violinklänge; er erhob sich und sah über sich auf einem Felsen einen Geigenspieler sitzen, den er grüßte und ihm seinen höchsten Beifall bezeugte. Der Violinist nahm die Anerkennung des Königssohnes als eine wohlverdiente Huldigung sehr artig auf. Er sagte: »Ich freue mich, dass Ihr ein so richtiges Urtheil und einen so guten Geschmack habt. Die Geige ist die Königin aller Instrumente; wer nicht geigen kann, ist ein Tropf, und ich bin hinwiederum der König aller Geigenspieler; alle Violinisten der ganzen Welt sind nur Stümper gegen mich; wenn ich auf einer einzigen Saite nur streiche — man nennt sie die G-Saite — so werden die Menschen verrückt und verzückt, schließen die Augen, fallen vor Wonne um und werden hin. Wenn ich aber die A-Saite streiche, so kommen sie wieder zu sich und schreien alle »Ah! ah!« und werden wüthend vor Entzücken und Narrheit und geberden sich, als ob die Erde und die gesammte Menschheit nichts Edleres, Besseres und Erhabeneres hervorbringen könne, als solch ein bischen Ohren- und Sinnenkitzel, weshalb ich auch die Narren alle tief verachte und mich mit meiner Geige, nachdem ich mit Gold und Schätzen von dem dummen Volke überhäuft worden bin, in diese Einöde zurückgezogen habe, wo ich nur mir selbst lebe und mich selbst höre. Meine Geige ist eben eine Wünschelgeige, auf welcher sich alles, was ich im Sinne habe, das Erhabenste, Kühnste, Zarteste und Tollste von selbst abspielt, sobald ich es nur wünsche.«

»Das läßt sich in jeder Beziehung hören!« sprach der Prinz. Fürwahr, ich verehre Euch und Eure Geige, doch würdet Ihr mich sehr zu Danke verpflichten, wenn Ihr mir einen Imbiss reichen wolltet; ich bin hungrig und

durstig und fand auf dieser Insel nicht das mindeste Genießbare.«

»O Mann des Erdenthums!« rief der Geiger. »Also meine Töne zu hören, war Euch kein Genuss? Nach Irdischem nur steht Euer Sinnen und Begehren? Wahrhaftig, Ihr thut mir leid. Zu essen und zu trinken gibt es hier kaum hinreichend soviel, als mein schwacher irdischer Leib selbst bedarf. Gar zu gerne möchte ich einmal wieder ein Glas Champagner trinken, der sonst an meiner Künstlertafel in Strömen floss, wenn die, welche mich bewirtet, mich vergötterten — davon ist hier keine Rede.«

»Hm, hm!« machte bedenklich der Königssohn. »So ist es doch gut, dass es außer der Euren auch noch andere schöne Künste gibt, dieweil zwar die Virtuosen, aber nicht die Menschheit von Tönen zur Genüge satt werden. Ich zum Beispiel bin ein Esskünstler, ein Koch, und da es Euch hier an guten Sachen gebricht und Ihr mich so schön erquickt habt, so will ich Euch nun auch meine Kunst sehen lassen und lade Euch bei mir zu Gaste.«

»Wo denn?« fragte der Geiger.

»Gleich hier zur Stelle!« antwortete der Prinz, zog sein Kleinod, breitete es aus und sprach:

»Decke Dich, mein Wünschtüchelein,
Für zwei Künstler mit Frühstück und bestem Wein.«

Da entwickelte das Tüchlein eine Tugend, wie noch nie; da kamen Lachs und Caviar, Sardinen und Anchovis, Bremer Bricken und frische Häringe, Hummern und Austern auf den Tisch, und Champagner, feinster Burgunder und andere edle Weine kamen zum Vorschein, und die beiden ließen sich's über die Maßen schmecken, und der Geiger wurde ganz fidel, schenkte sein Glas voll Champagner, dass es stark überschäumte, stieß mit dem Prinzen an und jauchzte: »Sollst leben Koch! Sollst mein Bruder sein!«

»Das kann ich alle Tage haben,« lachte der Königssohn. »Alle Tage?« lallte der Virtuose. »Höre — Bruder lass uns tau — tauschen, gib mir das Wünschtüchlein — gebe Dir meine Geige dafür — schlag ein, Bruderherz! Alle Tage! Juhu! Alle Tage! — Ein Götterleben!«

Der Königssohn gieng den Tausch ein, nahm die Geige, gab das Tüchlein und gieng. Der Geiger nahm das Tüchlein, aber in seinem Rausche stolperte er, fiel und entschlief, und es war an einem einzigen Manne genug, den der Königssohn sandte, das Tüchlein wieder von ihm zu holen.

Jetzt beschloss nun der Prinz, die Heimreise anzutreten. Dieselbe gieng ganz glücklich vonstatten, und nach langer Fahrt wurde die Küste, die zum Lande des Seekönigs gehörte, erreicht, und der Prinz gelangte in die Nähe des Schlosses seines Vaters. Da es aber bereits Nacht geworden war, so wollte er keine Störung veranlassen, sondern suchte sich im Wildparke nahe dem Schlosse ein schönes Plätzchen, allwo er sich niederlegte und schlief.

Am nächsten Morgen hatte der König eine Jagd im Wildparke anberaumt, um für seine Tafel einen Hirsch, einiges Damwild und einige Fasanen, die sich überflüssig vermehrten, zu schießen. Da witterten die Jagdhunde im Parke einen Fremden und stürmten kliffend und klaffend nach dem Baume, unter dem der Schläfer lag; da sie aber nahe kamen, rochen sie ihm gleich an, dass er der Königssohn war, und schweifwedelten, schlugen Purzelbäume vor Freude und wälzten sich im Grase und trieben ein tolles Wesen. Der König hörte den Hundelärm und kam nun selbst zum Baume und fand, dass sich alldort sein jüngster Prinz vom Schlummer erhob, von den Hunden auf das freudigste bewillkommnet. Aber der König war keineswegs erfreut über das Aussehen seines jüngsten Prinzen, vielmehr sagte er: »Ei siehe, da bist Du ja wieder und schaust

aus wie einer, dem die Hunde das Brot genommen. Ich vermeine nicht, dass Du Schätze erworben und mitgebracht, und lebte doch zeither der frommen Hoffnung, dass Du, indem Dein ältester Bruder in das Silberland, der zweite in das Goldland gekommen, in das Diamantenland gelangt seiest und von dort mit reicher Fracht zurückkommen würdest, was mir Freude gemacht und dem Lande zum Nutzen gedient hätte. Denn ich bin in einen schändlichen Krieg verwickelt mit dem Nachbar meines Reiches, der mich hart bedrängt, und mir bereits viele Orte und Schlösser zerstört hat. Alles Silber und alles Gold, welches Deine älteren Brüder mit zur Heimat gebracht, ist aufgegangen für Rüstung und Erhaltung meines Kriegsheeres, und dieses Kriegsheer ist in mehreren Schlachten schon geschlagen worden, so dass die nächste Aussicht die ist, dass unser Feind mein Reich ganz erobert und uns vom Thron und Lande jagt.«

»Solches wird nicht sein, mein gnädigster König, Vater und Herr!« erwiderte der jüngste Prinz. »Wir werden diesen Dingen eine neue Wendung geben, lasset uns nur gleich aufbrechen nach dem Lager des Feindes, ohne alle Mannschaft!« —

»So?« sagte der König und seine älteren Söhne. »Wir sollen uns selbst dem Leuen in den Rachen liefern? Du bist wohl unter die Mittagslinie gefahren, und die Äquatorsonne hat Dir Dein Hirn verbrannt? Etwas weniges verrückt bist Du jedenfalls geworden.«

»Das wird sich ja zeigen, mein Vater,« sprach der jüngste Königssohn. Indem kamen Eilboten mit der Nachricht, dass der Feind mit starker Heeresmacht von drei Seiten eingefallen und im raschen Anmarsch begriffen sei, und da meinte der König und seine beiden älteren Prinzen, es bliebe somit nur die vierte Seite zur Flucht übrig. Davon

wollte aber der jüngste Prinz nichts hören, vielmehr bat er jene, sie möchten nicht so sehr eilen, schraubte den Stockknopf ab und gebot: »Hunderttausend Mann zu Roſs und zu Fuß! Treibt den Feind zu Paaren!« Da wurde die ganze Gegend von streitbarer Mannschaft überwimmelt, daſs der König sich nicht genug wundern konnte, und nach einer Stunde war nicht nur kein Feind mehr im Lande, sondern auch das Land des feindlichen Nachbars völlig erobert. Hierauf breitete der Königssohn sein Wünschtüchlein aus und sprach: »Nun feiern wir das Siegesmahl!

Decke Dich, mein Wünschtüchelein
Für hunderttausend Mann mit Speis' und Wein.«

Da wurde abermals gehörig eingehauen, und das Traubenblut floſs in Strömen.

»Zur Festfreude gehört nun auch Musik!« rief der Prinz. »Man veranstalte ein groſses Concert, ich werde mich selbst hören lassen, und zwar zum Besten der Armen!« Solches geschah, der Prinz gab ein Violin-Solo zum besten, erst spielte er etwas Allgemeines, wodurch er einen allgemeinen Beifall errang, dann etwas Besonderes, das ihm ganz besonderen Beifall erregte, dann auf der G-Saite, davon alles hin wurde, dann auf der A-Saite, worauf alles ah! und bravo! schrie. Der König, seine älteren Prinzen und sein ganzer Hofstaat kamen vor Verwunderung gar nicht zu sich selbst. Desto mehr blieb der jüngste Prinz bei sich, er sagte: »Lasset uns, was der Feind zerstört hat im Lande, schöner wieder herstellen, lasset uns unser tapferes Heer in guter Kriegsbereitschaft erhalten, lasset uns auf Landesverschönerung denken; dadurch heben wir des Landes Flor!« Er zog den Wünschmantel hervor und warf ihn in die Luft; da wurde das ganze Land voll neuer Schlösser und Villen, Parke und Seen, und dann wurden aus einigen Schlössern schöne Kasernen gemacht, da kamen

die Soldaten hinein und in die Villen die Obersten und Hauptleute, und hernach gab sich alles Übrige von selbst. Mit dem Wünschtüchlein schaffte der Prinz dem Lande

Nahrung und Wohlstand, mit dem Wünschelstabe schaffte er ihm eine selbstbewusste Macht und zugleich Respect von Seiten der Nachbarn, mit dem Wünschelmantel hob er das Land zur Blüte, beförderte Handel und Gewerbe, und da-

durch nun ein wohlhabendes Bürgerthum, und mit der Geige förderte er die schönen Künste und hob den Geschmack. Dann fuhr er hinweg, holte jenes Mägdlein von der einsamen Insel, die ihm zuerst sich so gut und hilfreich erzeigt, und erhob sie zu seiner Gemahlin, indem er sagte: »Sie hielt mir Wort, und mir ziemet, auch ihr es zu halten.« — Ach, wenn doch alle Prinzen solche Wünschtücher hätten und für diesen Fall, so guten Gebrauch von ihnen machten, wie dieses Muster vom Sohne eines Seekönigs! —

31.

Das blaue Flämmchen.

Einst lebte ein einzelner alter Herr in einem uralten Hause; bei dem blieb selten ein Gesinde lange, und alle die Dienstboten, die er gehabt, erzählten, es sei nicht recht geheuer in dem Hause; man höre Gespenster rumoren, sehe Flämmchen an dunklen Orten und werde auch auf sonstige Weise von Spukdingern geschreckt. Nun geschah es, dass bei diesem Herrn abermals eine neue Magd einzog, welche Anna hieß, und nach der ersten Nacht fragte der Herr die Dienerin, wie sie geschlafen habe? denn er besorgte, schon wieder Klage über Geisterspuk im Hause zu vernehmen. Die muntere Dirne aber antwortete ihm, sie habe ganz gut geschlafen. Eine gleiche Antwort auf die gleiche Frage erfolgte auch am zweiten Morgen. Am dritten Morgen aber verschlief sich die Magd, war dann verlegen und sagte: »Mir war die ganze Nacht, als tanze um mein Bette herum ein bläuliches Lichtlein, und das flüsterte fort und fort: »Geh' Ann', geh' Ann'!« so dass ich nicht eher einschlafen konnte, als gegen Morgen beim ersten Hahnschrei.«

Wie nun einige Nächte hintereinander diese Beunruhigung fortdauerte, so zeigte das Mädchen Neigung, den neuangetretenen Dienst wieder zu verlassen. Das war dem Herrn leid, und er sagte zu der Anna: »Weißt Du was, Anna, sprich doch einmal mit dem Herrn Pfarrer darüber, vielleicht kann dieser Dir einen guten Rath ertheilen!«—

Der Geistliche sagte nun zur Anna, als diese ihn fragte: »Wenn das blaue Licht ein Geist ist und Dich ruft, so ziehe Dich schnell an und folge ihm; sei aber dabei sorglich auf Deiner Hut, dass Du nichts von ihm annimmst, nichts ergreifst, was er Dir bietet, nichts thust, was er Dir heißt, und dass er Dir stets voran gehe. Thust Du genau nach diesem Rathe, so kann es Dein Glück sein.«

Abends war die Dirne kaum ins Bette, so tanzte das blaue Flämmchen wieder um dasselbe herum und flüsterte wieder: »Geh' Ann', geh' Ann!«

»Wenn es denn sein muss,« sagte Anna, indem sie aus dem Bette und rasch in die Kleider fuhr, »so gehen wir.«

»Geh' Ann!« flüsterte das Flämmchen. »Geh' Du voran!« sprach Anna, und da flackerte das Flämmchen vor ihr her, über einen Gang, die Treppe hinunter, bis vor die Kellerthüre. Dort flüsterte das Flämmchen wieder: »Schließ' auf, Ann'!« —

»Schließ' Du auf!« sagte Anna; »ich habe keinen Schlüssel.«

Da schien das Flämmchen die Gestalt eines kleinen weißen Weibleins zu gewinnen, das hauchte gegen das Schlüsselloch, und da gieng die Kellerthüre auf. Jetzt schwebte die bläulichschimmernde Gestalt die Kellertreppe hinunter vor Anna her, nach des Kellers hinterster Ecke. Dort lehnte eine Hacke an der Mauer, und das Weibchen, dessen bläu-

licher Lichtschimmer den Keller leidlich hell machte, deutete auf das Werkzeug und flüsterte: »Hacke hier ein Loch, Ann'!« »Hacke Du ein Loch!« sprach Anna, »ich brauche keins.« Und da ergriff das Weiblein wirklich die Hacke und arbeitete tüchtig darauf los; nach kurzer Weile kam ein

Kesselchen zum Vorschein, darinnen lagen allerhand schöne Sachen, alte Goldmünzen und Schmuck von guten Perlen und Edelsteinen. »Heb' Ann'! Heb' heraus, Ann'!« flüsterte der Geist, aber Anna sprach ganz ruhig: »Hebe Du heraus, ich könnte mir Schaden thun.« Da hob auch das Weiblein das Kesselchen aus dem Boden und setzte es vor Anna hin, dass es klang und klirrte, das viele Gold und Silber, welches darinnen lag.

»Trag's h'nauf Ann', in Deine Kammer!« flüsterte das Frauchen; doch Anna sagte: »Trag's selber h'nauf. Mir ist's zu schwer.« Da hob das Weib das Kesselchen und flüsterte wieder: »Geh' Ann', Geh' Ann'!« — und Anna erwiderte: »Geht nicht an! Der Leuchter geht voran!« So gieng denn auch das Weiblein wieder aufwärts voran, aber langsam, denn es trug schwer an dem Kesselchen und ächzte und stöhnte alle die Treppen hinauf bis in Annas Bettkammer. Da setzte es das Kesselchen hin, und Anna legte sich wieder in ihr Bette, und um das Bett tanzte wieder das bläuliche Licht. Da schlug Anna ein Kreuz und sprach: »Hast Du mir geholfen, so helfe Dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist in das ewige Himmelreich, Amen!«

Da stand noch einmal das weiße Weiblein in klarer Gestalt vor Anna, und sein Gesicht leuchtete im Schimmer reinster Freude; dann verschwand es plötzlich. Anna schlief ruhig ein, und als sie am Morgen erwachte, glaubte sie, es habe ihr das alles nur geträumt. Aber siehe da — das Kesselchen war noch vorhanden, und ein ansehnlicher Schatz war ihr beschert. Nie spukte wieder ein Geist im Hause des alten Herrn.

32.

Undank ist der Welt Lohn.

Es war einmal ein armer Bäckergeselle, der kam mit seinem Herrn in Streit, weil der Geselle immer die Semmeln und Fastenbretzeln dem Herrn zu groß machte und der Herr dieselben stets unchristlich klein haben wollte. Der Geselle war der bravste und ehrlichste Bursche von der Welt und hatte durch seine Heiterkeit und durch seinen Fleiß seinem Meister vielen Zuspruch und Vortheil verschafft. Allein das half ihm alles nichts, und der Meister sprach: »Ich bin der Meister, und vor der Thür' ist Dein.« Da seufzte der Bursche: »Ja wohl, Meister!

Die Semmeln bleiben klein,
Und vor der Thür ist mein;«

schnürte darauf sein Bündel und zog von dannen.

Da der Bäckergeselle eine Weile gewandert war, sah er einen Wanderer schwerfälligen Schrittes und gebeugten Ganges sich entgegenkommen, grüßte ihn und fragte ihn, was er sei, und wohin er gedenke? Der Wanderer sprach:

Undank ist der Welt Lohn.

»Ach Freund! Ich bin ein armer alter Esel. Lange Zeit habe ich meinem Herrn, einem Müller, treu gedient, die schweren Säcke fort und fort geschleppt, Korn in die Mühle, Mehl aus der Mühle, habe viele Schläge bekommen hin, und viele Schläge her, und bin darüber alt und kraftlos geworden, und darum hat mich der Müller fortgejagt, denn: Undank ist der Welt Lohn.«

»Gieng mir's doch kaum besser als Dir, armes Langohr!« sagte der Bäckergeselle. »Komm, lass uns zusammen wandern, Müllerlöwe. Bäcker und Müller gehören zusammen, und zu zwei trägt sich leichter ein Leid.«

Die beiden Reisegefährten waren noch nicht weit mit einander fortgegangen, als ihnen ein Hund aufstieß, der ganz erbärmlich winselte, denn ihn fror und hungerte zu gleicher Zeit. Er lag am Wege, konnte kaum fort und blickte aus matten, doch treuherzigen Augen die beiden Wanderer an.

»Dir scheint es auch nicht am besten zu gehen, alter Sultan, oder wie Du sonst heißen magst, scheinst fürwahr ein kranker Mann zu sein; siehst aus, als wäre Dir schon Dein letztes Brot gebacken!« sprach der Bäcker zum Hunde.

»Ach, wenn Du doch wahr sprächst!« seufzte der Hund; »wenn doch nur ein Stückchen Brot für mich gebacken wäre, möcht' es immerhin mein letztes sein, dass ich nur nicht Hungers sterben müsste! — Lange Jahre bewachte ich meines Herrn Haus und Hof, rettete ihm mit Gefahr meines eigenen Lebens das seine von der Hand eines Raubmörders; aber nun, da meine Stimme schwach und heiser geworden ist von vielem Bellen und meine Zähne stumpf sind, so hat mich mein Herr mit Prügeln von seinem Hause und Hofe hinweggejagt, denn: Undank ist der Welt Lohn!«

»Du armer Hund, Du armer Schlucker!« bedauerte der Bäckergeselle den Hund, indem er ihm ein Stück Brot reichte. »Komm, geselle Dich zu uns, denn gleich und gleich gesellt sich gern.«

Das Brot gab dem Hunde neue Kraft, und er schloss sich den beiden Wanderern an.

Wie nun alle drei weiter schritten, erblickten sie auf einem Seitenwege, der von einem andern Orte her nach der Hauptstraße zog und in diese ausmündete, ein seltsames Pärchen daher geschritten kommen und blieben vor Verwunderung alle drei stehen. Es war eine alte Katze und ein alter Göckelhahn, der fast nur noch eine Feder in seinem Schweife hatte. Beide Wanderer waren sehr ermattet und vermochten nicht rasch zu gehen.

Als die drei Wanderer mit den zweien, die ihnen jetzt aufstießen, die Grüße der Höflichkeit gewechselt hatten, klagte die Katze, welche sehr dürr aussah — und nicht bloß so aussah, sondern auch wirklich äußerst dürr war — dass sie mit der größten Thätigkeit und voller Fleiß und Eifer die Mäuse im Hause einer Frau weggefangen habe, aber nun, da die Mäuse alle seien und sie, die Katze, alt geworden sei, habe die Frau sich eingebildet, eine Katze lebe stets nur von Mäusen und habe ihr nicht das mindeste zu essen gegeben. Da nun sie, die Katze, vollends aus Hunger und schrecklichem Durst den Versuch gewagt habe, etwas weniges aus einem Milchtopf zu naschen, worüber, da die Frau sie bei diesem Versuch ertappt habe, durch ihren Schrecken und ganz ohne Vorsatz der Milchtopf umgefallen, so sei die Frau in wildem Zorne auf sie, die arme, unschuldige Katze, losgefahren und habe auf sie losgeschlagen, erst mit dem Besen, hernach mit der Ofengabel und mit der eisernen Feuerzange, so dass Frau Miez nur dadurch ihr Leben hätte retten können, dass sie durch eine

Fensterscheibe hindurchgebrochen, wobei sie sich Nase, Ohren und Füße an dem Glase jämmerlich zerschunden habe. »Ach!« so schloss die Katze mit einem tiefen Seufzer: »Undank ist der Welt Lohn!«

Als nun die Katze mit der Erzählung ihres traurigen Schicksals zu Ende war, begann der Hahn zu sprechen und berichtete, wie er allezeit munter und wachsam, auch tapfer, furchtlos und treu auf seinem Hofe gewesen; weil aber das Hühnervolk aus Faulheit und Trotz, und ganz ohne sein, des Göckels, Verschulden, nicht mehr recht Eier legen wollte, und das faule Gesinde, wenn es sich verschlafen gehabt, die Schuld auf ihn geschoben und gesagt, er wecke sie nicht durch sein Krähen, er schlafe selbst zu lange, so sei ein junger Hahn voll Kraft und Muth und Feuer angeschafft worden, der habe ihn alsbald vom Hofe und von den Hennen weggebissen, und die Köchin habe gesagt: Den alten Göckel kann man nun schlachten; sein Fleisch wird zwar nicht zwischen die Zähne taugen, vielmehr zu zäh sein, aber eine gute Hühnersuppe gibt es doch noch. — »Als ich das hörte,« schloss der Hahn betrübt seine Erzählung, »beschloss ich auszuwandern und stieß unfern des Dorfes, wo ich wohnte, auf meine Gefährtin, die Katze. Wir klagten uns unser gemeinsames Leiden und seufzten oft: Undank ist der Welt Lohn!«

Den guten Bäckergesellen rührte gar sehr das traurige Schicksal dieser Thiere, das mit dem seinigen einige Ähnlichkeit hatte, und er beschloss, ihre Gesellschaft beizubehalten und zu sehen, ob ihm vielleicht Gelegenheit würde, zu prüfen, ob die Thiere nicht dankbarer seien, als die Menschen. Denn er hatte einmal ein Märchen gelesen, betitelt: »Die dankbaren Thiere«, dessen er sich noch gar wohl erinnerte, und worin die Dankbarkeit mehrerer Thiere gegenüber der des Menschen geschildert war.

Da nun die kleineren Thiere sehr schlecht auf den Beinen waren, der Hahn als bespornter Ritter große Märsche nie gemacht hatte, der Katze die zerschundenen Pfoten, in denen noch einige Glassplitterchen steckten, heftig schmerzten und dem Hunde alle Knochen im Leibe weh thaten, so redete der Bäcker dem Esel liebreich zu, er möge doch den Hund auf sich reiten lassen, und der Esel sagte: »Pah — meinetwegen. Der Hund ist noch lange nicht so schwer, als drei Säcke Korn, auch nicht so schwer als einer.«

Also sprach der Esel, der Hund kletterte auf seinen Rücken, setzte sich fest und lachte seit langer Zeit zum erstenmale wieder und sprach:

»Daheim schlief ich immer bei dem Pferde, jetzt trifft an mir das Sprichwort zu: Er ist vom Pferde auf den Esel gekommen.«

»Nun aber wirst Du die Katze tragen,« sagte der Bäckergeselle zum Hunde. Dies war dem nicht ganz lieb; er schabte sich mit seiner rechten Vorderpfote hinter dem linken Ohre und antwortete:

»Fürchtest Du nicht, dass wir uns miteinander vertragen werden, wie Hund und Katze?«

»Nein!« meinte der Bäckergeselle; »Ihr müsst Euch gut und anständig betragen, denn das Sprichwort sagt: Die Katz' kommt über den Hund.«

Darauf that die Katze zwei Sätze, einen auf den Esel und den zweiten auf den Hund, lachte und rief: »Das Sprichwort sagt: Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz!«

Nun wollte der Hahn auch aufsitzen, und zwar auf die Katze, die machte aber einen garstigen Katzenbuckel und sagte: »Es steht nirgend davon geschrieben, und es ist auch kein Sprichwort darüber vorhanden, das den Hahn mit der Katze in Verbindung bringt.«

»Thue es nur, und wär' es mir zuliebe!« redete ihr der Bäcker zu.

»Gut, ich will es thun, aber unter folgenden drei Friedensbedingungen: Erstens muss er sich ganz anständig aufführen, da ich ein Thier bin, welches die Reinlichkeit über alles liebt; zweitens darf er mich nicht krallen, sonst kratze ich ihn wieder, denn es steht geschrieben: Wie Du mir, so ich Dir. Drittens darf er sich nicht einfallen lassen, zu krähen; denn sein Gesang beleidigt mein Zartgefühl und verletzt meine Nerven. Ein ganz anderes wäre es, wenn er, der Hahn, so wonnevoll und wunderschön zu singen verstände, wie ich, zumal in März- und Maimondnächten, in denen vor meinem melodischen Gesange selbst die hoch gepriesenen Nachtigallen verstummen und mir bewundernd zuhören, was eine allbekannte Sache ist.«

»Yah!« schrie der Esel. »Dieses hat seine Richtigkeit. — Auch ich bin ein Gesangskünstler, aber die Nachtigall ist ein neidischer Vogel, das hat schon ein berühmter deutscher Dichter, des Namens Bürger, ausgesprochen, denn dieser schrieb:

Es gibt viel Esel, welche wollen,
Dass Nachtigallen tragen sollen
Des Esels Säcke hin und her;
Ob nun mit Recht, fällt mir zu sagen schwer.
Dies weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, dass die Esel singen sollen.

Und so werden sie es ohne Zweifel mit den Katzen auch halten.«

Nach diesen Wechselreden kam der Friedensvertrag zustande — nach dem Sprichworte: Eintracht macht stark — dass der Esel den Hund, der Hund die Katze, die Katze den Hahn tragen solle, doch nur auf ihrem Buckel, nicht

auf dem Kopfe, und es war lustig anzusehen, wie sich die Viere nun so einträchtig betrugen.

Mittlerweile stellte sich die Nacht ein; Hunger und Durst hatten sich indessen schon früher bei den vier Wandergefährten eingestellt, aber weit und breit zeigte sich kein wirtliches Dach zur Einkehr und Labung; der Weg führte durch einen unwirtbaren Wald. Endlich spitzte die Katze die Ohren und rief: »Ich höre von Ferne einen Lärm, der fast wie der Jubel eines Gelages klingt.« Da schnupperte der Hund mit seiner Nase in die Luft und sprach: »Ich rieche schon den Braten!« und der Esel stimmte bei: »Ich schmecke schon im Voraus eine gute Abendmahlzeit und die Süßigkeit der Nachtruhe!«

»Freunde!« rief der Bäckergeselle, »das ist alles recht schön und gut, ich fühle ganz Eure angenehmen Empfindungen, allein der Katze Hören, des Hundes Riechen, des Esels ahnungsvolles Schmecken und mein Fühlen hilft uns nichts, wenn wir nicht sehen, wohin wir uns wenden sollen.«

Als der Hahn diese Rede vernahm, flog er vom Rücken der Katze hinweg auf einen Baum, freute sich, wieder einmal krähen zu dürfen und krähte fröhlich: »Kikerikih! Ich sehe ein Haus, darin alle Fenster lichthell sind, und darin sicherlich ein Schmaus gehalten wird! Kikerikih!«

»Wohlan!« rief der Bäckergeselle, »dorthin wollen wir uns wenden.« Rasch nahm der Hahn die bisher behauptete hohe Stellung auf dem Rücken des Katzenbuckels, wie ein Affe auf dem Kameel, wieder ein, und Meister Baldewein, der Esel, trabte sachte mit seiner thierischen Pyramide nach jenem Hause, das der Hahn gesehen hatte, welches mitten in einer tiefen und trostlosen Einöde lag, von rauhem Wald und steilen Felsen umgeben, und allwo es grausig und unheimlich war.

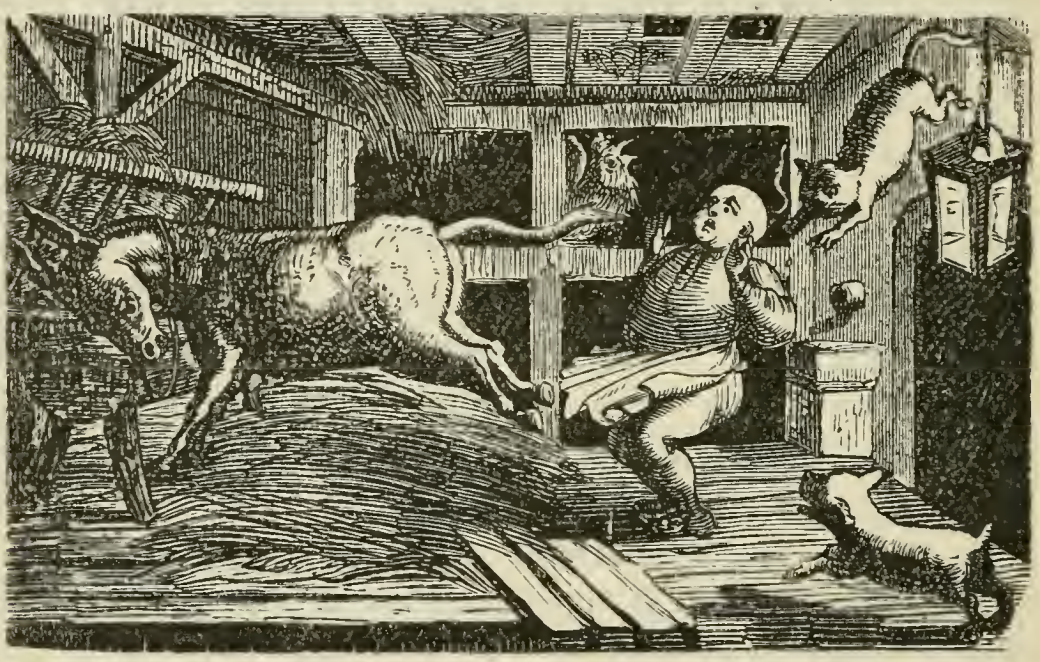
Dieses Haus war ein einsames Waldwirtshaus, nur von einem Wirte bewohnt, und man wusste darin, was man bisweilen nicht weiß, sehr genau, nämlich wer Koch oder Kellner sei, weil der Wirt beide Würden in seiner eigenen Person vereinigte.

Wenn aber jemand ernstlich Hunger hat, so fragt er weder nach der Heimlichkeit, noch nach der Unheimlichkeit eines Hauses, sondern geht geradezu. Nun wurde in diesem Hause wirklich ein Fest gefeiert: die Füchse hielten allda eine Hochzeit, und auf dieser gieng es hoch her; es fehlte nicht an allerhand Braten und sonstigen guten Sachen, und auch nicht an allgemeiner Heiterkeit. Welch ein Schreck entstand aber, als die Wandergesellschaft plötzlich in die Festhalle trat und mitten unter die Versammlung der Beisassen des Hochzeitmahles! — Durch Fenster und Thür gab alles Fersengeld, selbst der Wirt entfloh, denn derselbe dachte, der Teufel käme leibhaftig in Gestalt eines Ungeheuers oder Wundergeschöpfes, und den Bäckergesellen hielten die Füchse für einen wilden Jäger.

Hinter dem Hause war eine recht schaudervolle Stelle, an welcher die Füchse auch sonst insgeheim einander gute Nacht sagten; dies thaten sie denn nun auch heute ganz besonders betrübt und zerstreuten sich in die Büsche; der Wirt aber wusste gar nicht, was er außerhalb seines Hauses beginnen sollte. Um so besser wussten seine fünf ungebetenen Gäste, was sie innerhalb desselben beginnen sollten, nämlich sich's sattsam gut schmecken und vergnüglich wohl sein zu lassen, und als sie zur Genüge gegessen und getrunken hatten, suchte jeder Gast die für ihn geeignete Schlafstätte. Der Bäckergeselle legte sich in das Bette des Wirtes, die Katze wählte die Ofenbank, der Hund die Thürschwelle vor der Kammer, in welcher sein Schutzherr schlief, der Hahn klomm die Stiege des Hühnerhauses hinan, und der Esel

trabte bedächtig dem offenen Stalle zu; alle befanden sich, jedes an seinem Orte, völlig wohl.

Nun aber kam der Wirt geschlichen, der wollte doch sehen, wie es um sein Hauswesen stehe, ob es überhaupt noch stehe, und ob sich mit dem bösen Feinde, der darin Besitz genommen, nicht ein Abkommen und Übereinkommen treffen lasse. So wie der Wirt aber in seinen Hof trat, krähte der Hahn; davon erwachte der Hund, und als der



Wirt in die Flur des Hauses trat, biss ihn der erstere tüchtig in das Bein; der Wirt flüchtete in die Stube, da fuhr die Katze pfauchend auf ihn ein und kratzte ihn; eiligst entfloh der Wirt und suchte im Stalle Schutz, da stand der Esel und feuerte hinten hinaus und schlug den Wirt, dass ihm gar wehe ward, er wieder von dannen rannte und den letzten Füchsen in des Häuschens Nähe sein Leid klagte.

Als es nun Tag geworden war, so erwachte der Bäcker, und die Thiere erzählten ihm, was es in der Nacht noch zwischen dem Wirt und ihnen für ein Spectakel gegeben habe, und wie schlimm jenem von ihnen mitgespielt

worden sei. Der Bäcker tadelte dieses feindselige Benehmen gegen den rechtmäßigen Besitzer des Waldhäuschens und entsandte den Hund, den Wirt zu suchen und herbei zu bringen. Da nun der Wirt mit Zittern und Beben wieder erschien, so entschuldigte der Bäckergeselle sich höflich über das Vorgefallene und sagte, er sei mit seinen Thieren gar nicht in feindseliger Absicht gekommen, es hätte niemand davon zu laufen gebraucht. Der Wirt solle die Wirtschaft in dem stillen Waldhäuschen nur auf Rechnung des Bäckers fortführen, aber, des Hahnes wegen, den Füchsen das Haus fernerhin verbieten; denn der Hahn müsse gänzlich in Ruhe bleiben, krähen oder nicht krähen dürfen, wie es ihm gefalle. Der Esel solle im Stalle Gnadenheu und Gnadenhafer erhalten und gutes Stroh zur Streu, falls er sich wälzen wolle, oder auch zum Spaziergang eine grüne Wiese. Die Katze solle durch ihre würdige Haltung Mäuse und Ratten in gehöriger respectvoller Entfernung vom Hause halten und alle Tage Wecken und Milch speisen. Der Hund aber solle und dürfe, solange es ihm beliebe, in der Sonne liegen und mit dem Monde sprechen. Der Bäcker aber wolle für alle arbeiten, das Brot backen, dem Wirte beim Bierbrauen und Biertrinken helfen, auch den Küchengarten bestellen und mit gekochtem Essen umgehen. Das waren alle Betheiligten wohl zufrieden. Zum Andenken ihrer Wanderung und des neugeschlossenen Bündnisses pflanzte der Bäckergeselle in den Haus- und Küchengarten Schmackedusen- und Löffelkraut, Hahnenkamm, Katzenpfötchen, Hundszunge und Eselsgurken. Alle lebten fortan vergnüglich beisammen und vergaßen den schnöden Lohn der Welt, den schnöden Undank.

33.

Der fette Lollus und der magere Lollus.

Es starb ein reicher Mann, welcher zwei Söhne hinterließ und ein hübsches Vermögen und Erbe. Der eine der Söhne erwählte den geistlichen, und zwar den Mönchs-Stand, der zweite einen sehr weltlichen, er wurde ein Gastgeber, das heißt er gab seinen Gästen so wenig als möglich und nahm dafür von ihnen so viel als möglich. Er heiratete nach Geld und strebte fort und fort nach Geld. Von seinem Bruder borgte er dessen Erbantheil ab, da dieser als Mönch keines Geldes bedurfte, und wucherte damit, aber nicht zu des Bruders, sondern zu seinem eigenen Nutzen. Seine Biermaße waren falsch, und seine Weinflaschen ließ er auf der Glashütte so klein blasen, dass man beim Anblick einer ganzen Flasche sehr in Zweifel gerieth, ob es nicht eine halbe sei, und seine halben Flaschen schienen alle nach der schlanken Körperbildung eines Bleistiftes hinzustreben; daher hießen sie auch bei den Gästen dieses Wirtes nie anders, als Stifte. Wenn der Stallknecht dem Pferde eines Reisenden Hafer vorgeschüttet hatte, so trat der Wirt, wenn er sich unbemerkt glaubte, an die Krippe, kripste ganze Hände voll Hafer wieder dem armen Thiere vor dem Maule weg und schob ihn in seine Tasche. Er sagte sich, deshalb heiße die Krippe so, weil man aus ihr kripsen könne. Es war ein durchtriebener Schalk, dieser Wirt, und an ihm lag es nicht, dass er nicht recht reich wurde, denn Anlagen dazu hatte er. Aber das Bibelwort sagt nicht vergebens: »Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.« Des Wirtes Thun brachte nicht Segen. Was half es ihm, wenn er fremden Pferden von deren Futter ein paar Hände voll Hafer stahl — und eins seiner eigenen

Pferde zugrunde gieng? Wenn er durch sein zu knappes Maß nach und nach ein wenig Wein langsam gewann, und durch Nachlässigkeit seiner Leute, die er ohne Aufsicht ließ, ihm ein ganzes Fass in den Keller lief? Er kam nicht vorwärts, dieser betriebsame Wirt, sondern er kam zurück in allen Dingen, nur nicht von seiner Prellerei und Habsucht; diese trieb er immer ärger und ärger, bis die Gäste wegblieben, und das Weinstüblein leer stand, der Bratofen kalt blieb und der Schornstein sich das Rauchen abgewöhnte.

Als es so weit schon mit dem Krebsgange dieses Wirtes gediehen war, schlug ihm ein neuer Schrecken in die Glieder; sein Bruder, der fromme Mönch, kam und sprach zu ihm: »Lieber Bruder, gib mir das Dir geliehene Capital heraus, ich habe meinem heiligen Schutzpatrone in unserer Klosterkirche einen kostbaren Altar mit herrlicher Malerei, Schnitzwerk und Vergoldung gelobt; den will ich davon herstellen, und was übrig bleibt, wenn etwas übrig bleibt, davon will ich Seelenmessen für unsere lieben Eltern, für Dich und mich auf ewige Zeiten stiften.«

»Großer Gott!« schrie der Wirt, »Bruder, wie kannst Du so unsinnig handeln! Ich kann Dir Dein Geld jetzt nicht herausgeben, denn ich habe es nicht — ich bin zugrunde gerichtet, und wenn Du auf der Zahlung bestehst, so wird mir Haus und Hof über dem Kopfe verkauft, ich muss mit Weib und Kindern betteln gehen, und Du bekommst erst recht nichts, und Dein heiliger Schutzpatron bekommt auch keinen neuen Altar. Höre mich an und sei vernünftig, mein lieber gottseliger Bruder! Lasse mir noch das Geld, gönne mir Zeit, mich zu erholen! Du weißt, wir haben eine schlimme Zeit durchgemacht, in welcher niemand auf einen grünen Zweig hat kommen können, außer die Bauern; die haben ihr Schäfchen geschoren und

lachen uns jetzt aus. Dein Heiliger ist gewiss ein edeldenkender Menschenfreund gewesen, und hat er einige Jahrhunderte in Deiner Klosterkirche keinen Pracht-Altar gehabt, so wird es ihm darauf auch nicht ankommen, einige Jahre früher oder später einen solchen zu erhalten. Gott der Herr weiß, dass ich mir es gehörig sauer werden lasse — ich plage mich über alle Maßen, Geld zu erschwingen — aber es geht nicht — ich komme zu nichts.«

»Das höre ich sehr ungern von Dir, lieber Bruder,« sprach mit Theilnahme der Mönch. »Du hast den schlechtesten Gast in Dein Gasthaus aufgenommen, den es geben kann.«

»Wer wäre das?« fragte der Wirt.

»Das ist der fette Lollus!« entgegnete der Mönch.

»Der fette Lollus?« fragte verwundert der Wirt. »Du scherzest entweder, Bruder, oder Du faselst. In meinem Fremdenbuche steht kein Gast solchen Namens, und nie hörte ich diesen Namen nennen, wahrlich in meinem ganzen Leben nicht!« —

»Das ist wohl möglich,« sagte der Mönch; »dennoch ist dieser schlimme Gast vorhanden, und er ist die alleinige Ursache Deines Vermögenverfalles und Deines Zurückkommens.«

»Den möcht' ich sehen! Ich wollt' ihn« — fuhr der Wirt auf.

»Du wirst ihm nicht gleich etwas anhaben, lieber Bruder,« sprach lächelnd der Mönch; »allzulange hast Du ihn treulich gehegt und gepflegt; doch sehen sollst Du ihn, den fetten Lollus. Er befindet sich in Deinem Keller; geh mit mir hinunter!«

Verwundert nahm der Wirt den Kellerschlüssel und eine Lampe und dachte: »Aha, mein Bruder meint den Wein; er will andeuten, ich sei mein bester Gast selbst, doch da irrt er sich sehr.«

Im Keller hieß der Mönch seinen Bruder die Lampe auf ein Fass setzen, dass ihr Strahl in eine leere Ecke fiel, hieß den Wirt hinter sich treten, zog ein kleines schwarzes Buch hervor, und murmelte daraus, gegen die Ecke gekehrt, eine Beschwörungsformel. Da wallete der Boden, da hob sich etwas Dickes heraus, da glühten ein paar feurige Augen, und dem Wirte gerann das Blut in den Adern vor Furcht und Grauen.

»Lölle, gehe ganz herzu!« rief der Mönch. Da hob sich dem dickgeschwollenen Kopfe ein unförmlich dicker Leib nach, und kurze plumpe Füße patschten auf dem Boden des Kellers, und ein unförmiges, scheußliches Thier, dessen Haut so fett und speckig glänzte wie die einer Robbe, hockte in der Ecke.

»Schaust Du Deinen werten Gast, mein Bruder?« fragte der Mönch zu diesem gewendet, sehr ernst. »Ich vermeine, er habe sich in Deiner Herberge nicht übel gemästet! Siehst Du, Bruder, alle und jede Frucht Deines Truges hat nicht Dir angeschlagen, sondern diesem Lollus. Was Du den Fremden und deren Vieh abgezwackt, der hat sich davon genährt, den durch zu kleines Maß und durch zu kleine Flaschen trüglich gewonnenen Wein oder sonstiges Getränke — alles hat der Lollus geschluckt. — Unrecht Gut gedeihet nicht, und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Soll sich's mit Dir und Deinem Wesen bessern, so übervortheile niemand mehr, betrüge niemand, übernimm niemand. Fordere, was recht ist; denn was recht ist, lobt Gott. Halte ehrliches, gerechtes Maß und Gewicht, siehe selbst zu Deinen Sachen, täglich, stündlich, vom Keller bis zum Kornboden. Bediene, soviel Du es kannst, selbst Deine Gäste, verlasse Dich nicht allzuviel auf Ober- und Unterkellner, auf Hausknecht und Stallknecht, auf Koch und Büttner. Je mehr Du Gesinde hältst, je fetter füttert sich der Lollus.«

Nach dieser Vermahnung wurde der Wirt sehr nachdenklich, und sagte: »Ich danke Dir, mein Bruder; ich will thun nach Deinen Worten, die Du mir gesagt hast.«

Da beschwor der Mönch den Lollus wieder und sagte: »Lölle, kreuch' ein!« und schwerfällig kroch der Lollus hinterwärts wieder in die Erde zurück, und die Kellerecke war wieder leer und glatt wie zuvor.

»Mein Geld will ich Dir noch vier Jahre lassen,« sagte der Mönch; »dann aber muss meinem Heiligen Wort gehalten werden.« Darauf schied er von seinem Bruder hinweg.

Der Wirt befolgte mit Eifer seines Bruders treuen Rath, änderte seine Wirtschaft ganz und gar, richtete alles besser ein, sparte am rechten Orte, veruntreute aber nichts mehr. Seine Frau musste in der Küche selbst zum rechten sehen, was sie früher nicht gethan; richtiges Gemäß wurde hergestellt, auf der Glashütte wurden gerechte und vollkommene Weinflaschen geblasen, und die kleinen Zwergflaschen verschwanden. Dafür stellten sich die verschwundenen Gäste wieder ein, der Bratofen wurde nicht mehr kalt, und der Schornstein rauchte wieder schier Tag und Nacht.

Des Wirtes ganzes Wesen besserte sich in jeder Weise; sein Wohlstand nahm mit seiner Rechtlichkeit sichtbarlich zu; sein guter Ruf und der seines Hauses breitete sich weit aus, und die Gastwirte in den Nachbarstädten begannen ihn zu beneiden; denn die Reisenden fuhren lieber noch ein paar Stunden in die Nacht hinein, um nur in das gute Gasthaus zu gelangen, und nicht selten war dieses so von Gästen überfüllt, dass der fröhliche Wirt dennoch eine traurige Miene annehmen und die überzähligen Gäste abweisen musste.

Als nach dem Ablauf von vier Jahren der Mönch, des Wirtes Bruder, wiederkam, seinen Erbantheil zu be-

Der fette und der magere Lollus.

gehren, empfieng ihn der Wirt auf das freundlichste, setzte ihm ein herrliches Weinchen von der schönsten Farbe vor und allerlei schmackhaftes Backwerk, süße Kuchen und dergleichen, und legte ihm starke Geldrollen auf den Tisch, indem er sagte: »Hier, mein lieber Bruder, ist mit meinem besten Dank Dein Capital sammt allen Zinsen, redlich berechnet bei Heller und Pfennig!« Der Mönch aber sagte: »Lieber Bruder, die Zinsen nehme ich nicht; solches ziemet mir nicht nur nicht als einem Priester, sondern es stehet auch geschrieben: Du sollst nicht Wucher nehmen von Deinem Bruder. Aber ich freue mich, dass Du des fetten Lollus ledig bist und hast nur noch den magern.«

»So?« sagte der Wirt. »Wohnt der auch im Keller? Den möcht' ich auch sehen.«

»Den sollst Du sehen!« antwortete der Mönch, hieß den Wirt voran in den Keller gehen und hob drunten seine Beschwörung wieder an. Da bewegte sich ganz langsam hinten in der Ecke die Erde, und allmählich lugte ein schmales Köpfchen heraus mit ganz matten Augen.

»Lölle, gehe ganz herzu!« sprach der Mönch. Da wand sich der Lollus matt und mühsam aus dem Boden und erschien äußerst abgemagert; seine Haut glänzte nicht mehr wie Speckschwarte, sondern war verrumpfelt und verschrumpfelt wie eine Baumrinde und sah äußerst hinfällig aus. »Nun ist's gut, das freut mich!« sprach der Mönch. »Lölle, kreuch ein!« — Da kroch der Lollus wieder hinterwärts, aber ganz langsam, in den Kellerboden zurück, und in der Ecke war nichts zu sehen.

»Hab' acht, Bruder!« sagte der Mönch; »wenn Du bleibst, wie Du jetzt bist, so hält es der Lollus kein Vierteljahr mehr bei Dir aus. Entweder er verkommt, oder er geht ein Haus weiter und sucht sich einen Herrn, der ihn

besser nährt als Du.« — Dieses Trostes war der Wirt über alle Maßen froh und segnete seines weisen Bruders Rath tausendfach.

34.

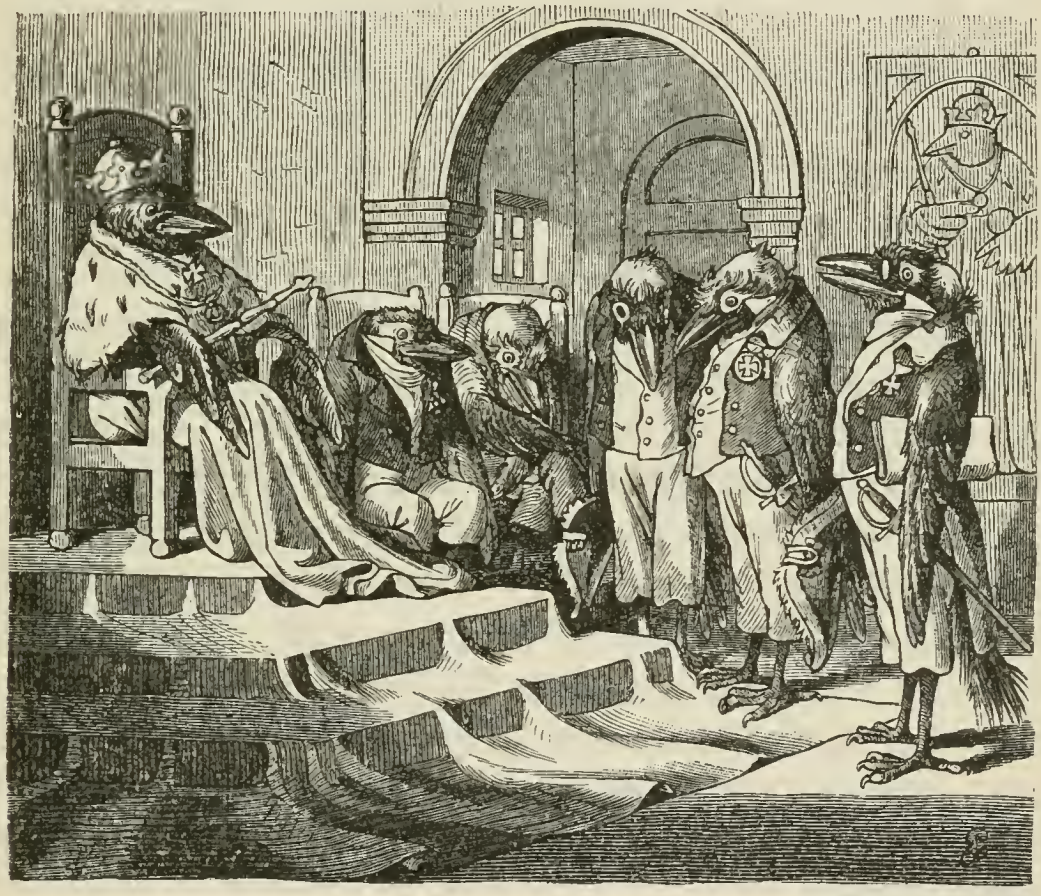
Die Adler und die Raben.

Auf einem großen Gebirge lagen zwei weite Wälder nachbarlich einander gegenüber, fern den Gegenden, welche Menschen bewohnen. In einem dieser Wälder horsteten eitel Adler, im anderen aber nisteten bloß Raben, und jedes dieser Vogelgeschlechter stand unter einem Könige von demselben Stamme.

Da geschah es, dass alter Hass aufs neue rege ward unter den Adlern gegen die Raben und in einer Nacht der Adlerkönig sich mit einer Schar der Seinen erhob, hinüber flog nach dem Rabenwalde, dort die schlafenden und keines feindseligen Angriffes sich versehenden Raben überfiel und ihrer eine große Anzahl tödtete, ohne dass der Rabenkönig nur etwas von diesem Überfall erfuhr, bis am Morgen, als er erwachte und sich von seinem Neste erhob. Da vernahm er den Schaden und großen Verlust der Seinen mit ernster Betrübnis und versammelte all seine Räthe und gedachte mit ihnen zu berathschlagen, wie man am besten diese untreue That der Adler rächen könne und solle. Da die Raben, wie die Naturgeschichte lehrt, merklich gute Redner sind, so fehlte es auch dem Rabenkönige nicht an der rechten Redegabe, und er sprach zu seinem versammelten Rathe also:

»Meine lieben Getreuen! Euch ist kund geworden, wie ohne vorherige Absagung und Kriegserklärung zuwider

allem Völkerrechte die Adler, unsere Nachbarn, uns heimlich bei nächtlicher Weile überzogen und viele der Unsern gemordet haben, ohne dass wir zur Zeit noch erfahren können, warum sie solches gethan haben. Werden wir das dulden und es ohne Wiedervergeltung geschehen sein lassen,



so wird es mehrmals geschehen; darum lasset uns rathschlagen, auf welchen Wegen wir das thun, was für uns und unsern Staat das Beste ist. Übereilt Euch nicht mit Eurem Rathe, sondern überlegt ihn wohl; denn unser aller Wohl oder Wehe hängt davon ab, ob wir weisen oder unweisen Rath schöpfen. Sinne ein jeder eine gute Weile nach über den unerhörten Fall, der unseres Reiches bisherige Wohlfahrt stört, ja sie mit Vernichtung bedroht,

wenn wir nicht Mittel finden, dem feindseligen Thun der Adler zu steuern.«

Auf diese Rede des Königs erfolgte eine geheime Sitzung bei verschlossenen Thüren, welcher nur die fünf Geheimräthe des Königs beiwohnten, den König an ihrer Spitze. Diese Raben waren mehrentheils von Alter ganz grau; einige waren sogar weiß befiedert, mancher hatte einen völlig kahlen Kopf, und fast alle giengen gebeugt einher, unter der Last ihrer Jahre, die, wenn man sie zusammen zählte, sich auf eine hohe Summe beliefen. Der König war weit jünger als sie alle. Als der letztere nun den geheimen Rath eröffnete, so nahm der erste, der Vorsitzende im geheimen Staatsrathe, als Minister-Präsident das Wort und sprach: »Großmächtigster König und Herr! Die alten Weisen haben schon ausgesprochen, was ich zu rathen mir gestatte. Wenn ein Feind Dir an Macht überlegen ist und Du nicht vermagst, ihm zu widerstehen, so weiche ihm, und vermiss Dich nicht mit einem eitlen und stolzen Herzen mit ihm zu kämpfen, sonst wirst Du des Schadens noch mehr von ihm erleiden, denn zuvor.«

Der König fasste den Sinn dieser Rede vollkommen wohl, äußerte seine Meinung aber nicht, sondern wendete sich an seinen zweiten Geheimrath und fragte: »Was sagest Du?«

»Allergnädigster König und Herr!« antwortete der Gefragte, »meiner unmaßgeblichen Meinung nach kann ich die Ansicht meines geehrten Freundes, der vor mir gesprochen, nicht theilen. Sollte es wohlgethan sein, so ohneweiters uns als besiegt zu erklären und unsere Heimat ohne den mindesten Versuch einer Vertheidigung aufzugeben? Nein, lasset uns in Eintracht bereit sein zu mannhaftem Widerstande, wehrhaft gerüstet und allewege wachsam. Hüter und Späher lasset uns aussenden, die uns alles künden,

was sie vom Beginnen der Adler gewahren, und kommen sie wieder, uns feindlich anzufallen, so lasst uns ihnen tapfer entgegen ziehen mit aller Macht. Vielleicht entweichen sie, wenn sie wahrnehmen, dass wir mit gleicher Münze ihnen zu zahlen bereit sind, wie sie uns. Schimpflich wäre uns Flucht mit Weibern und Kindern und das Verlassen dieses als Erbe unserer Väter geheiligten Waldes und Wohnsitzes. Den lasst uns behaupten und vertheidigen auf Tod und Leben; zu schmählichem Rückzuge und schimpflicher Flucht bleibt immer noch Zeit, wenn wir im Kampfe unterliegen.«

Schweigend hörte der König auch diesen Rath und gab dem dritten seiner Geheimräthe das Wort. Dieser erhob mit Würde sein ernst gesenktes Haupt und öffnete seinen Schnabel bedachtsam. »Allergnädigster König und Herr! Die verehrten Vorredner haben gewiss nach ihrer gewissenhaften, wenn auch entgegenstehenden Überzeugung gesprochen. Mir scheint es schwierig zu sein, gegen die Adler mit Hoffnung auf Sieg zu streiten, denn offenbar sind sie stärker, streitbarer und mächtiger; aber auch ich rathe nicht schimpfliche Flucht und freiwillige Verbannung an. Sende, o König, einen weisen, redekundigen Mann Deines Vertrauens zu den Adlern hinüber, der ihren König als Dein Gesandter in Deinem Namen frage, ob er Kenntnis von dem Überfalle gehabt, was dessen Grund sei, und womit wir denselben verschuldet? Vielleicht lässt sich das Geschehene als ein Missverständnis sühnen und auf dem Wege der Verhandlung gütlich beilegen. Vielleicht lässt sich auch von unserer Seite der Friede mit den Adlern erkaufen, damit wir ruhig im Schoße unserer Heimat verbleiben. Denn das ist das Wort der alten Weisen: Besser ist Friede, denn Krieg, und nicht schimpflich ist es, Tribut zu entrichten dem unbesiegbaren Feinde!«

Der Sprecher schwieg, und schweigend gab der König dem vierten Rathe das Wort. Dieser, minder hochbetagt als sein Vorredner, hob sein Haupt mit kühner Bewegung und sprach mit männlicher Kraft: »Keiner der verehrten Rathgeber hat ausgesprochen, was uns in Wahrheit frommen mag! Ich stimme gegen das gänzliche Aufgeben und Verlassen unseres Wohnsitzes; ich stimme gegen den ungleichen Kampf, der nur mit unserer schmählichen Niederlage und Knechtung enden würde; ich stimme gegen Verhandlung mit jenen nichtswürdigen Adlern, und vor allem stimme ich gegen einen Tribut, der uns ihnen gleichsam unterordnet. Mein unmaßgeblicher Rath ist, eine Zeitlang zu weichen, uns draußen Bundesgenossen zu werben, und dann unversehens mit Heeresmacht zurückzukehren, den Adlern zu thun, wie sie uns gethan, um unsern Wohnsitz uns wieder zu gewinnen. Die alten Weisen sagten: Wer sich seinem Feinde unterwürfig macht, der hilft ihm wider sich selbst.«

Der König wiegte bedächtig sein Haupt hin und her; er faßte und wog den Sinn aller vernommenen Worte in seinen Gedanken und winkte dem fünften seiner Räthe, zu sprechen. Dieser begann: »Meinem Bedünken nach frommt uns keiner von allen den bisher gegebenen Rathschlägen vollkommen. Ich kann zwar ebenfalls nicht dafür stimmen, gegen einen uns überlegenen Feind zu streiten. Ich fürchte die Aare. Niemand soll seinen Feind zu gering achten! Ich kann aber auch nicht zu schimpflicher Flucht rathen, ebensowenig zu schimpflichem Tribut, und noch minder möchte ich den Adlern die Ehre einer Gesandtschaft unsererseits angethan sehen, denn einer solchen würden sie sicherlich spotten. Die alten Weisen geben den Rath: Niemand nahe sich seinem Feinde, so er nicht eigenen Vortheil gewahrt. Mein Rath und Vorschlag ist der, abzuwarten mit List und Vor-

sicht, was weiter von Seiten der Adler gegen uns vorgenommen werden will, keine Furcht zu zeigen, aber auch keine Herausforderung, keine Demüthigung, aber auch keinen Übermuth. Ein Weiser sieht seinen Schaden voraus und bewahrt sich vor ihm, bevor er ihm naht. Denn unwiderruflich, wenn es schon nahe kam, ist uns das Unheil. Mit sanfter Gewalt, durch List und Verstand vermeiden wir vielleicht den Krieg und die Unterjochung.«

Jetzt nahm der König fragend das Wort: »Wie meinst Du das? Welche List willst Du brauchen gegen die Adler? Sprich es ganz aus, was Du im Sinne hast.«

Der Sprecher erwiderte: »Höre mich, mein König und Herr! Wenn ein König seine Räthe befragt, die er als Weise erkannt, und welche Kenntnis von allen Dingen besitzen, so wird sein Reich wohl bestehen, und seine Macht wird genährt und gestärkt. Verschmäht aber ein König den Rath seiner Weisen und folgt, selbst wenn es ihm an eigener Klugheit und Einsicht nicht mangelt, nur seinem eigenen Willen und Vorsatz, dann wird er selten ein glückhaftes Ende seiner Rathschläge sehen, und sein Reich wird nicht zur Blüte gelangen. Lasset uns unser aller Rath so lange prüfen und weislich durchdenken, bis wir das finden, was das gemeinsame Beste ist. Mein Rath ist dieser: Zum ersten, dass wir uns des Eindrucks entschlagen, den der Schreck des unvermutheten feindlichen Überfalles auf unsere Herzen machte, und mit gestärktem herzhaften Gemüthe Beschlüsse fassen. Zweitens, dass wir uns völlig klar werden über die Ursache des Überfalles und der Feindseligkeit der Adler gegen uns, eine Ursache, die in alter Zeit wurzelt. Ohne diese Ursache zu kennen und reiflich zu erwägen, ist unsererseits ein vernunftgemäßer Entschluss nicht möglich.«

»Aber wie sollen wir diese Ursache ergründen?« fragte der König.

»Sie ist ergründet, ich kenne sie, mein König,« antwortete der Sprecher.

»So sage sie!« gebot der König.

»Sie ist ein Geheimnis, mein königlicher Gebieter!« entgegnete der weise Rathgeber. »Die alten Weisen gaben aber das schöne Räthsel auf: Was ist für einen zu wenig, für zwei genügend, für drei zu viel? Das Geheimnis; und was ich Dir zu sagen habe, ist nur für zwei Zungen und für vier Ohren tauglich. Wie weise auch mancher Herrscher sei, alles kann er doch nicht wissen; darum heißen der Herrscher vertraute Räthe Geheime, dass er ihnen seine Heimlichkeit anvertraue und sie ihm hinwiederum mittheilen, was nicht ein jeder andere zu wissen braucht.«

Auf diese Worte hob der König die Sitzung seines Geheimrathscollegiums auf, hieß den weisen Rath ihm in ein anderes Gemach folgen und fragte ihn dort: »Was weißt Du von der Ursache des gegen uns offenbar gewordenen Hasses der Adler?«

»Die ganze Ursache wurzelt in einer Rede, mein König, die einmal ein Rabe gehalten hat,« antwortete der Geheimrath.

»Setze Dich nieder, und erzähle mir das!« sprach der König und ließ sich ebenfalls nieder, um aufmerksam zuzuhören, und der Rathgeber erzählte.

35.

Vom Hasen und dem Elephantenkönige.

»Es kamen einmal alle Geschlechter der Vögel zusammen, gemeinsam einen neuen König zu küren, denn ihr bisheriger König war gestorben und sie waren bereits unter

sich einig, den Aar zum Könige zu wählen. Schon sollte die Wahl erfolgen und bestätigt werden, da sah die Versammlung von weitem den Raben geflogen kommen, der sich verspätet hatte, und da sprachen einige der Versammelten: »Es ist gut, dass der Rabe auch kommt, auf dass wir seinen Rath ebenfalls vernehmen;« und als der Rabe sich niederließ, sprachen sie zu ihm: »Es ist recht, dass Du kommst, Dein Stimmrecht auszuüben, wie jeder von uns befugt und berufen ist; gern hören wir Deine Meinung, doch sind die meisten Stimmen für den Adler als unsern künftigen König.« Darauf antwortete der Rabe: »Wenn über die Wahl bereits entschieden ist, so bleibe ich in der Minderheit und bin von vorn herein überstimmt, aber dennoch gebe ich mein Nein zu diesem Euern Beschluss. Und selbst wenn es keine edleren Geschlechter unter uns Vögeln mehr gäbe, keine Königsgeier, Edelfalken, Reiher und heilige Ibisse, Schwäne und Paradiesvögel, sondern nur Tauben, Spatzen, Nachteulen und Rohrdommeln und dergleichen, so würde ich dennoch nicht für den Adler als unser gemeinschaftliches Oberhaupt stimmen; denn er wird von bösen Sitten beherrscht, seine Farbe ist ein unentschiedenes gefleckes und getigertes Braun, seine Zunge trägt er verkehrt im Schnabel, schöne Reden zu halten, wie wir weisen Raben, vermag er gar nicht, und doch kommt so unendlich viel darauf an, dass ein Herrscher gut zu sprechen und Reden zu halten wisse. Der Adler ist ein halber Thor, in seinem ganzen Wesen und Geberden ist kein Adel, nicht das, was wir noble Haltung nennen, Vernunft besitzt er gar keine, desto mehr aber Grimm und Grausamkeit, jähen Zorn und gnadenlose, unbarmherzige Tyrannei. Sein ganzes Geschlecht ist von jeher übel berühmt, hat stets auf Schlimmes gesonnen und ist arglistigen, tückischen Herzens auf anderer Schaden bedacht ge-

wesen, ist so voll Bosheit, dass ich es gar nicht auszusprechen vermag. Darum sage ich Euch, wählt keinen Adler zu unserem Könige, suchet Euch einen andern, wenn er auch minder klug und scharfsichtig ist; edle Einfalt der Gemüthsart ist besser, als behende, allüberlistende Klugheit. Denn wäre einer König, und immerhin etwas beschränkten Verstandes, wenn er nur weise Minister hat und fromme Räthe und Beisassen, so wird sein Reich wohl bestehen, wie wir ein Beispiel haben an dem Könige der Hasen. Dieser war nicht besonders klug und weise, aber er folgte weisen Rathschlägen und das kam ihm zugute.«

»Auf diese Rede fragten alle Vögel, welche so aufmerksam zuhörten, wie Du jetzt mir, mein allergnädigster König und Herr« — fuhr der weise Rathgeber zu erzählen fort — »was denn der Hasenkönig gethan und vorgehabt? Worauf der Rabe antwortete:

»Es war einmal ein übertheures Jahr, und dabei so trocken, dass die Früchte des Landes verdorrten und alle Quellbrunnen versiegten; das fiel allen Thieren zu ertragen sehr schwer, am schwersten aber denen, welche vieler Pflanzennahrung bedürfen, folglich den größeren und größten, namentlich den Elephanten. Diese traten zusammen und klagten ihrem Könige ihre große Noth und sprachen: »Uns gebricht es täglich mehr an Wasser und Weide. Wäre es Dir genehm, so wollten wir Boten aussenden, eine andere Wohnstätte zu suchen, dass wir unser Leben erhalten.« — »Ich habe nichts dagegen, thut nach Eurem Rath und Gefallen!« antwortete der Elephantenkönig. Darauf ernannten die Elephanten einen Ausschuss und schickten dessen Mitglieder aus, umher zu lugen und zu suchen, wo sich ein besserer, wasserreicherer Wohn- und Weideplatz böte. Davon gelangten einige in das Königreich der Hasen; das war ein lustiger Ort, mit einem Brunnen, welcher dem Monde

heilig war, wie denn auch die Hasen dem Monde heilig waren vor alten Zeiten. Dort rings um den Brunnen waren die unterirdischen Höhlen der Hasen. Den ausgesandten Spähern gefiel Ort und Gelegenheit gar zu wohl; sie kehrten heim und erstatteten Bericht über den neuen Wohnsitz. Von den Hasen hatten sie nichts wahrgenommen; denn der Kleine fürchtet den Großen, und die Weisen behaupten, es sei von Seiten Kleiner nicht gut Kirschen essen mit den Mächtigen. Auf die gute Botschaft hin brach das Elephantenvolk sammt seinem Könige auf, und sie zertraupelten den armen Hasen Wohnungen, Höhlen und Ansitze in Grund und Boden, sammt einem Theile des zaghaften Völkleins. Da war des Jammerns kein Ende, und die Hasen liefen haufenweise zu ihrem Könige und klagten ihm ihr Herzeleid und wollten Rath und Hilfe von ihm. Aber da war guter Rath theuer und Hilfe fern; denn was vermag das schwache Häslein gegen den mächtigen Elephanten? Der Hasenkönig aber berief dennoch seine Räthe und sprach zu ihnen: »Ich fühle wohl, dass ich nicht weise genug bin, meinem zertretenen Reiche zu helfen; darum rathet Ihr, was uns zu thun ziemt, redlich und getreulich, mir und Euch und der gesammten Hasenheit zu Nutz und Frommen.« Da sprach ein alter Hase, welcher weise und gelehrt war und in großer Achtung stand: »Wenn es Dir gefällt, so sende mich, mein König, und noch einen Deiner Getreuen, der meine Werbung vernehme und Dir darüber berichte, zum Könige der Elephanten.«

Der Hasen-König erwiderte auf diese Rede: »Mich will bedünken, Du seiest getreu und weise genug, und ich vertraue Dir sonder allen Argwohn ganz allein. Vollziehe die Sendung und melde, was Du ausgerichtet. Sage auch dem Könige der Elephanten meinen Gruß, und außerdem in meinem Namen alles, was Dir gut dünkt; denn ein

Botschafter muss wissen, wie er sich verhalte, und alles beobachten und in Anwendung bringen, was ihm nützlich erscheint.« — Hierauf machte sich der Hase in einer hellen Vollmondnacht auf und gieng nach dem Mondbrunnen; doch überlegte er mit Vorsicht, dass er von zarter Leibes-

und Gliederbeschaffenheit sei und dachte der alten Sprichwörter: »Wer sich muthwillig in Gefahr begibt, der kommt darin um, und wer unter die wilden Thiere geht, den zehren sie auf. Ich will diesen Berg besteigen und mit dem Elephantenkönige Zwiesprach pflegen.«

Der alte Hase that, wie er gesagt, und kam vor den Elephantenkönig und sagte zu ihm: »An Dich, großmäch-

tigster Herr und König, sendet mich der Mond, mein nachtbeherrschender Gebieter. Höre seine Botschaft durch mich an in Deiner Weisheit und lass mich nicht etwa Missfälliges entgelten; denn ein Abgesandter ist nur ein Werkzeug.«

Der Elephantenkönig sprach: »Sage mir an, was ist es, das der Mond wünscht und gebeut?« und der alte Hase erwiderte:

»Also entbietet Dir durch meinen Mund der Mond: Der Mächtige, der seiner Macht vertraut, lässt sich leicht durch diese bewegen, zu streiten gegen den, der noch mächtiger und stärker ist, und sein Kampfgelüst wird ihm leicht zu einem Strick um seine Füße. Du, o König, lässest Dir damit nicht genügen, dass Du der mächtigste und größte bist unter allen Thieren; nein, Du hast Deinen Zug unternommen gegen mein armes Volk, das Volk der Hasen; Du hast mit den Deinen ihre und ihrer unschuldigen Kindlein Weide zertreten und meinen und ihren Brunnen. Thue dies nicht mehr, hebe Dich mit den Deinen anderswohin von dannen, oder ich will Eure Augen trübe machen, spricht der Mond, und Euch von dannen bringen mit meinem grimmigen Zorn. — Und so Du, o König, meinen Worten nicht glaubst, so soll ich Dir des Mondes zornvolles Antlitz zeigen.«

Da erschrak der Elephantenkönig und gieng mit dem Hasen zu dem Mondbrunnen, und der letztere ließ ihn in das Wasser sehen und sagte: »Schmecke mit Deiner langen Nase hinab, so schmeckst Du den Mond.« Da stieß der Elephant seinen Rüssel in den Mondbrunnen, und da bewegte sich alsbald das Wasser, und das widerspiegelte klare Antlitz des Mondes verzerrte sich. »Siehest Du, o mächtiger König!« rief der Hase, »wie grimmig der Mond Dich anschaut und seinen ganzen Zorn Dir verkündet durch seine Mienen über das Arge, das Du ihm und seinem Volke gethan!«

Darauf sprach der Elephantenkönig: »O Herr, Du heiliger Mond! Nimmermehr will ich oder soll einer der Meinen wider Dich und die Deinen sein! Gern wollen wir weichen von Deinem Heiligthum.« Und er that also und zog ab mit den Seinen weit hinweg von dem Mondbrunnen, und die Hasen nahmen wieder Besitz und bauten ihre Wohnungen aufs neue, und sie wohnen noch heute in Frieden an ihrem Orte.

»Dieses,« sprach der zu dem Volke der Vögel redende Rabe, »habe ich Euch als ein Beispiel gesagt, dass Ihr einen verständigen König Euch wählt, der, wie jener König der Hasen, auf verständigen Rath achtet und nicht selbstherrisch immer oben hinaus will, wie der Adler, und auf der Irrigkeit eines starken Kopfes beharrt, oder der auch, weil Weisheit ihm mangelt, wie dem Elephantenkönige, leicht zu überlisten ist. Es ist auch ganz gegen des gesammten Vogelreiches Satzung, dass alle ein gemeinsames Oberhaupt haben. Mögen die Adler einen Adler zum Könige wählen, — dagegen lässt sich nichts sagen, — die Geier ihren Geierkönig und die Zaunhüpferlinge ihren Zaunkönig, jedes Volk seinen eigenen; dafür sind die Geschlechter unterschieden. Was soll, um nur ein Beispiel Euch zu sagen, dem Taubengeschlechte ein Adler zum Könige? Er wird seine Krallen in ihrem Blute baden und sie fressen. Wahrlich, welches Geschlecht sich einen andern Gebieter erwählt und dem falschen Fremdling vertraut, dem geschieht billig, wie dem Hasen und dem Vogel, die in einer Streitsache einen unbekannten Mann über sich zum Richter erkoren.« »Wie war das?« fragten die Vögel. — »Ich will es, mit Eurer Erlaubnis, Euch vortragen,« erwiderte der Rabe, der Sprecher in der befiederten Versammlung.

36.

Von einem Hasen und einem Vogel.

Auch ich hatte einst,« sprach der Rabe, — so erzählte der weise Rathgeber des Rabenköniges — zu den aufhorchend um ihn versammelten Vögeln, »einen guten Freund, einen Vogel; sein Name gehört nicht zur Sache. Derselbe hatte die Gewohnheit, wenn er sein Nest verließ, — das in der Nachbarschaft des meinen, in einer Felskluft sich befand, — oft sehr lange wegzubleiben, so dass ich manchesmal glaubte, er sei in der Fremde verunglückt oder gestorben oder gefangen, oder er habe sich anderswo häuslich niedergelassen. Da geschah es, dass ein Hase jene Felskluft fand und in ihr das weiche warme Vogelnest und sich hinein bettete. Ich hielt es nicht für weise, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen, und gedachte bei mir: Weshalb solltest Du dem Hasen die Wohnung wehren, da doch vielleicht der Vogel nicht wiederkehrt? Auf einmal vernahm ich ein Gezänk unter mir; denn der Baum, welcher mein Nest trug, stand dicht neben dem Felsen. Mein Nachbar, der Vogel, war wieder da, saß außen vor dem Felsloche und kreischte: »Das ist mein Nest! Packe Dich gleich heraus!« Drinnen aber saß der Hase und rief: »Ich bin im Besitze dieser Wohnung und schon eine geraume Zeit. Da

könnte jeder kommen, dem sie anstünde, und könnte sagen: Zieh aus!«

»Du bist ein ehrvergessener, schlechter Hase!« schrie der Vogel. »Ein Räuber bist Du! Das Nest ist mein und Du wirst es räumen!«

»Nein — ich werde es nicht räumen!« erwiderte der Hase. »Schimpfe und schwätze Du, soviel Du willst! Glaubst Du eine gerechte Sache zu haben, so verklage mich! Vor dem Richter will ich Dir Rede stehen, hier aber nicht.«

Hierauf verwahrte der Hase seine Thüre und zog sich in das Innere der Felskluft zurück.

Eine Zeit darauf kam der Vogel wieder und sagte zum Hasen: »Ich weiß einen frommen, redlichen Alten, der soll Recht sprechen zwischen Dir und mir. Folge mir zu ihm!« — »Wer ist es? Wie heißt er?« fragte der Hase. — »Ich habe ihn noch nicht gesprochen,« antwortete der Vogel. »Er lebt noch nicht lange in dieser Gegend; er ist ein frommer Einsiedler, welcher den ganzen Tag fastet und betet und voll ehrbaren Wesens sich zeigt. Er soll früher ein Maushund gewesen sein, hat sich aber längst der Katzennatur abgethan und aller Üppigkeit der Welt, allen schnöden Mäusefraßes. Er vergießt kein Blut, nährt sich von Wurzeln, Gras und Kräutern, sein Getränk ist nur klares Wasser. Er wird ganz gewiss unparteiisch über uns Urtheil sprechen.«

»Eine Katze? Ein alter Maushund?« fragte misstrauisch der Hase. »Dem traue ich nicht sonderlich. Das Sprichwort sagt: Die Katze lässt das Mausen nicht.«

Aber der Vogel hörte nicht auf, in den Hasen zu dringen, bis dieser mit ihm gieng. Ich folgte von ferne nach, zu sehen, wie das ablaufen werde. Die Katze — eigentlich ein großer wilder Kater — saß, wie ich von weitem sah, vor ihrer Wohnung und sonnte sich, dehnte

sich behaglich aus, beleckte sich die Pfoten und strich den Bart. Plötzlich, wie sie den Vogel und den Hasen kommen sah, huschte sie in ihr Gemach, und als die beiden Gefährten zu ihr eintraten, fanden sie dieselbe, in ein härenes Büßergewand gehüllt, in betender Stellung auf den Knien liegen. Da gewann auch der Hase Zutrauen und freute sich, einen so heiligen Mann kennen zu lernen, und nun entschuldigten beide um die Wette die Störung in der Andacht und baten, ihrem Anliegen ein geneigtes Ohr zu leihen.

»Liebe Freunde!« sprach der Maushund mit leiser und heiserer Stimme, indem er die Augen frömmelnd verdrehte, »ich bin alt, meine Augen sind trübe und dunkel, um mein Gehör stehet es sehr übel. Gehet nahe herzu, und redet recht laut, dass ich ja alles richtig vernehme.«

Nun erzählten Vogel und Hase, wie sie mit einander ob des von einem verlassenen, vom andern in Besitz genommenen Nestes in Streit und Hader gekommen und sich dahin geeinigt, sich seinem unparteiischen Urtheilsspruche zu unterwerfen. Als sie beiderseits schwiegen, sprach der wilde Maushund wieder ganz heiser: »Hab' Euch wohl verstanden, liebe Kinder, wohl verstanden. Ich will Euch gut berathen und Euch weisen die Wege der Gerechtigkeit. O, dass mich der Himmel erleuchte, ein rechtes und richtiges Urtheil in dieser Eurer so überaus wichtigen Sache zu fällen und in diesem schwierigen Falle die Wahrheit zu finden! Denn besser ist es, eine Sache geht verloren durch die Beleuchtung mit der Fackel der Wahrheit, als dass sie durch Lug und Trug und Unwahrheit fälschlich gewonnen werde. Ach — ach! Was haben wir denn hienieden? Keine bleibende Stätte! Nur das eine nehmen wir mit hinüber in die zukünftige Welt, die Werke, die wir vollbracht haben zu unserer Seelen Heil oder zur Verdammnis. Gönnte doch ein jeglicher seinem

Nächsten hienieden Gutes! Tretet getrost näher, liebe Kinder, und ruhet Euch aus, derweil ich im Gebet um Erleuchtung in Eurer Sache flehe.«

Hase und Vogel vertrauten diesen heuchlerischen Worten des falschen heimtückischen wilden Katers; ich aber, der ich nahe geflogen war und jedes Wort vernommen hatte, hörte nur noch, wie die Katze ihre Thüre zuwarf, und wie der Vogel drinnen jämmerlich schrie. Das ungetreue Thier hatte Vogel und Hasen erwürgt, verspeiste beide und bezog dann jene verlassene Wohnung, welche besser gelegen und eingerichtet war als die armselige des Maushundes, worauf ich alsbald aus dieser gefährlichen Nachbarschaft auswanderte.

Sehet hier ein Beispiel, wie blindes Vertrauen, das man auf unbekannte Leute setzt, die sich, gleich den Adlern, uns durch ihre Arglist und Bosheit nähern, sich bestraft. Der Adler ist unter den Vögeln gerade das, was der Wolf unter den vierfüßigen Thieren. Und ich bleibe dabei, und wiederhole es Euch dringend und warnend, ja warnend: Wählt nimmer den Adler zum König! —

»Mit erhobener Stimme« — fuhr der alte Geheimrath Rabe dem Könige, seinem Herrn, zu erzählen fort — »endete der gewandte Volksredner seinen Vortrag, und was war die Folge? Kein Vogel wollte nun den Adler zum Könige haben; es wurde nichts aus der ganzen Königswahl, die Rednergabe des Raben feierte einen glänzenden Sieg; wenig fehlte, so hätte man ihn zum Könige ausgerufen.«

»Und was sagte der Adler dazu?« fragte der König.

»Das soll mein gnädigster König und Herr sogleich erfahren,« erwiderte der Geheimrath. »Der Adler sprach zum Raben: Sprich, Rabe, was habe ich Dir jemals zu Leide gethan? Aus welchem Grunde wälzest Du so viele

Schmach auf mich? Nie habe ich etwas wider Dich verschuldet, und Du mit Deinen giftigen und verläumderischen Worten raubst mir heute eine herrliche Krone, die ich schon nahe ob meinem Haupte schweben sah! Aber bei aller Wahrheit schwöre ich Dir heilig und theuer, Du Lästerredner: Ein Baum, in den ein Mensch mit der Axt haut, wächst wieder zusammen, und eine Schwertwunde durch Fleisch und Bein mag wieder heilen. Aber die Wunden, welche die Zunge schlägt, die heilen nicht, und ihr Schade gewinnt kein Ende. Deine Worte sind mir ein glühendes Schwert, das mir immerdar im Fleische wüthet. Feuer mag durch Wasser gelöscht werden und der Brand des Haders durch Schweigen; der Schlangen Giftbiss heilt durch Gegengift und die Wunde der Traurigkeit durch Hoffnung. Aber das Feuer der Feindschaft, in das die Zunge Öl gießt, das brennt ohne Ende. Heute hast Du, o weiser Redner Rabe, einen Dornbusch gepflanzt zwischen Dein Geschlecht und mein Geschlecht; der soll dauern und grünen von Weltalter zu Weltalter, bei unserm und unserer Kinder und spätesten Enkel Leben, und soll Euch die bitterste Frucht des Hasses tragen! Das sei Dir zugeschworen bei Jupiters Blitzen!«

Als die Vögel die Zornworte des Adlers vernahmen, erschraken sie und hoben ihre Schwingen und flogen davon, nach allen vier Winden; und der Adler flog auch davon, und keiner sagte weiter ein Wort; nur der Rabe saß einsam und verlassen auf dem Steine, der ihm als Rednerkanzel gedient hatte und wurde sehr nachdenklich und sprach zu sich selber: »Nun habe ich auch geredet. Weiser wäre gewesen, wenn ich geschwiegen hätte. Die alten Weisen sagten: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Jetzt habe ich durch meine Warnung mir und meinem Geschlechte der Aare ewigen Hass heraufbeschworen. Der Adler hat mich mit Machtworten niedergeschmettert, und keiner der anderen Vögel hat

auch nur den Schnabel aufgethan, das Wort für mich zu nehmen, trotz ihres vorherigen tollen Zujauchzens. Sie waren klug, sie haben das Gold des Schweigens gefunden; sie haben nicht Neigung gehabt, ihre Zungen zu verbrennen, wie ich gethan, ich alter Narr und alberner Schwätzer. Jene gedachten der Zukunft, ich hatte nur die Gegenwart im Auge. Stütze sich doch kein weiser Mann auf seine Weisheit und kein Starker auf seine Stärke, und belade sich nicht, um andern zu nützen, mit Feindschaft; sonst ist er der Thor, der Gift genießt, um hernach dessen Wirkungen mit Gegengift zu hintertreiben; solches Thun kann leicht fehlschlagen. Für den unweisesten und allerdümmsten aller Vögel muss ich mich von heute an und immerdar selbst halten. Konnte ich nicht dessen eingedenk sein, was die alten Weisen sagten: Das ist der schädlichste Verlust, den sich einer durch Worte zuzieht — bevor ich mit meinem dummen Schnabel die ewige Feindschaft der Adler gegen mein Geschlecht entzündete!«

So klagte der Rabe und nahm sich seine unweise Rede dermaßen zu Herzen, dass er bald darauf erkrankte und starb.

»Siehe, mein König,« endete der Geheimrath seine Mittheilung, »das ist die Ursache des Adlerhasses gegen uns.«

»O wehe!« seufzte der König, »wollte der Himmel, dass jener unweise Rabe nie aus dem Ei gekrochen wäre, statt uns in diese Noth zu bringen. Jetzt werden uns noch die Zähne von den sauern Träublein stumpf, die unsere Väter gegessen haben. Aber nun rede weiter, was soll es werden, was sollen wir thun?« —

37.

Von einem Einsiedel und drei Gaunern.

»Ein kluger Mann vollbringt durch Einsicht und überlegten Entschluss, was manchem stärkeren misslingt!« sagte der weise Rabe, des Rabenkönigs Rathgeber zu diesem. »Ich muss dabei jener Gauner gedenken, die mit ihrer List und Schlauheit einen Einsiedel also täuschten, dass er das nicht mehr glaubte, was doch seine Augen sahen.«

»Wie geschah das?« fragte der König, und der Rabe antwortete:

»Es war einmal ein Einsiedel, der gieng und kaufte sich eine Geiß, sie bei seiner Hütte zu halten und ihre Milch zu genießen. Das sahen von weitem drei Diebe und besprachen unter einander, wie sie ohne Gewalt den Waldbruder um die Geiß betrügen möchten. Sie vertheilten sich alsbald so, dass einer nach dem andern dem Einsiedel begegnete, in kurzen Fristen hintereinander. Der erste, welcher zu ihm kam, bot ihm den Gruß und sagte spöttisch: »Waldbruder! Ihr sorget Euch gewiss, dass die Diebe Euch Eure Schätze stehlen wollen, weil Ihr Euch einen Hund gekauft habt. Was wollt Ihr mit dem Hunde thun?« — »Es ist kein Hund, es ist eine Ziege!« sagte der Einsiedel gelassen, aber jener behauptete steif und fest, es sei ein Hund, bis der zweite Gauner hinzukam und auch grüßte und ebenfalls fragte, was der fromme Waldbruder mit dem Hunde thun wolle? »Ein heiliger Mann,« sagte er, »muss sich nicht mit einem so unreinen Thiere befassen; ich thäte mich seiner sicherlich und ohne Säumen ab. Eines Hundes Gebell stört Gebet und Andacht, und nirgend steht geschrieben, dass die heiligen Apostel Hunde geführt oder sich gar mit solchem Gethier getragen hätten.«

Jetzt kam der dritte Schalk hinzu, als jene drei noch über den vorgeblichen Hund stritten, und sprach: »Aha! Ihr habt hier einen Hundehandel! Was soll der Köter gelten? Ich suche just ein solches Vieh zu kaufen.«

Jetzt glaubte der Einsiedel allen Ernstes, seine Geiß sei ein Hund, und der sie ihm verkauft, habe ihn betrogen, und da warf er im Zorn die Geiß hin und eilte von dannen, seiner Klause zu, wo er sich wusch und säuberte.

Die drei Gauner aber nahmen die Geiß, trugen sie heim, schlachteten und brieten sie und ließen sich den Braten gut schmecken, indem sie des Einsiedels Einfalt noch lange belachten.

»Dieses sagte ich Dir, mein König,« fuhr der weise Rabe fort, »auf dass Du erwägest, dass, wie klug und mächtig auch die Adler sind, wir mit List und Schlauheit uns ihrer dennoch entledigen können. — Und nun, mein allergnädigster König, sage ich Dir erst mein eigentliches Geheimnis, denn die Ursache der Feindschaft zwischen den Adlern und den Raben ist vielen kundig und von

unserer Väter Überlieferung her noch manchem Alten im Gedächtnis. Mein Rath, den ich Dir jetzt gebe, muss zwischen Dir und mir das tiefste Geheimnis bleiben. Erstens überschütte mich vor den andern mit der scheinbaren Zornschale Deiner Ungnade; thue, als habe ich Dir falschen und böslichen Rath gegeben, hacke auf mich vor dem ganzen Hofhalte, verwunde mich und lass mich auf der Erde liegen; dann erhebe Dich mit Deinem gesammten Volke, flieget von dannen so weit, dass man keinen Raben mehr ringsum erblicke, und haltet Euch an einem andern Orte so lange still, bis ich wieder zu Dir zurückkehre und Dir gute Botschaft ansage.«

Diesen Rath befolgte der König der Raben. Und als die Kundschafter der Adler wahrgenommen, dass das Volk der Raben sammt seinem Könige sich von dannen gehoben, so kamen sie in Scharen sammt ihrem Könige nach dem Rabenwalde und zerstörten der Raben Nester, und einer unter ihnen sah den verwundeten Raben unter einem Baume liegen und flog zu ihm nieder.

38.

Der listige Rabe.

Der Adler, welcher zu dem am Boden scheinbar elend daliegenden Raben flog, fragte nun diesen alsbald: »Wer bist Du? Wie kommst Du hieher? Wohin sind Deine Brüder gezogen?«

Mit matter Stimme antwortete der Rabe: »Was quälst Du mich mit Fragen? Siehst Du nicht meinen elenden Zustand? Lass mich ruhig liegen und sterben! Ich vermag Dir nichts zu sagen; könnte ich aber ein Wort mit Deinem Könige reden, so würde ihm daraus kein Schade entspringen.« Da rief der Adler den Adlerkönig herbei, und als dieser den Raben erblickte, sprach er: »Diesen kenne ich wohl! Er ist des Rabenkönigs vertrauter Geheimrath und ein Abkömmling jenes elenden Schwätzers, der meinen Ahnherrn um die allgemeine Reichskrone des gesammten Geflügels brachte. Mich wundert äußerst, dass wir ihn in solcher Lage finden.«

Darauf fragte der Aarenkönig den alten Raben: »Was hat denn Dich in solche Widerwärtigkeit gebracht?«

»Ach, großmächtiger Herr und König!« antwortete der Rabe, »böser Rath und närrisches Verständnis!«

»Wie so?« fragten die Adler — und jener antwortete: »Nachdem Ihr den Raben also thatet, wie Ihr gethan, und viele getödtet, berief unser König seinen geheimen Rath und fragte uns, seine Rathgeber, ob er wider Euch streiten solle? Da sprach ich: Mich bedünket mit nichten, gegen die edlen Aare zu streiten; denn sie sind mächtiger als wir, und frischeren Herzens. Mein Rath ist, uns mit ihnen zu vertragen, Ruhe und Frieden zu halten, ihnen vielmehr, statt ihnen uns widerspenstig zu zeigen, einen jährlichen Tribut zu entrichten und in ihren Schutz uns zu begeben. Da kam ich aber sehr übel an; denn alle anderen Räthe riethen unserem Könige, gegen Euch zu streiten und zu kämpfen auf Tod und Leben, es falle wohl oder übel aus. Ich blieb dagegen fest auf meiner Meinung und rief: Niemand wird leichter von seines Feindes Hand erlöset, als wer sich ihm unterwürfig macht. Sehet die Saat auf dem Felde und die Halme der Wiesengräser, wie sie sich beugen vor dem Winde. Dem hohen und harten Baum bricht der Wind die Krone ab, weil der Baum sich bedünken läßt, er dürfe nicht weichen und wanken, aber das schlanke schwache Rohr bleibt ungebrochen, weil es Demuth gelernt hat. Demuth schützt vor Wehmuth! Als ich so redete, schrien alle, die mich hörten: Du bist ein treuloser Rathgeber! Du hältst zur Schar unserer Feinde! Du förderst unseren Verlust, um Dir drüben Gunst zu machen, Du ehrloser Verräther, der Du bist! — und fielen über mich her und schlugen mich, bissen mich, kratzten mich und traten mich mit Füßen, so dass ich halb todt hier liegen blieb und mich nur wundert, dass ich noch athme.«

Auf diese Rede wandte sich der Adlerkönig an seinen ersten Geheimrath mit der Frage: »Was bedünket Dich, dass wir mit diesem Raben beginnen sollen?«

»Nichts, mein König,« antwortete der erste Rath, »bedünket mich besser, als dass wir diesen Raben alsobald erwürgen; denn er ist ungleich klüger als wir, er ist einer der listigsten und verschlagensten unter dem ganzen Rabengeschlechte. Mit seiner Vertilgung bereiten wir dem Rabenkönige und den Raben den empfindlichsten Verlust, und uns ungleich größere Sicherheit; denn jene haben keinen zweiten, der ihnen so wohlüberdachten, klugen und schlauen Rath zu ersinnen vermöchte, wie eben dieser. Die alten Weisen sagten: Wem Gott etwas Großes und Gutes in die Hand gibt und er verliert es, der findet es selten wieder, und wer einen Feind hat, den das Glück ihm in die Hand sendet, und er achtet das nicht und lässt den Feind wieder entgehen, der ist ein Thor, dem alle Weisheit der Welt nicht frommen mag.«

»Was meinst Du?« fragte auf diese Rede der Adlerkönig seinen zweiten Geheimrath. Dieser letztere war minder mordsüchtig und sagte: »Mein Rath ist, dass Du den Raben nicht tödten lässest. Es ziemet, dem Demüthigen und Hilflosen Barmherzigkeit zu erzeigen. Ist dieser Rabe auch unser Feind, so ist er doch zugleich unser wehrloser Gefangener. Wir haben ihn nicht im Streite gegen uns ergriffen, sein Unglück hat ihn in unsere Hand und Macht gegeben. Mancher fand Hilfe von seinem Feind, die der Freund ihm versagte, und ward damit des Feindes Freund und des Freundes Feind.«

»Was sagst Du dazu?« fragte nun der Adler seinen dritten Geheimrath, und dieser erwiderte: »Auch ich, mein allergnädigster König und Herr, kann nicht für die Tödtung dieses unseres Gefangenen stimmen; vielmehr wäre mein

Rath, guten Nutzen von ihm zu ziehen. Seine Freunde und sein König haben ihn mißhandelt und schmählich in seiner Noth verlassen. Er kann uns — und wird es auch — alle Heimlichkeit unserer Feinde offenbaren, und das kann uns nur zugute kommen, wenn einer unserer Feinde gegen die Seinen steht. Seine Feinde zu entzweien und dann über sie zu triumphieren, haben die alten Weisen für die beste Kunst zu kriegen und zu herrschen erklärt, wie es gieng mit dem Dieb, dem Teufel und dem Einsiedel.«

»Wie war denn das?« fragte der Adlerkönig, und sein zweiter Geheimrath erzählte das nachfolgende Märchen.

39.

Der Dieb und der Teufel.

Es war einmal ein Einsiedel, dem schenkte ein frommer Mann aus Barmherzigkeit und um Gottes willen eine Kuh. Ein Dieb erfuhr das und gedachte, diese Kuh sich anzueignen. Als er zur Nachtzeit sich auf den Weg machte nach der Klause des Einsiedels, welcher einige Pilgrime bei sich beherbergte, was dem Diebe ebenfalls bekannt war, stieß er auf einen Mann, welcher auf dem gleichen Wege auf und ab gieng. Der Dieb vermuthete, es möge ein anderer Dieb sein, der dieselbe Absicht habe wie er, und fragte: »Wer bist Du? Was hast Du hier zu schaffen? Was führst Du im Schilde?« Darauf antwortete jener: »Wenn Du es wissen musst, will ich Dir es sagen. Ich bin der Teufel und will dem Einsiedel in dieser Nacht das Genick brechen, denn ich hasse ihn schon lange und habe nun endlich heute Macht über ihn gewonnen; denn er

beherbergt in heutiger Nacht einen Missethäter. Darum warte ich nur hier, bis dieser mit seinem Gefährten sich schlafen gelegt habe. Und was suchst Du hier?« — »Ich?« sagte der Dieb. »Ich habe es nicht so schlimm im Sinne wie Du. Solche schwarze Pläne hege ich keineswegs. Ich will dem Einsiedel nur aus Mitleid eine Kuh wegführen; denn ihr Gebrüll stört die Andacht des frommen Mannes, auch weiß er nicht mit einer Kuh umzugehen, und sie könnte ihn mit ihren Hörnern schädigen.«

Nun giengen der Dieb und der Teufel miteinander nach der Klause des Einsiedels, welcher seine Kuh angebunden und sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Jetzt dachte der Dieb bei sich selbst: Du musst eilen, dass du erst die Kuh gewinnst; denn wenn der Teufel an den Einsiedel kommt und ihn erwürgen will, so wird derselbe aufwachen und schreien, davon werden die Pilgrime ebenfalls aufwachen, ihm zu helfen gedenken, und dann finden und fangen sie zuletzt dich. Darum! besser ist besser — erst die Kuh, dann den Hals. Sprach daher zu dem Teufel. »Höre und warte einmal. Lass mich erst meine Kuh holen, hernach mache mit dem Einsiedel, was Du willst.« »Mit nichten!« sprach der Teufel. »Erst erwürge ich ihn, dann nimm Du Dir, was Dir gefällt.

»Nicht also!« widersprach der Dieb. »Ich muss zuerst in die Klause.«

»Wagst Du, mir Trotz zu bieten?« zischte der Teufel leise und rollte seine glühenden Augen wild im Kopfe.

»Ich habe mich noch nie vor einem dummen Teufel gefürchtet!« antwortete der Dieb. Darauf krallte ihm der Teufel nach dem Halse, und da schrie der Dieb: »Mordjo! Mordjo! Einsiedel! Holla! Der Teufel will uns an den Kragen! Hilfe! Hilfe! — Indem erwachte der Einsiedel aus dem Schlafe, und die Pilgrime wachten auch auf, und

der Einſiedel eilte aus der Klauſe mit einem Crucifix; vor dieſem entwich ſpornſtreichs der Teufel, und die Pilgrime

hatten ihre harten und langen Stecken, vor diesen fürchtete sich der Dieb und lief, was er laufen konnte. So rettete der Einsiedel seinen Hals und seine Kuh, weil sich seine beiden Feinde entzweit hatten. Darum ist das ein weiser Mann, der seiner Feinde Zwietracht nützt und sie ausbeutet zu seinem Vortheil.«

Auf diese Rede des dritten Rathes des Adlerkönig hub der erste Rath wieder an zu sprechen: »Traue, o König, nicht diesem Redner und seinen glatten Worten, wenn Du nicht Dich selbst und alles, was Dein ist, verlieren willst. Folge meinem Rath und lasse diesen Raben tödten; denn ich befürchte, wenn er am Leben und bei uns bleibt, so wird unser Ende ein schmähliches sein. Ein vernünftiger Mann läßt sich mit Worten nicht betrügen, wenn ihm Gott seinen Feind in die Hand gibt. Ein Unweiser aber wird mit schmeichelnden Worten getäuscht und betrogen. Glaube doch ja nicht den Worten des wunden Raben; denn in ihm ist keine Treue, er stammt aus einem falschen, diebischen Geschlechte. Bis jetzt haben die Raben uns noch nicht überlistet; was aber weiter geschehen wird, und ob dieses Raben Gesellschaft uns nützlich und förderlich sein wird, läßt sich nicht voraussehen. Ich aber bezweifle äußerst, daß der sich hier habe zu unserem Heil oder Vortheil finden lassen. Ich wiederhole meinen Rath: Tödtet ihn! Ihr wißt, daß ich die Raben nie gefürchtet habe, aber dieser erweckt mir ein ahnungsvolles Bangen, daß er uns allen Unheil brüten werde.«

Der Adlerkönig hörte diese Worte an, erkannte deren Wahrheit, aber er fühlte sein Herz von königlicher Großmuth schwellen und wollte auch zeigen, daß er herrsche, und daß seine Räthe nicht Reichsregenten seien — obschon das zu sein, mancher vielleicht sich einbildete — darum sprach er auch: »Ich gebe dem Unglücklichen Gnade, er soll

leben. Man warte und pflege seiner wohl und heile sein Wunden.« —

Mit Schmerz schwieg der treue Warner des Adlerkönigs und dachte sein Theil. Der Rabe aber, der mit hoher Einsicht begabt war und der Rede so mächtig wie sein Ahnherr, aber besser wie dieser geübt in der Kunst, zu rechter Zeit zu reden und zu rechter Zeit zu schweigen, machte sich bald Gunst und Gönnerschaft am Hofe des Königs, und am meisten bei diesem selbst. Gar manche schöne Mär wusste er zu erzählen, die zur Lehre, wie zur Erheiterung diente; er wusste fein zu scherzen und anmuthig zu huldigen. Er durfte des Adlerköniges jungen Prinzen und Prinzessinnen Unterricht ertheilen und ihnen Vorträge halten; der König ernannte ihn zum Kammerherrn und hatte ihn stetig gern um sich. Dafür versicherte der Rabe dem Könige unausgesetzt seine Treue und seinen Hass gegen die Raben, und in einer Versammlung sprach er laut aus: »Wollte Gott, dass ich zu einem Aare werden könnte, müsste ich die Wandlung selbst, dem Vogel Phönix gleich, mit dem schmerzenden Flammentode erkaufen! Wie wollte ich mich dann an meinen Feinden rächen und meine Rache in ihrem Blute kühlen!« — Da sprach der alte, strenge erste Rath des Adlerkönigs: »O Du Gleißner! Du herber Essig in unserm goldenen Becher! Und wenn Du Dich tausendmal selbst verbrenntest und ein anderer Vogel — wäre dies möglich — aus Dir würde, so würde es doch immer wieder ein häßlicher, falscher, tückischer Rabe werden, wie es jener Maus ergieng, von der ein Märlein aus India meldet.« Auf diese Rede begehrten die Aare das Märlein zu hören, und der scharfsichtige Adler erzählte:

40.

Die verwandelte Maus.

Es war einmal ein frommer Mann, der diente der Gottheit betend und büßend in einer Wildnis, und Gott war ihm ob seiner Frömmigkeit und fleckenlosen Tugend also gnädig, dass er jeden Wunsch des Büßers erhörte und erfüllte. Einst saß der Fromme am Strande eines Baches, versunken in andächtige Gedanken, da flog ein Sperber über ihn hin, der hatte ein Mäuslein gefangen, das er noch in den Krallen trug; das Mäuslein aber zappelte und entfiel dem Sperber und fiel herab in des frommen Mannes Schoß. Da erbarmte sich der Fromme des Mäuslein, band es lind in ein Tüchlein und trug es nach seinem Hause; um es allda zu pflegen und aufzuziehen. Er gedachte aber, dass seine Diener daran einen Anstoß nehmen würden,

dass er, der reine Mann, mit einem unreinen Thiere sich abgebe, und da bat er Gott, das Mäuslein doch lieber in ein Maidlein zu verwandeln. Und siehe, Gott erhörte die Bitte und verwandelte alsbald das Mäuslein in ein schönes Maidlein. Das führte nun der Fromme fröhlich in sein Haus und erzog es und hatte an ihm sein väterliches Wohlgefallen, und seine Diener glaubten, ihr Gebieter habe es in der Wildnis gefunden, oder es sei ihm von Anverwandten übergeben worden. Da nun das Maidlein, das als des Frommen Tochter galt, herangewachsen war, so gedachte er daran, es an einen guten Mann zu verheiraten, und fragte die Maid, ob sie Neigung habe, zu heiraten, und was für einen Mann sie sich wünsche? Die Maid aber trug hohen und herrischen Sinn und antwortete: »Ja — aber nur den höchsten Herrscher.«

Der Pflegevater erwiderte darauf: »Der höchste Herrscher, mein Kind, das ist der mächtige Sol; er beherrscht die ganze Welt und erleuchtet und durchwärmt sie mit seinen Strahlen; ich will ihn bitten, sich mit Dir zu verbinden; dann wird man Dich Frau Sonne nennen.«

Der Fromme läuterte sich durch Gebet und Abwaschung und trug dem Sol sein Anliegen vor; dieser aber sprach: »Gern gehorchte ich Dir, dem die Gottheit jeden Wunsch erfüllt, o frommer Büßer! Aber der Mächtigste bin ich nicht. Siehe, der Lenker der Wolken ist mächtiger denn ich; ein Hauch von ihm wird zur Wolke, die meinen Schein mir nimmt, dass es finster wird auf der Erde.«

Da gieng der Büßer bis an des Meeres Ufer, aus dem die Wolken sich emporheben, und bat deren mächtigen Lenker, wie er den Sol gebeten hatte. Da hob sich auf seinem Wolkenthrone der Wolkenlenker, aus des Meeres Schoße aufsteigend, wie ein großer Rauch empor und sprach: »O Du Frommer und Gottseliger! Wohl hat mir die Gott-

heit mehr Gewalt gegeben, als selbst den Engeln in seinem Himmel, aber einer ist doch, der mächtiger ist, als ich bin. Das ist der Vater der Winde. Wenn er sich erhebt und stark haucht, so fahren meine Gewölke auseinander und verschwimmen in ein wesenloses Nichts, oder fliegen und fliehen vor ihm und seinem Grimme von einem Ende der Welt zum andern, und ich bin nichts gegen ihn und vermag ihm nicht zu widerstehen.«

Da machte sich der Büßer auf zum Vater der Winde, der in einer großen und weiten Berghöhle wohnte, in der er die Winde verschlossen hielt, und nur zu Zeiten einem oder dem andern zu wehen gestattete — und trug nun diesem seine Bitte vor. Aber auch der Vater der Winde erklärte, dass er sich nicht für den mächtigsten Herrscher erachten könne. »Siehe, Du Frommer, Reiner, Makelloser,« sprach er, »diesen mächtigen Berg, wie er da steht in stolzer Ruhe! Mag ich mit allen den Meinen sausen und brausen, so stark wir immer können und wollen, er bleibt unerschüttert, weicht und wankt nicht vor meinem Grimme; darum ist er mächtiger als ich, und darum wende Dich an ihn.«

Darauf wandte sich der gläubige Büßer an den Berg und trug diesem seinen Wunsch vor, und der Berg sprach: »Du nennst mich den Mächtigsten, und es ist wohl wahr, ich bin groß und mächtig; die Sonne dient mir und lässt meinen Scheitel grünen, die Wolken müssen meine Wiesen und Wälder mit Thau und Regen tränken, der Wind fächelt mich, wie ein Sclave seinen Gebieter, aber der Mächtigste ist doch nur der, der nichts erdulden muss. Ich will Dir jemand zeigen, der mächtiger ist als ich; denn ich muss ihn dulden, ich mag nun wollen oder nicht wollen.«

»Wer wäre das?« fragte ganz verwundert der Büßer. »Es ist,« sprach der Berg, »ein winzig kleines graues

Die verwandelte Maus.

Männchen; das wühlt in mir und gräbt und baut sich Wohnung und Gemächer und fragt mich nicht, ob ich's ihm gestatte.«

»Was wäre das für ein winzig kleines graues Männchen?« fragte der Fromme. — »Es ist die Maus!« antwortete der Berg. — Hierauf wendete sich jener mit seinem Wunsch und Antrag an den Mausmann, und dieser antwortete:

»Ich bin der, von dem der Berg geredet hat. Kann ich aber, auch wenn ich wollte, ein Menschenmaidlein freien und in meine niedere Wohnung führen? Darüber ersinne Du selbst Dir weisen Rath, Gottseliger!« Nun gieng der Einsiedel wiederum zu seiner Tochter und sprach zu ihr: »Ich habe Dir lange den mächtigsten zum Manne gesucht; willst Du diesen, so muss ich von der Gottheit erflehen, dass sie Dich wieder zu einer Maus werden lässet, welche Du vordem schon einmal gewesen bist, dann kann Dein Wille in Erfüllung gehen.« Und da die Tochter auf ihrem Sinne beharrte, weil ihr ihr Pfleger darlegte, wie immer ein Mächtiger ihn an einen noch Mächtigeren gewiesen, so wurde sie auf sein Flehen wieder in eine Maus verwandelt und dem Mausmännlein zur Gemahlin gegeben. Denn gleich und gleich gesellt sich gern; was zum Heller geschlagen, wird kein Thaler, und aus einem verrätherischen Raben wird nimmermehr ein Phönix, wenn er sich auch, gleich diesem Wundervogel, verbrennte. Aber wohlan, lasse Dich verbrennen, Verräther, und lass uns schauen, was aus Deiner Asche emporsteigt!«

Der Adlerkönig und seine Umgebung hörten diese Rede nicht ohne ernste Erwägung an, und mehrere theilten die Meinung des treuen Rathgebers; der Rabe aber spottete fein über seinen heftigen Gegner und sagte:

»Trage doch Holz, Du Edler, zu meinem Scheiterhaufen! Schichte ihn empor aus Adlerfarn, und fache die Funken mit Deinen eigenen Fittichen zu heller Flamme an. Du trägst dann unsterblichen Ruhm davon, und man wird Dich als Rabentödter noch lange in Heldenliedern verherrlichen.«

»Du sollst nicht brennen,« sprach der Adlerkönig, »weder dass Du unser einer werdest, denn wir haben allein Macht genug, Dich an Deinen und unseren Feinden zu rächen, noch dass wir uns an Dir rächen wollen. Haltet Friede!«

41.

Der Raben Arglist und Rache.

Lange lebte am Hofe des Adlerkönigs der alte Rabe; er wurde Mitglied des geheimen Rathes und vernahm alle Beschlüsse der Adler gegen die Raben und erlauschte alle Heimlichkeiten der ersteren. Der erste Rath des Adlerkönigs aber schied von seinem Posten; er nahm seine Entlassung, denn er sagte: »Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Wer mit sehenden Augen blind sein will, der sei es. Ich habe gesprochen und gewarnt in aller Treue und habe meine Seele bewahrt. O bethörter König, leichtgläubiger König! Wie wirst Du meiner Warnung gedenken, wann es zu spät ist!« Und er schied ab und flog in ein fernes Gebirge, um auf einem stillen Landsitze weit vom Königshofe und von dessen Unruhe seine Tage friedlich zu beschließen.

Der Rabenkönig harrte still und lange seines Getreuen, während seine Umgebung diesen längst todt glaubte; denn

der König hütete sein Geheimnis sorglich vor allen und ließ selbst seinem Vertrautesten nichts davon ahnen. Da kam eines Abends der Rabe geflogen, und alle erstaunten und verwunderten sich hoch und wussten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, dass ihn der König, der ihn vor aller Augen mit Ungnade überhäuft und ihn sogar thätlich misshandelt hatte, so freundschaftlich, ja selbst herzlich empfieng.

Der alte weise Rabe aber sprach zu seinem Könige: »Ich bringe gute Botschaft und verkünde Sieg und Freude! Der Himmel gibt unsere Feinde in unsere Hand. Die Adler haben jetzt eine Felsenkluft entdeckt, die unersteigbar ist; in dieser schlafen sie gemeinsam, denn sie ist innen weit und geräumig, luftig und trocken, gedeckt gegen Regen und Sonnenbrand, der Eingang aber ist enge, und ohne Wache, weil weder Thiere noch Menschen ihr nahe kommen können. Wir aber können ihnen nahen; darum auf, mein König, auf, all ihr muthigen und getreuen Raben! Ein jeglicher fasse ein Stück dürren Holzes, so groß er solches zu tragen vermag, mit Krallen und Schnabel, und ich will einen Feuerbrand tragen und voran fliegen.«

Rasch wurde dieser Rath nach des Königs Zustimmung vollzogen, die ganze Schar der Raben flog dem Führer nach, jeder warf sein Holz auf den Ausgang der Arenhöhle, und der alte Rabe legte sein glimmendes Holz hinein; dann wehten sie mächtig mit den Flügeln, und bald brannte das Holz in lichter Lohe.

Tödlicher Schrecken ergriff die aus dem ersten Schlummer erwachenden, sich sicher wähnenden Adler sammt ihrem Könige. Sie rauschten wild durcheinander, stießen an einander, sie kreischten verzweifelnd; die kühnsten flogen durch die Flamme, nur um draußen todt niederzufallen; indessen mehrten sich innen Dampf und Hitze, dass einer

nach dem andern sterbend mit zuckendem Flügelschlage hinsank, und auch der König mit allen den Seinen, der noch klagend ausrief: »Welch ein Thor ist der Mann, der den Fremdling beschirmt und den treuen Warner verachtet!« —

So gewann das Reich der Aare und ihre Feindschaft gegen die Raben ein Ende, und wenn nicht jener weise Rathgeber mit den Seinen sich in jenes Gebirge zurückgezogen hätte, so gäbe es gar keine Adler mehr, deren Geschlecht selten geworden ist; die Raben aber sind viele geworden, haben sich überall hin verbreitet, sind auch jeweilig noch große Redner und hassen die Aare noch immer.

42.

Die beiden Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen der eine klug war und der andere unklug. Beide waren Schäfer, welche wechselweise Tag um Tag die Schafe eines reichen Metzgers hüteten. Jedesmal, wenn der eine hütete, blieb der andere zu Hause, besorgte das Essen und trug es hinaus auf die Schafweide, wo dann das Mahl von beiden gemeinschaftlich verzehrt wurde.

Nun traf einmal die Reihe des Hütens den Klugen und die des Kochens den Dummen, und nachdem letzterer das Essen gekocht hatte, trug er es zu seinem Bruder auf die Trift hinaus. Auf dem Wege aber kam er an eine alte wackelige Brücke, die über einen Bach führte, und die viele Spalten hatte, unter denen das Wasser hinfloss; und da dachte der Dumme in seinem Sinne: Das ist ein gefährlicher Steg, da kann zuletzt ein Schaf oder ein Mensch

durchfallen; da ist schwer, hinüber zu kommen, willst doch die Brücke bessern. Und da begann der Dumme die Spalten mit den Klößen, die er gekocht hatte, auszustopfen — hart genug waren sie ohnehin — und in die schmalen Ritzen stopfte er Sauerkraut. Dann gieng er getrosten Muthes über die Brücke, die nun recht fest und haltbar aussah, und als ihn sein Bruder fragte: »Wo hast Du denn das Essen?« — so lachte der Dumme und antwortete: »Essen habe ich nicht, aber ich hatte einen klugen Gedanken; ich habe den Brückensteg ausgebessert, dass er wieder hält. Ich habe die Klöße in die Klunsen gestopft und in die Ritzen das Sauerkraut, dass wir und unsere Schafe nicht durchfallen.«

»Ei, was Du für ein Pfiffikus bist!« spottete der kluge Bruder über den Dummen. »Es ist nur gut, dass Du morgen hüteſt und ich koche, sonst gäbe es für uns zwei Fasttage hintereinander. Aber das sage ich Dir, wenn Du morgen hüteſt, so sei so gut und habe nicht wieder kluge Gedanken nach Deiner Art. Du hast Dich um nichts zu bekümmern, als dass die Schafe hübsch nach der Reihe liegen bleiben. Wenn Du so thust, machst Du nichts Dummes.«

Will so thun,« sagte der Dumme.

Am andern Tage, als der Kluge zu Hause blieb und kochte und der Dumme die Schafe auf die Weide trieb, wollten die Schafe sich nicht nach der Reihe hinlegen, und da hatte der Dumme mit ihnen recht seine Noth und Plage, bis er ärgerlich wurde und schrie: »Wartet, ich will euch — wenn ihr nicht wollt wie ich will!« und er nahm einen Knittel und schlug sie alle mausetodt und legte sie hübsch nebeneinander in Reihen. Wie nun der Bruder mit dem Kessel voll Essen kam, wunderte er sich, dass die Schafe so schön lagen und rief:

»Ei, die liegen ja prächtig nach der Reihe!«

»Gelt?« antwortete der Dumme mit großer Selbstzufriedenheit. »Erst wollten sie freilich nicht, hab' Mühe genug gehabt, hab' sie todt geschlagen, die Racker, nun muckst keines mehr.«

»Um des Himmels willen!« schrie der kluge Bruder; was hast Du gethan; Jetzt sind wir beide verloren!«

»Ach geh weg!« antwortete der Dumme mit großer Gemüthsruhe. »Verloren? Das wäre! Wer uns findet, wird schon ein ehrlicher Finder sein, wird uns wiederbringen.«

»Dummkopf!« schrie der Bruder erbost. »Der Metzger schlägt uns todt, wie Du seine Schafe todtgeschlagen hast! Packe auf! Wir müssen auf der Stelle fliehen!«

Und da flohen die beiden Brüder und liefen, so sehr sie laufen konnten, und kamen in einen dichten finstern Wald, und als die Nacht kam, stiegen sie auf einen Baum, droben zu schlafen, und nahmen ihren Kessel, darin noch ihr Essen, Brühe und Brocken waren, auch mit hinauf, denn der Hunger war ihnen über Schreck und Furcht vergangen, und wollten droben zu Nacht speisen.

Aber da sind zwei Räuber gekommen, die hatten einen Sack voll Nüsse und einen Sack voll Geld. Beide

Säcke schleppten sie unter einen Baum, darauf die beiden Brüder saßen, setzten sich hin und wollten das Geld theilen. Da schwippte der Kessel der beiden Brüder etwas über, und der eine Räuber sprach zum andern: »Du — es tröpfelt!« — und da fielen aus dem schwippenden, schwappenden Kessel auch Graupen und Brocken, und der andere Räuber rief: »Du — es graupelt und hagelt!«

Die Brüder droben aber fürchteten sich und zitterten und vermochten den Kessel, der auf dem runden Aste nicht standhalten wollte, nicht zu erhalten — und da stürzte der ganze Kessel hinunter.

»Herr Gott! Ein Wolkenbruch! Der Himmel fällt ein! Da kommt schon eine Pauke! Das ist eine schöne Musik!« — schrien die Räuber und liefen davon und ließen ihren Geldsack und ihren Nussack im Stiche.

Die Brüder aber stiegen vom Baume herab und fanden die Säcke, und da sprach der kluge Bruder zu dem Dummen: »Sieh, da sind zwei Säcke; in einem ist hartes Zeug, und er ist klein; der andere ist groß und sind Nüsse darinnen. Es fragt sich nun, welchen Sack Du willst, denn Du bist der Ältere und hast die Vorhand.«

»Richtig!« antwortete der Dumme. »Ich habe die Vorhand, mir gebürt der große Sack, der mit den Nüssen. Die Nüsse kann ich essen, das harte Zeug aber kann man nicht essen.«

So nahm jeder seinen Sack, und so wanderten sie miteinander. Der Dumme aß aus dem seinen fort und fort Nüsse und gab auch seinem Bruder ein paar, so dass er immer leichter zu tragen hatte, bis der Sack ganz leer war; den andern aber dünkte sein Geldsack immer schwerer zu werden, so dass er zuletzt nicht vermochte, ihn weiter zu tragen.

»Du kannst jetzt meinen Sack auch eine Strecke tragen!« sagte der Kluge zu dem Dummen. »Er wird mir gar zu schwer.«

»Nä! So haben wir nicht gewettet!« antwortete der Dumme. »Du hast ja meinen Sack auch nicht getragen. Ich habe Dir noch dazu Nüsse gegeben, Du aber hast mir nichts gegeben. Willst Du's leicht haben, so theilen wir, Du die Hälfte von dem harten Zeug, ich die Hälfte; das ist brüderlich, da trägt keiner zu schwer.«

Erst wollte der Kluge davon nichts hören; er versuchte, ob er nicht dennoch den Geldsack allein fortbringen könnte, war dies aber nicht imstande. Und so theilten sie denn und kauften sich Schafe für das Geld und hüteten sie und fiengen ihr Wesen wieder von vorn an.

43.

Schlange Hausfreund.

Es war einmal ein altes Ehepaar, das war sehr arm, wenn auch noch so fleißig, und der Mann nährte sich und seine Frau, mit der er ein kleines Häuschen nahe einem Walde bewohnte, von Waldarbeit. Er half den Bauern Bäume fällen, Holz einfahren, Holz zersägen und spalten; und so sammelte er auch das Holz, das er zu seinem eigenen Gebrauch nöthig hatte, im Walde und führte es auf einem Schiebekarren jede Woche ein oder einigemale heim. Das darf aber nach den Forstgesetzen nur mit dürrem Holze geschehen; frisches, noch grünendes dürfen die armen Leute nicht von den Bäumen abhauen oder mit ihren Hippen abreißen, sonst werden sie in die Waldbuße geschrieben und gestraft; und das ist ein sehr weises Gesetz, denn ohne

dasselbe gäbe es schon lange keine grünenden Wälder mehr. Wie nun einmal der arme Holzhauer in den Wald kam,

sah er mit großer Freude schon von weitem, dass ein starker Sturmwind in der Nacht auch von einer stattlichen Eiche einen großen dürren Ast abgebrochen und herabgeworfen hatte, und wollte sich alsbald dieses Astes bemächtigen.

Aber näher kommend, gewahrte der Mann mit Schrecken, dass vom Baume her nach dem Aste sich eine große Schlange ringelte, daher er zur Seite wich und sich anderes Holz sammelte. Am folgenden Tage gieng der Mann wieder in den Wald und wollte nun den Ast mit sich nehmen; aber da hatte die Schlange denselben mehrfach umschlungen und hob ihr Köpfchen auf dem schlanken Halse ihm ganz munter entgegen, als wenn sie ohne Furcht vor ihm seine Bekanntschaft machen wollte. Leicht hätte der Mann die Schlange tödten können, er durfte ihr ja nur mit dem scharfen Holzbeile, das er mit sich führte, den Kopf abhauen; allein dieser Mann war einer von den wenigen verständigen Landleuten, die in ihrem schlichten Sinn es für eine Sünde erachten, ohne Noth und ohne Bedürfnis ein Geschöpf Gottes zu tödten, aus reinem Frevel und Lust am Morde — wie so viele aus Unverstand, und was noch viel schlimmer und ärger ist, aus Bosheit thun. Er gab lieber den Ast auf und suchte sich kleineres Leseholz zusammen.

Wie nun der Mann mit seinem Reisigbündel nach Hause kam, sagte er zu seiner ihm im Hofe behilflichen Frau, indem er das Holz abwarf: »Ich bringe leider den schönen Ast wieder nicht mit, von dem ich Dir gestern schon erzählt habe; die Schlange hat sich ganz darum geringelt.«

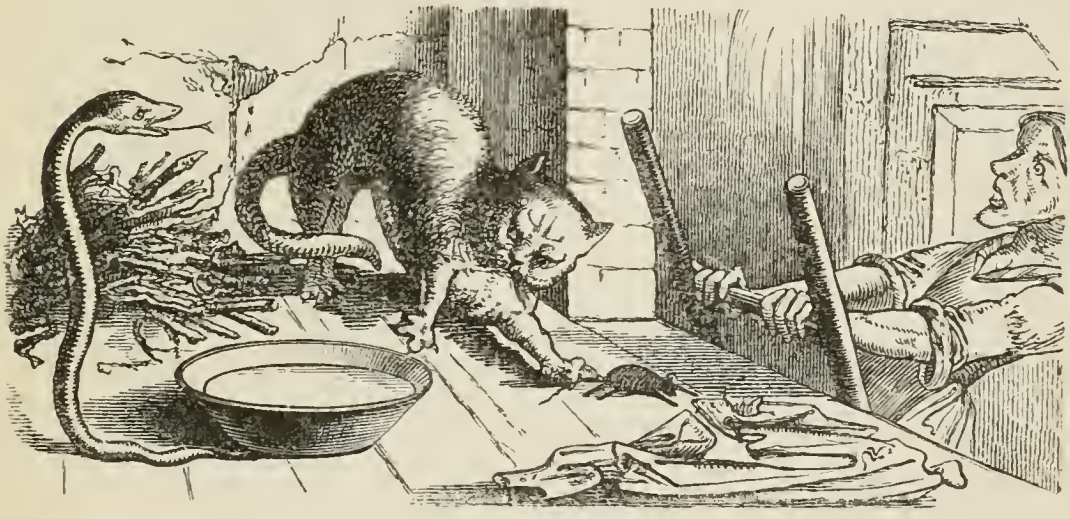
»Geh mir mit Deiner Schlange!« sprach die Frau. »Ich bin froh, dass ich sie nicht gesehen habe; ich wäre des Todes gewesen.«

Kaum hatte des Holzhauers Frau dies gesagt, so stieß sie einen gellenden Schrei aus und sprang entsetzt zurück — denn aus dem Reisigbündel hervor kroch plötzlich die Schlange, und ihr Anblick jagte der Frau einen tödlichen Schreck ein.

»Aber liebe Frau!« rief der Mann, »wie Du Dich gleich stellen kannst! Was erschrickst Du denn? Es ist ja

keine giftige Schlange, es ist eine unschuldige Unke, die Frösche und Mäuse frisst. Man sagt, Unken bringen Glück ins Haus, vielleicht bringt diese es uns; Zeit dazu wär' es, denn des Elendes haben wir lange genug gehabt. Man hat auch Beispiele, dass in solche Lindwürmer Menschen verwandelt worden sind, welche Schätze vergruben und nun in Schlangengestalt das gleißende Gold hüten müssen. Vielleicht ist uns ein solcher Schatz beschert, wir wollen daher der Schlange kein Leid zufügen.«

Der Frau zitterten lange die Glieder, sie vermochte



kaum ihrem Manne etwas zu antworten; denn es besteht ein Widerwille der Frauen gegen die Schlangen vom Anbeginne her. Die Schlange aber war gleich in das Haus geschlüpft und hatte dort in der Vorflur die Katze angetroffen und ihr guten Tag gesagt. Die Katze hatte einen hohen Buckel gemacht und angefangen zu pfauchen, die Schlange aber hatte gezischt und den Rachen aufgerissen, was die Katze bewog, nicht feindselig gegen die Schlange vorzugehen.

»Was issest Du?« fragte die Schlange. — »Ich esse Mäuse,« antwortete die Katze.

»Ich esse auch Mäuse,« sagte die Schlange.

Dieser Zug übereinstimmender Neigung begütigte die Katze, und sie fragte nun die Schlange: »Was trinkst Du?«

»Ich trinke Milch, wenn ich deren haben kann!« antwortete die Schlange.

»Ei, ich trinke auch Milch!« sagte die Katze. »Das ist ja schön! Da passen wir eigentlich gut zusammen.«

Darauf schlossen die Katze und die Schlange Frieden und Freundschaft mit einander, und die Hausfrau gewöhnte sich allmählich an die letztere, und wenn sie der Katze Milch gab, so trank die Schlange, die sehr wenig bedurfte, mit der Katze aus einem Näpfchen, und die Mäuse fiengen beide gemeinschaftlich weg, die Schlange die im Stalle und im Keller, und die Katze die auf dem Boden und in der Stube.

In dem Waldhäuschen aber kehrte Segen ein, seit die Schlange bei dem alten Ehepaare lebte und geduldet ward; der Taglohn wurde dem Manne erhöht, die Waldbeeren, eßbaren Schwämme und Heilkräuter, welche die Frau sammelte und in die Stadt zum Verkaufe trug, wurden ihr viel besser als sonst bezahlt; und so lebten die armen Leute in glücklicher Zufriedenheit, die ihnen viel mehr zum besten gedieh, als wenn sie unversehens reich geworden wären. Am Abende, wenn die Arbeit ruhete, saßen die beiden Alten bisweilen Sommers vor der Thüre und Winters am warmen Ofen, und die Frau spann; neben ihr saß die Katze und spann auch, aber leider keinen Faden, und die Schlange hatte Schlupfgänge, welche die Mäuse ausgearbeitet hatten, und kam herauf, und da hörten Mann und Frau zu, wie die beiden Thiere einander Geschichten erzählten, in denen Katzen oder Schlangen stets die Hauptrollen spielten. Die Schlange insonderheit war schon ziemlich alt und sehr erfahren und konnte sehr vieles erzählen, theils was sie selbst erlebt hatte, theils was sie von ihrer Mutter und Großmutter gehört.

Urtheile der Presse

über

Ludw. Bechsteins

Neues deutsches Märchenbuch.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

(Geschöpft aus Hunderten von uns vorliegenden, ausnahmslos günstigen Recensionen der bedeutendsten deutschen Organe.)

Lübens Jahresbericht. »Bechsteins Märchen sind seit Jahren bei Jung und Alt beliebt; es bedarf daher nur der Bemerkung, dass von denselben abermals eine neue, gut ausgestattete Auflage vorliegt.«

Berliner Fremden- und Anzeigeblatt. »Das Buch hat die fünfzehnte Auflage erlebt, bedarf also keiner Empfehlung mehr. Überhaupt Bücher, deren einzelne Capitel mit Worten, wie die folgenden, anfangen. — Es war einmal ein Menschenfresser, der verspeiste nichts lieber als junge Mädchen unter 18 Jahren — die brauchen einem Volke von Denkern nicht erst angepriesen zu werden. Denn das ist doch ganz natürlich, wer einen solchen Eingang einer Geschichte liest, der will auch weiter wissen, was es mit dem wunderlichen Gesellen für eine Bewandtnis hat. Und in diesem Buche sind 45 solcher Stücke, die geben der Phantasie des Kindes wenigstens Nahrung, und **Bechstein** ist ein launiger, harmloser und freundlicher Erzähler, dem eben die deutsche Kinderwelt ihr liebes „**Neues deutsches Märchenbuch**" verdankt. Wollen unsere Leser nicht vergessen, es ihren Kleinen auf den Weihnachtstisch zu legen.«

Neue freie Presse. »Von den vielen interessanten Werken des alten so gemüthreichen **Ludwig Bechstein** kann sein „**Neues deutsches Märchenbuch**" einen dauernden Platz in der classischen deutschen Jugend-Literatur beanspruchen. Reinheit und Innigkeit der Empfindung, einfache Anmuth der Darstellung, hohe Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, empfehlen das mit 50 Holzschnitten in künstlerischer Vollendung illustrirte Büchlein unserer Jugend jeden Alters und Standes, und wir sind überzeugt, dass auch der Erwachsene dasselbe nur mit größter Befriedigung aus der Hand legen wird.«

Drittes kritisches Jugendschriften-Verzeichnis. »Das Buch enthält eine große Anzahl recht guter Märchen. Der erzählenden Mutter wird es leicht sein, die für ihr Kind passenden herauszufinden.«

Über Land und Meer. »Von Ludwig Bechsteins »Neues deutsches Märchenbuch«, das einen dauernden Platz in unserer Jugend-Literatur einnehmen wird, liegt uns abermals eine neue Auflage vor.«

Wachenhusens Hausfreund. »Es bedarf keiner Empfehlung dieses Buches mehr, nur erinnern wollen wir unsere Leser, nicht zu vergessen, es ihren Kleinen auf den Weihnachtstisch zu legen. Wenn das Spielzeug und die Lust am Spielzeug längst verschwunden sind, werden **Bechsteins Märchen** noch eine liebe Erinnerung bleiben.«

Süddeutsche Presse. »Dieses Büchlein hat sich bereits einen dauernden Platz in der deutschen Jugend-Literatur errungen, und es genügt der Hinweis, dass diese neue Auflage vorzüglich ausgestattet ist. Besonders sind auch die 50 Holzschnitte charakteristisch erfunden und correct ausgeführt. Der Preis ist ein niedriger zu nennen.«

Rostocker Zeitung. »Die Märchen sind in dem naiven anheimelnden Tone erzählt, in welchem diese Gattung von Poesie gehalten sein muss, die Illustrationen sind dementsprechend ausgeführt.«

Freie pädagogische Blätter. »In der That sind Bechsteins Märchen sowohl hinsichtlich ihres Inhaltes als bezüglich ihrer Form ganz ausgezeichnet; sie verdienen das Interesse der Jugend, wie das des bereits herangewachsenen Geschlechtes in hohem Grade.«

Schlesische Zeitung. In Ludwig Bechsteins Neuem deutschen Märchenbuch begrüßen wir einen alten Bekannten, den wir besonders für die liebe Jugend nicht genug empfehlen können. Der Preis ist in Berücksichtigung der hübschen Ausstattung auffallend billig.«

Kritische pädagogische Vierteljahresschrift. »Das Buch wie sein Verfasser haben einen gar guten Klang bei Jung und Alt. Nicht bloß die »märchenhaften«, auch die schon den Märchen entwachsenen Kinder, ja selbst die Alten erfreuen sich gern an diesen Märchen, deren jedes seinen eigenen Reiz hat. **Fast wären wir versucht, den Bechstein'schen Märchen den Vorzug vor den Grimm'schen zu geben.** Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, der Preis gering; es sei Jung und Alt empfohlen.« U. s. f.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

MAR 2 8 1932